Die Könige im Exil.

In demselben Verlage erschienen von dem gleichen Autor in autorisirten Uebersetzungen:

Der kleine Dingsda. Die Geschichte eines Kindes. 1 Bd. ca. 27 Bogen. 8°. Preis eleg. geh. M. 5.—.

Wundersame Abenteuer des edlen Tartarin von Taraskon. Humoristischer Roman. II. Aufl. 1 Bd. 8°. Preis eleg. geh. M. 2.50.

Der Nabob. Pariser Sittenbilder. 2 Bde. 8°. Preis eleg. geh. M. 8.—.

Numa Roumestan. Pariser Roman. II. Aufl. 2 Bde. 8°. Preis eleg. geh. M. 8.—.

Die Evangelistin. Pariser Roman. II. Aufl. 2 Bde. 8°. Preis eleg. geh. M. 7.50.



Alphonse Daudet

Die Könige im Exil.

Pariser Roman

von

Alphonse Daudet.

Deutsch

von

Wilhelm Loewenthal.

Einzig autorisirte Uebersetzung mit Portrait und Facsimile des Verfassers.

Vierte Auflage.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Heinrich Minden.
1884.



Alphonse Daudet

Die Könige im Exil.

Pariser Roman

von

Alphonse Daudet.

Deutsch

von

Wilhelm Loewenthal.

Einzig autorisirte Uebersetzung mit Portrait und Facsimile des Verfassers.

Vierte Auflage.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Heinrich Minden.
1884.

1.

Der erste Tag des Exils.

Königin Friederike schlief noch. Es war ein aus Fieber und tödtlicher Ermattung hervorgegangener Schlaf, dessen Träume all die Schrecken der Entthronung und Verbannung wiederspiegelten, den der Lärm und die Angst einer zweimonatlichen Belagerung noch durchtobten, und der von blutigen Visionen, Kampfeslärm, Stöhnen und Aechzen belebt war; ein Schlaf zur ungewohnten Tagesstunde, aus welchem man mit einem Schreckensschrei emporfährt.

„Zara! Wo ist Zara?“ rief die Königin.

Eine ihrer Frauen näherte sich dem Bette und beschwichtigte sie mit sanften Worten: „Se. königliche Hoheit der Graf von Zara schlafe ruhig in seinem Zimmer, Madame Eleonore sei bei ihm.“

„Und der König?“

„Ist gegen Mittag ausgefahren.“

„Allein?“

„Nein. Seine Majestät hat den Rath Boscovich mitgenommen.“

Während die Dienerin in ihrem heimischen Idiom, das

hart und sonor wie über Kiesel rollende Strandwellen erklang, die geforderte Auskunft ertheilte, schwanden die Schreckgebilde, welche die Königin geängstigt hatten; nach und nach trat an deren Stelle das Bild des friedlichen Hotelzimmers, in dem sie sich befand und das sie bei der Ankunft, in der Dämmerung des frühen Morgens, kaum gesehen hatte, mit seiner beruhigenden, luxuriösen und banalen Einrichtung, mit seinen hellen Tapeten, seinen großen Spiegeln, seinen weichen Teppichen . . . .

„Schon fünf Uhr! Komm, Petscha, kleide mich rasch an. Ich schäme mich, so lange geschlafen zu haben.“

— Fünf Uhr Nachmittags, an einem der wunderbarsten Tage, welchen der Sommer des Jahres 1872 den Parisern geschenkt hatte. Als die Königin auf den Balcon trat, jenen langen Balcon des „Hotel des Pyramides“, welches mit seinen fünfzehn rosig verhangenen Fenstern auf den schönsten Theil der Rue de Rivoli hinausblickt, da blieb sie, von Bewunderung gefesselt, stehen. Auf der breiten Straße zu ihren Füßen mischte sich das Rollen der Räder mit dem erfrischenden Sprühen der Sprengvorrichtungen; eine ununterbrochene Wagenreihe bewegte sich nach dem Bois de Boulogne zu, — wie da Alles glitzerte und leuchtete, die glänzenden Geschirre, die edlen Rosse, die hellen, leichten, vom Luftzuge des raschen Fahrens bewegten Frauenkleider. Dann schweiften die geblendeten Blicke der Königin von den fröhlichen Menschengruppen, die sich an dem vergoldeten Gitter der Tuilerien drängten, hinüber nach jenem lichtvollen Gewirre, welches sich aus weißen Kleidern, blonden Haaren, farbenleuchtender Seide und fröhlichen Spielen zusammensetzt, nach jenem Schimmer von Feiertagsfreude und Kinderfrohsinn, welcher an hellen Sonnen=

tagen die Plätze des großen im Herzen von Paris gelegenen Gartens erfüllt, und ruhten endlich mit Entzücken auf der grünleuchtenden Wölbung, dem ungeheuren runden Dache, das durch die mächtigen Kastanienbäume in der Mitte des Platzes gebildet wird und jetzt die Militärmusik verbarg. Alles erfüllt, die Luft durchleuchtet und durchzittert von jauchzenden Kinderstimmen, von schmetternden Trompetenklängen! Vor so viel Fröhlichkeit wich nach und nach das bittere Gefühl im Herzen der Verbannten. Ein warmes, freudeathmendes Wohlsein umgab und überkam sie von allen Seiten so lind und schmeichelnd, so sanft und anschmiegend, wie ein Geflecht aus blinkender Seide; ihre schmalen Wangen, von Nachtwachen und Entbehrungen gebleicht, belebten sich mit einem rosigen Schimmer. „Wie schön, wie wohlthuend, o mein Gott!“ dachte sie in stiller Freude.

Im größten Unglück giebt es solche plötzliche, ohne eigenes Zuthun hervorblitzende Lichtblicke. Sie kommen auch nicht von anderen Sterblichen, sondern die vervielfachte Beredtsamkeit, die stumme Sprache der leblosen Umgebung erzeugt sie. Diese depossedirte Königin, welche ein Volksaufstand, gleich einem furchtbaren, von klaffenden Erdrissen, auflohenden Flammenmeeren und vulkanischen Ausbrüchen begleiteten Erdbeben, mit Mann und Kind auf den harten Boden des Exils geworfen hatte, diese Frau, deren etwas niedrige, aber doch so stolze Stirn noch die Falte, den Eindruck gleichsam einer der schönsten Kronen Europas bewahrte, dieser Frau hätte kein menschlicher Zuspruch Trost bringen können; aber die Natur, die lachende, zu neuem Leben erwachte Natur, in der Gestalt des wundervollen, an die belebende Wärme und wohlige Frische der Riviera erinnernden Pariser Sommers, sie flüsterte ihr

Worte der Hoffnung, der Wiederbelebung, der Linderung zu. Während aber ihr ganzes Sein diesem wohlthuenden Eindrucke sich hingab, ihre weitgeöffneten Augen mit Wollust in die grünende, blühende Umgebung sich versenkten, erschauerte die Exilirte plötzlich. Dort unten zu ihrer Linken, am Eingange des Gartens, erhob sich ein gespenstisches Denkmal, gebildet aus geborstenen Mauern und angesengten Säulen, mit eingestürztem Dache und hohlen, den Blick auf Ruinen führenden Fensteröffnungen, und ganz hinten ein noch erhaltener, von der Flamme geschwärzter Pavillon, — — es war Alles, was von dem stolzen Tuilerienpalaste noch existirte.

Dieser Anblick erschütterte sie aufs Heftigste und es dünkte ihr, als zerschellte ihr Herz an den geborstenen Mauern. Vor zehn Jahren, — ach, es waren noch keine zehn Jahre seitdem vergangen, — es erschien ihr wie ein trauriger und doch bedeutungsvoller Zufall, daß ihr Hotel diesen Ruinen gegenüber lag, — vor kaum zehn Jahren, da hatte sie in jenen Mauern gewohnt, mit ihrem Manne zusammen. Damals war sie die erst vor Kurzem verheirathete Gräfin von Zara, welche auf einer Rundreise an den befreundeten Höfen all das Glück der Neuvermählten und der Thronerbin durchkostete. Alle Welt liebte sie, überall wurde sie mit Auszeichnung empfangen. In den Tuilerien namentlich, — was für Bälle, was für Feste gab es da! Sie sah sie wieder erstehen innerhalb der zusammengebrochenen Mauern. Sie sah die ungeheuren glänzenden Säle, erfüllt von einem Lichtmeere, von den Strahlen edler Steine und blitzender Augen, — sie hörte das Rauschen der langen Schleppen auf der Galatreppe, welche von zwei Reihen mächtiger Krieger in schimmernden Kürassen besetzt war, und die Musik, welche von dem unsichtbaren Orchester

hatten sich einige Neugierige angesammelt, die von der Ankunft der Fürstlichkeiten gehört hatten, und nun den König und die Königin von Illyrien betrachteten, die ihre heldenmüthige Vertheidigung Ragusas berühmt gemacht hatte und deren Bildnisse von allen illustrirten Zeitungen gebracht worden waren. Nach und nach vergrößerte sich der Auflauf, es gesellten sich immer mehr Müßiggänger hinzu, welche die Hälse in die Höhe reckten, ohne eigentlich zu wissen, um was es sich handelte, und Alles starrte auf das junge Ehepaar im Reiseanzuge, über welches der Blondkopf des Kindes emporragte, wie ein Wahrzeichen der Hoffnung der Besiegten und der Freude, das theuerste Gut aus einem so furchtbaren Sturme lebend gerettet zu haben.

„Kommen Sie, Friederike?" fragte der König, den das Gaffen der Leute zu belästigen anfing.

Sie aber, mit erhobenem Haupte, wie eine Königin, die gewohnt ist, der Abneigung der Massen entgegenzutreten, antwortete ruhig:

„Weshalb? Es gefällt mir sehr gut hier auf dem Balcon."

„Weil . . . ich hatte vergessen . . . Rosen ist da mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter . . . Er möchte Sie sehen."

Bei dem Namen Rosen, der ihr so viele treue und aufopfernde Dienste ins Gedächtniß zurückrief, erglänzten die Augen der Königin.

„Mein tapferer Herzog," sagte sie, „ich erwartete ihn."

Als sie mit diesen Worten den Balcon verlassen wollte und noch einen stolzen Blick auf die unten angesammelte Menge warf, da löste sich ein Mann aus derselben und schwang sich auf den unteren Absatz des Tuileriengitters, derart während

einer Minute die Menge um seine ganze Höhe überragend. Es war ganz so wie damals in ihrer Residenzstadt, als man auf ihr Fenster geschossen hatte; die Möglichkeit eines solchen Attentates durchzuckte ihren Geist und sie warf sich mit einer blitzschnellen Bewegung zurück. Eine mächtige Stirn, ein geschwenkter Hut, flatternde, in der Sonne blinkende Haare, während eine gleichzeitig ruhige und starke Stimme mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ den Straßenlärm übertönte, — das war Alles, was die Königin von dem unbekannten Freunde gewahren konnte, welcher es wagte, in dem republikanischen Paris, Angesichts der zerstörten Tuilerien, Königen ohne Krone ein Willkommen darzubringen. Dieser sympathische Gruß, den die Königin seit so langer Zeit entbehrt hatte, machte auf sie den Eindruck eines hellflammenden Feuers nach langem Gang in strenger Kälte; er erwärmte sie bis ins innerste Mark, und der Anblick des alten Rosen vervollständigte diese lebhafte und wohlthuende Empfindung.

Der General, Herzog von Rosen, ehemaliger Chef des Generalstabes Seiner Majestät, hatte Illyrien seit drei Jahren verlassen, seitdem nämlich der König ihm seinen Vertrauensposten entzogen hatte, um ihn einem Liberalen zu verleihen und damit die neuen Ideen zum Nachtheile derjenigen Partei zu begünstigen, welche man damals bei Hofe die der Königin nannte. Er hatte gewiß Grund, dem Könige Christian zu grollen, der ihn mit kaltem Blute fallen und ohne ein Wort des Bedauerns gehen ließ, — ihn, den Sieger von Mostar und Livno, den Helden der großen montenegrinischen Kriege. Er verkaufte seine Güter und Schlösser, machte Alles zu Geld, verließ ostentativ das Land und siedelte nach Paris über, wo er seinen Sohn verheirathete. Während dreier langer Jahre

vergeblichen Wartens verschärften die Leiden des Exils, die Oede eines beschäftigungslosen Daseins, seinen Groll gegen den undankbaren König. Und dennoch war er bei der ersten Nachricht von der Ankunft der fürstlichen Familie sofort herbeigeeilt; jetzt stand er gerade und aufrecht in der Mitte des Saales, mit seiner Hünengestalt bis an den Kronleuchter hinanreichend, und wartete mit so großer innerer Bewegung der Gnade eines freundlichen Empfanges, daß seine Beine unter ihm zitterten und seine breite Brust unter dem enganschließenden und militärisch geschnittenen Rocke mit dem breiten Ordensbande darüber, schwer athmete. Ruhig blieb nur der Kopf, klein und scharf geschnitten wie der eines Raubvogels, mit stählern durchdringendem Blicke und vorspringender Mundpartie, mit wenigen weißen, aufgesträubten Haaren und tausend Fältchen in der wettergebräunten, wie im Feuer gegerbten Haut. Der König, welcher keine Scenen liebte und dem dieser Besuch etwas unbehaglich war, schlug rasch einen munteren, ritterlich herzlichen Ton an.

„Sie hatten doch Recht, General,“ sagte er, indem er mit ausgestreckten Händen auf ihn zuging. „Ich hatte die Zügel zu locker gelassen und bin aus dem Sattel geworfen worden.“

Und mit einer edlen Bewegung erhob er den alten treuen Diener, welcher das Knie gebeugt hatte, und drückte ihn lange an seine Brust. Vor seiner Königin aber auf die Kniee zu sinken, das ließ sich der Herzog nicht nehmen; der respectvolle und leidenschaftliche Handkuß des alten Haudegens berührte die Verbannte aufs Tiefste.

„Ach, mein armer Rosen, mein armer Rosen,“ murmelte sie. . . .

Sie schloß langsam die Augen, um ihre Thränen zu verbergen. Aber die Ströme derer, welche sie seit Jahren vergoß, hatten ihre Spur auf den seidenzarten Lidern zurückgelassen, im Verein mit den Nachtwachen, dem Kummer und den Sorgen, all den Schlägen, welche die Frauen in der Tiefe ihres Herzens zu verbergen wähnen, die aber immer wieder an die Oberfläche steigen und diese mit sichtbaren Falten durchziehen. Während einer Secunde nahmen die reinen Linien des schönen Antlitzes einen Ausdruck von Schmerz und Müdigkeit an, welcher dem alten Soldaten nicht entging. „Wie sie gelitten haben muß," dachte er, indem er sie anblickte; und um die Bewegung zu verbergen, die ihn ebenfalls ergriffen hatte, erhob er sich ungestüm, wandte sich zu seinem Sohne und seiner Schwiegertochter, welche am anderen Ende des Saales warteten, und commandirte ihnen mit derselben Wildheit, mit der er daheim seinen Soldaten zugeschrieen hatte: „Säbel heraus, haut die Canaille zusammen,":

„Colette, Herbert, tretet näher, eure Königin zu begrüßen."

Der Prinz Herbert von Rosen, fast eben so groß wie sein Vater, mit einem plumpen, ausdruckslosen Gesichte, dicken Backen und einem Pferdegebiß, näherte sich, gefolgt von seiner jungen Frau. Er ging mit Mühe auf einen Stock gestützt, da er einige Monate vorher bei dem Wettrennen von Chantilly das Bein und ein paar Rippen gebrochen hatte. Ohne diesen das Leben des jungen Prinzen gefährdenden Zwischenfall, erklärte der General, wären sie Beide zweifellos nach Ragusa gekommen, um ihrem Fürsten in der Stunde der Gefahr zur Seite zu stehen.

„Und ich hätte euch begleitet, Papa," fiel da die Prin=

zessin mit einem heroischen Tone ein, welcher mit ihrem Namen Colette und ihrem kleinen, unter einem reizenden Lockengewirr schnippisch-munter hervorlugenden Stumpfnäschen sonderbar contrastirte.

Die Königin konnte sich eines Lächelns nicht erwehren und reichte ihr voller Herzlichkeit die Hand. König Christian, seinen Schnurrbart kräuselnd, betrachtete mit dem steigenden Interesse des Kenners, mit verlangender Neugier die lebhafte kleine Pariserin, den hübschen, modischen Vogel mit den langen, schillernden Federn, dessen Zierlichkeit ihm als eine angenehme Abwechslung erschien gegen die großen Züge und den majestätischen Typus seiner Heimath. „Wie hat der Teufelskerl von Herbert sich nur eine solche Perle verschaffen können?!" dachte er mit stillem Neid gegen seinen früheren Spielgefährten, den großen Einfaltspinsel mit hervorquellenden Augen, in der Mitte gescheitelten und nach russischer Art auf die schmale Stirn geklebten Haaren. Dann fiel ihm ein, daß derartige Frauen eben so häufig in Paris wie selten in Illyrien seien, und in diesem Augenblicke erschien ihm das Exil ganz entschieden erträglich. Uebrigens konnte es ja auch nicht gar lange dauern. Die Illyrier werden ihre Republik bald satt haben. Zwei, drei Monate fern von daheim, — das ist Alles; königliche Ferien, die man möglichst fröhlich verbringen muß.

„Denken Sie sich, General," sagte er lachend, „man hat mich schon bewegen wollen, ein Haus zu kaufen. Ein Herr war heute früh da, ein Engländer, der sich verpflichten wollte, mir ein fürstliches Hotel mit Möbeln und Zubehör, mit Pferden im Stalle und Wagen im Schuppen, mit Wäsche, Silberzeug, Personal und Allem, was dazu gehört, binnen achtund-

vierzig Stunden und in jedem mir beliebigen Stadttheile fix und fertig zu liefern.“

„Ich kenne Ihren Engländer, mein Fürst; Tom Levis, Agent für Fremde ....“

„Ja wirklich, so ähnlich hieß er. Sie hatten mit ihm zu thun?“

„Alle Fremde erhalten bei ihrer Ankunft in Paris den Besuch von Tom und seinem Cab. Aber ich wünsche Ew. Majestät, daß die Bekanntschaft hierauf beschränkt bleibe.“

Die besondere Aufmerksamkeit, mit welcher Prinz Herbert seine Fußspitzen betrachtete, seitdem die Rede auf Tom Levis gekommen war, sowie der verstohlene Blick, welchen die Prinzessin ihrem Gatten zuwarf, überzeugten Christian, daß die jungen Leute gewiß im Stande wären, ihm über den berühmten Macher der Rue Royale Auskunft zu geben, wenn er deren bedurfte. Vorläufig aber brauchte er weder Herrn Levis noch seine Agentur. Er wünschte weder Haus noch Equipage anzuschaffen, sondern gedachte die paar Monate des Pariser Aufenthaltes im Hotel zuzubringen.

„Sind Sie nicht auch derselben Ansicht, Friederike?“ fragte er.

„Gewiß, es ist besser so,“ antwortete die Königin, obgleich sie im Grunde ihres Herzens weder die Hoffnungen ihres Gatten, noch seine Vorliebe für provisorische Einrichtungen theilte.

Der alte Rosen dagegen erlaubte sich einige Einwendungen. Das Hotelleben schien ihm nicht ganz vereinbar mit der Würde des königlichen Hauses von Illyrien. Paris hatte damals eine ganze Anzahl exilirter Souveräne aufzuweisen, und alle lebten „standesgemäß“. Der König von Westphalen bewohnte in der Rue de Neubourg ein herrschaftliches Schloß mit einem

besonderen Anbau für den „Staatsdienst“. In den Champs-Elysées hatte die Königin von Asturien ihren Palast mit dem ganzen Luxus und der vollen Pracht eines königlichen Hofhaltes eingerichtet. Der König von Palermo residirte in Saint-Mandé und hatte zehn Pferde im Stalle, sowie ein ganzes Bataillon von Adjutanten um sich. Selbst der Herzog von Palma hatte sich in seinem kleinen Hause zu Passy eine Art von Hof eingerichtet und sah stets einige Generale an seiner Tafel.

„Sehr wohl, sehr wohl,“ sagte Christian ungeduldig, „aber das ist ja ganz etwas Anderes. Die verlassen Alle Paris nicht mehr, das ist feststehend, definitiv, während wir .... Außerdem haben wir noch einen anderen, sehr triftigen Grund, keinen Palast zu kaufen, Freund Rosen. Man hat uns Alles genommen daheim .... Ein paarmal hunderttausend Franken bei Rothschild in Neapel und unser armes Diadem, welches die Marquise von Silvis in einer Hutschachtel gerettet hat, das ist Alles, was uns bleibt .... Denken Sie sich, die Marquise hat auf der ganzen großen Reise, zu Fuß, auf dem Meere, in der Eisenbahn, im Wagen, keinen Augenblick die kostbare Schachtel aus der Hand gelassen. Es war so drollig, so urkomisch ....“

Die leichtfertige Kinderei gewann wieder die Oberhand in dem Gemüthe des Königs, und er lachte über die eigene Noth, als wäre sie die komischste Sache der Welt.

Der Herzog lachte nicht.

„Sire,“ sagte er so bewegt, daß alle seine Runzeln ins Zittern geriethen, „Sie geruhten soeben mir zu versichern, daß Sie es bedauern, mich Ihrem Rathe und Ihrem Herzen so lange fern gehalten zu haben. Wohlan denn, ich bitte Sie,

mich durch eine Gunst zu entschädigen. Geben Sie mir für die Dauer des Exils das Amt wieder, das ich daheim bei Ihren Majestäten bekleidete, lassen Sie mich wieder der Chef Ihres Militär- und Civilcabinets sein."

„Seht doch den Ehrgeizigen!" sagte der König munter und fügte dann freundlich hinzu: „Aber es giebt ja kein Cabinet und keinen Hofhalt mehr, mein armer General. Die Königin hat ihren Caplan und zwei Kammerfrauen, Zara seine Gouvernante, und ich, ich habe Boscovich als Secretär und Lebeau als Kammerdiener mitgenommen. Das ist Alles."

„In diesem Falle, mein Fürst, habe ich noch eine Bitte. Würden Ew. Majestät geruhen, meinen Sohn Herbert als Adjutanten anzunehmen und die Prinzessin Ihrer Majestät der Königin als Vorleserin und Ehrendame zuzuweisen?"

„Meine Bewilligung haben Sie, Herzog," sagte die Königin, der kleinen Colette, welche von ihrer neuen Würde ganz geblendet war, ihr schönes Lächeln zuwendend.

Prinz Herbert dankte seinem Könige, welcher ihm mit derselben bereitwilligen Liebenswürdigkeit das Amt eines Adjutanten verlieh, durch ein graciöses Wiehern, das er sich auf der Reitbahn angewöhnt hatte.

„Ich werde die drei Ernennungen morgen früh zur Unterschrift unterbreiten," fügte der General in respectvollem, aber kurzem Tone hinzu, welcher andeutete, daß der alte Rosen sich bereits als im Amte befindlich betrachtete.

Als der junge König diesen Ton und diese Formel wieder hörte, welche ihn so lange mit ihrer Feierlichkeit verfolgt hatten, erschien ein Ausdruck von Entmuthigung und Langweile auf seinem Gesichte; bald aber tröstete er sich mit dem Anblicke der kleinen Prinzessin, welche das Glück veränderte

und verschönte, wie dies bei den niedlichen Gesichtchen der Fall ist, welche, ohne scharf markirte Züge, gerade durch ihren unaufhörlichen Wechsel so besonders pikant und reizend sind. Man denke! Sie, Colette Sauvadon, Nichte des dicken Weinhändlers Sauvadon aus Bercy, Ehrendame der Königin Friederike! Was wird das für einen Lärm geben in der Rue Varennes, in der Rue St. Dominique, in allen den unnahbaren aristokratischen Salons, wo sie als Gattin Herberts von Rosen zwar zu großen Festlichkeiten eingeladen wurde, zu einem vertraulichen Umgange aber niemals gelangen konnte. Schon malte sich ihre weltlustige Phantasie einen ganzen Hofstaat aus. Sie träumte von den neuen Visitenkarten und den neuen Toiletten, die sie sich machen lassen werde, — ein Kleid in den Landesfarben Illyriens, ebensolche Cocarden an dem Zaumzeug der Pferde . . . .

„Es ist unsere erste Mahlzeit auf dem Boden des Exils,“ sagte da plötzlich der König neben ihr in einem halb ernsten, absichtlich emphatischen Tone zu Rosen. „Ich wünsche, daß die Tafel heiter und von allen unseren Freunden besetzt sei.“ Und die bestürzte Miene des Generals bei dieser unceremoniösen Einladung bemerkend, fügte er rasch hinzu: „Ach so, die Etikette, an die habe ich nicht gedacht! Wir haben sie uns abgewöhnt seit den Zeiten der Belagerung, und unser Obersthofmeister wird viel zu reformiren vorfinden . . . . Ich verlange nur das Eine, daß er erst morgen damit beginne.“

In diesem Augenblicke erschien zwischen den weit geöffneten Flügelthüren der Hotelbedienstete mit der Anzeige, daß das Diner Ihrer Majestäten servirt sei. Schon reckte sich die kleine Prinzessin stolz empor, um den Arm Christians zu nehmen, — dieser aber bot ihn der Königin und führte sie,

ohne sich weiter um die Gäste zu kümmern, in den Speisesaal. Das ganze Hofceremoniell war also doch nicht, wie der König vorhin gesagt hatte, in den Kasematten Ragusa's zurückgeblieben.

Der Uebergang vom Tageslicht zur künstlichen Beleuchtung machte sich beim Eintritte recht fühlbar. Trotz des Kronleuchters, der Candelaber und der zwei großen Lampen auf den Buffets erschien das Zimmer dunkel; es war, als ob der vorzeitig aus dem Raume verbannte Tag den Schatten der Dämmerung auf allen Gegenständen zurückgelassen hätte. Dieser traurige Eindruck wurde noch erhöht durch das Mißverhältniß, in welchem die lange Tafel zu der kleinen Anzahl der Anwesenden stand; man hatte das ganze Hotel durchstöbern müssen, um einen Tisch aufzutreiben, der den Anforderungen der Etikette entsprach, indem er genügenden Raum dafür bot, daß der König und die Königin an dem einen Ende ganz allein Platz nehmen konnten, ohne Jemanden an ihrer Seite oder sich gegenüber zu haben. Das erfüllte die kleine Prinzessin Rosen mit Staunen und Bewunderung. Kurz vor dem Falle des Kaiserreiches war sie einmal zu einem Diner in den Tuilerien zugelassen worden, und sie erinnerte sich sehr wohl des Umstandes, daß der Kaiser und die Kaiserin ganz bürgerlich, wie die ersten besten Neuvermählten beim Hochzeitsmahle, am Tische gesessen hatten. „Sieh da!“ sagte sich die kleine Weinhändlersnichte im Stillen, indem sie mit einer entschlossenen Bewegung ihren Fächer zuschlug und sammt ihren Handschuhen neben den Teller legte, „das ist das echte blaue Blut! Darüber geht doch nichts!“ Dieser Gedanke verwandelte in ihren Augen vollständig die Tafel, welche stark an eine spärlich besetzte Table d'hôte in den glänzenden italienischen Hotels

zwischen Monaco und San Remo erinnerte, zur Zeit, da die Saison eben erst begonnen hat und noch nicht viel Touristen da sind. Auch das Zusammengewürfelte der Kleidung und der Menschen gemahnte daran: Christian in kurzem Rocke, die Königin im Reisekleid, Herbert und seine Frau im Promenadencostüm, die Franziscanertracht des Pater Alpheus, des Caplans der Königin, neben der reich verzierten Halbuniform des Generals, — Alles in Allem nichts weniger als imposant. Einzig und allein das Gebet des Caplans, welcher den Segen Gottes auf das erste Mahl in der Verbannung herabrief, hatte etwas von Größe an sich; „Quae sumus sumpturi prima die in exilio," sagte der Mönch mit gefalteten Händen, und diese langsam gesprochenen Worte schienen die kurzen Ferien des Königs Christian weit, weit in die Zukunft auszudehnen.

„Amen!" erwiderte der entthronte Monarch mit ernster Stimme, als ob er endlich in dem Kirchenlatein die tausend zerrissenen, aber noch wie lebend zitternden Bande gefühlt hätte, welche die Verbannten aller Zeiten — wie die aus dem Boden gerissenen Bäume ihre lebenden Wurzeln — nach sich ziehen.

Aber auf dieser geschmeidigen und glatten Slavennatur hielten auch die stärksten Eindrücke nicht lange Stand. Kaum hatte er sich gesetzt, als auch seine Heiterkeit, sein fortwährend abspringendes Wesen wieder zum Vorschein kamen; er plauderte viel und bediente sich aus Rücksicht für die anwesende Pariserin meist des Französischen, das er sehr rein, wenn auch mit einem leicht italienischen, übrigens gut zu seinem Lachen passenden Accente sprach. In einem komisch-heroischen Tone erzählte er einzelne Episoden der Belagerung: wie der Hof sich in den

Kasematten eingerichtet hatte und welch sonderbare Figur dort die Frau Marquise Eleonore von Silvis, die Hofmeisterin seines Sohnes, mit ihrem grüngefiederten Turban und ihrem Plaid spielte. Glücklicherweise speiste die Dame in dem Zimmer ihres Zöglings und konnte mithin das durch die königlichen Scherze hervorgerufene Gelächter nicht hören. Dann dienten Boscovich und seine Pflanzensammlung dem Könige als Zielscheibe; es sah wirklich aus, als ob er sich durch Ausgelassenheit an der Schwere der Verhältnisse rächen wollte. Der Staatsrath Boscovich, ein kleines Männchen von unbestimmbarem Alter, still und sanft, mit blöden, stets scheu nach der Seite blickenden Kaninchenaugen, war ein bedeutender Rechtsgelehrter, der außerdem leidenschaftlich für Botanik schwärmte. In Ragusa gab es für den Rechtsgelehrten nichts zu thun und so benützte er seine freie Zeit, um mit der unbewußten Kühnheit eines Menschen, dessen Geist ganz von einer Manie eingenommen ist, während des Bombardements in den Festungsgräben botanisiren zu gehen; und in all der ungeheueren Verwirrung seines Vaterlandes beschäftigte ihn nur ein einziger Gedanke: seine reichhaltige Pflanzensammlung, die er in den Händen der Aufständischen hatte zurücklassen müssen.

„Stelle dir vor, mein armer Boscovich," sagte Christian, um ihn zu erschrecken, „welch schönes Freudenfeuer sie wol mit diesem Haufen getrockneter Pflanzen angezündet haben; vielleicht ist es auch der Republik, die ja wenig Geld hat, eingefallen, aus deinen großen Löschpapierbögen Regenmäntel für ihre Miliz zu machen."

Der Staatsrath lachte wie alle Anderen, aber mit sehr verstörter Miene, die seine Befürchtungen nur zu deutlich verrieth.

„Wie reizend, wie geistreich der König ist! Und was für Augen er hat!“ dachte die kleine Prinzessin, zu welcher Christian sich alle Augenblicke herüberbeugte und so den Abstand zu verkleinern suchte, durch welchen das Ceremoniell sie getrennt hatte.

Es war ein Vergnügen zu sehen, wie sie unter dem augenscheinlichen Wohlgefallen des hohen Blickes aufblühte, wie sie mit ihrem Fächer spielte, manchmal einen kleinen Schrei ausstieß, oder ihren schlanken Oberkörper, in welchem das Lachen sichtbare Wellen erzeugte, mit einer raschen Bewegung zurücklehnte. Die Königin dagegen schien sich durch ihre Haltung und durch das vertrauliche Gespräch, welches sie mit dem alten Herzog führte, von dieser ausgelassenen Lustigkeit fernhalten zu wollen. Nur ein paar Mal, als von der Belagerung die Rede war, warf sie einige Worte in das Gespräch der Anderen, und dies stets, um die Tapferkeit des Königs, seine strategischen Kenntnisse ins rechte Licht zu setzen; dann kehrte sie immer wieder zu ihrem Gespräche mit dem General zurück, der sich halblaut nach den Hofleuten, seinen alten Gefährten, erkundigte, welche, glücklicher als er, ihre Herrscher nach Ragusa hatten begleiten können. Die meisten waren dort geblieben und fast bei jedem Namen, den Rosen aussprach, ertönte die ernste Stimme der Königin mit dem Worte: „Todt, Todt“, wie der Klang einer an die frischen Verluste gemahnenden Sterbeglocke. Nach dem Diner jedoch, als man in den Saal zurückgekehrt war, wurde die Königin etwas heiterer; sie ließ Colette von Rosen auf dem Divan neben sich Platz nehmen und sprach zu ihr mit jener liebreichen Vertraulichkeit, welche sie so sympathisch machte und die dem Drucke ihrer schönen Hand glich, deren feine, aber

kräftige Finger denen des Anderen etwas von ihrer wohlthuenden Energie mitzutheilen schienen, wenn sie dieselben umschlossen. Dann sagte sie plötzlich: „Kommen Sie mit in Zara's Schlafzimmer, Prinzessin."

Sie durchschritten einen langen Corridor, angefüllt mit aufgestapelten Kisten und geöffneten Koffern, deren Inhalt, Wäsche und Kleidungsstücke, noch in der bunten Unordnung der Ankunft umherlagen; am Ende des Ganges befand sich das Zimmer des kleinen Prinzen, das durch eine Schirmlampe, deren Licht gerade bis zu den hellblauen Bettvorhängen reichte, matt erhellt war. Eine Dienerin schlief sitzend auf einem Koffer, das Haupt bedeckt von der weißen Haube und dem rothgesäumten Tuche, welche den Kopfputz der Dalmatinerinnen ausmachen. Am Tische schlief die Hofmeisterin, den Ellbogen leicht aufgestützt, ein geöffnetes Buch im Schoße; auch im Schlummer bewahrte ihr Gesicht den romantischen und sentimentalen Zug, über welchen der König sich so sehr lustig machte. Der Eintritt der Königin erweckte sie nicht; das Kind dagegen stützte bei der ersten Bewegung seiner Bettvorhänge die kleinen Fäuste auf das Lager und versuchte, sich zu erheben, die Augen mit starrem, abwesendem Blicke weit geöffnet. Seit einigen Monaten war er dermaßen daran gewöhnt, mitten in der Nacht aufgeweckt und hastig zur Flucht oder zur Abreise angekleidet zu werden, um dann bei seinem Erwachen eine neue Umgebung, neue Gesichter um sich zu sehen, daß sein Schlummer die gesunde, ununterbrochene Festigkeit verloren hatte, daß sein Schlaf nicht mehr jene zehnstündige Reise im Traumlande war, welche die Kinder vollführen, während ihr Athem regelmäßig, fast unmerklich, durch den kleinen, halbgeöffneten Mund zieht.

„Guten Abend, Mama," sagte er ganz leise, „müssen wir wieder fliehen?"

Dieser resignirte und rührende Ausruf kennzeichnete das Kind, das viel gelitten und ein seine Kräfte übersteigendes Unglück durchgemacht hatte.

„Nein doch, nein, mein Liebling, diesmal sind wir in Sicherheit. Schlafe, du mußt schlafen."

„O, desto besser! Ich werde mit dem Riesen Robistor wieder in den Glasberg zurückkehren. Es war so schön dort!"

„Das sind die Geschichten von Frau Eleonore, die ihm den Kopf verdrehen," sagte die Königin leise. „Armer Kleiner, das Leben brachte ihm so wenig Heiteres, nur die Märchen machen ihm noch Freude. Wir werden uns aber doch bald entschließen müssen, ihm auch andere Sachen beizubringen."

Indem sie so sprach, strich sie das Kissen des Kindes glatt und brachte, wie eine simple, bürgerliche Mutter, das Bettchen mit großer Zärtlichkeit in Ordnung, was den grandiosen Ideen Colettens über das Erhabene des Königthums einen starken Stoß versetzte. Als sie sich dann niederbeugte, um ihren Sohn zu küssen, fragte sie dieser leise ins Ohr, ob der von fern hertönende Lärm von Kanonen oder vom Meere herrühre. Eine Secunde lang horchte die Königin auf das unbestimmte fortwährende Rollen, welches von Zeit zu Zeit die Fenster und Thüren erzittern machte, das Haus vom Boden bis zum Giebel einhüllte, bald schwächer, bald stärker wurde und sich in stets erneuten Geräuschwellen in der Ferne verlor.

„Das ist Paris, mein Sohn. Schlafe nur."

Und der kleine Entthronte, dem man Paris stets als Zu=

fluchtsort geschildert hatte, entschlief beruhigt, eingewiegt von dem Geräusche der Revolutionsstadt.

Die Königin und Colette kehrten in den Saal zurück, wo sie eine junge, sehr vornehm aussehende Dame antrafen, welche stehend mit König Christian plauderte. Der vertrauliche Ton der Unterhaltung, sowie die respectvolle Entfernung, in welcher sich die übrigen Anwesenden hielten, wiesen auf eine hochstehende Persönlichkeit hin. Die Königin stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Maria!"

„Friederike!"

Und mit geöffneten Armen eilten die beiden Frauen einander entgegen.

Auf einen fragenden Blick seiner Frau nannte Herbert von Rosen den Namen der Besucherin; es war die Königin von Palermo. Etwas größer und schlanker als ihre Cousine Friederike, erschien sie auch einige Jahre älter als diese. Ihre dunklen Augen und ihre schwarzen, glatt von der Stirne zurückgestrichenen Haare verliehen ihr im Vereine mit dem matten Teint das Aussehen einer Italienerin, obgleich sie an einem deutschen Hofe das Licht der Welt erblickt hatte. Sie besaß nichts Deutsches als die stramme Haltung des langen und wenig vollen Oberkörpers, das stolze Lächeln und jenen unharmonischen, unzusammenhängenden Ton in der Toilette, welcher die Frauen jenseits des Rheins kennzeichnet. Die frühzeitig verwaiste Friederike war mit ihrer Cousine zusammen erzogen worden und trotz ihrer späteren Trennung hatten sie einander stets eine große Zuneigung bewahrt.

„Sieh, ich hielt es nicht aus, länger zu warten," sagte die Königin von Palermo, die Hände ihrer Freundin festhal-

tend. Cecco wollte immer noch nicht kommen und so ging ich ohne ihn. Ich habe so oft an dich, an euch beide gedacht... in stillen Nächten glaubte ich den Kanonendonner von Ragusa zu hören . . ."

„Er war nur der Wiederhall dessen von Caserta," unterbrach sie Christian, auf die heldenmüthige Vertheidigung anspielend, mit welcher sich einige Jahre vorher die Königin gegen ihre Entthronung und Verbannung zu wehren versucht hatte.

„Ach ja, Caserta," sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „man hatte uns auch recht allein gelassen. Wie unvernünftig! Als ob nicht alle Kronen der Erde solidarisch zusammenhalten müßten! . . . Aber jetzt ist ja doch Alles vorbei. Die Welt ist aus den Fugen gegangen. . . ."

Nach einer kurzen Pause wandte sie sich rasch zu Christian:

„Ihnen jedoch, Cousin, mache ich mein Compliment. Sie sind als König gefallen!"

„O," sagte er, auf Friederike zeigend, „der wahre König von uns beiden . . ."

Ein Wink seiner Frau schloß ihm den Mund. Er verneigte sich lächelnd und drehte sich zierlich auf dem Absatze herum.

„Komm', Herbert, ich möchte eine Cigarre rauchen," sagte er zu seinem Adjutanten, mit dem er auf den Balcon hinaustrat.

Es war ein prachtvoller, warmer Abend. Kaum, daß der Tag dem blendenden Gaslichte Platz gemacht hatte, in welchem er mit blauen Reflexen erstarb. Aus der dunklen Masse, als welche die Kastanienbäume im Tuileriengarten jetzt

erschienen, erhob sich ein sanft kosender Lufthauch und an dem blauen, wolkenlosen Himmel begannen die Sterne zu funkeln. In dieser Frische, diesem durch die Abendbeleuchtung scheinbar vergrößerten Raume, verlor die Rue de Rivoli den beklemmenden Charakter, welcher den Pariser Straßen im Sommer anhaftet; von fernher, von den Champs Elysées, tönte der mächtige Pulsschlag der Großstadt aus den Concerten herüber, welche im Freien unter den leuchtenden Guirlanden zahlloser Lampions stattfinden. Die Lust, welche der Winter hinter geschlossenen Läden verbirgt, sang, lachte, tollte jetzt unter freiem Himmel und hatte sich mit Blumenhüten, mit wehenden Mantillen, mit leichten Leinenkleidern geschmückt, die hell und luftig, wie der Sommer selbst, seinen Glanz zu erhöhen schienen. Auf den Troitoirs vor den Kaffeehäusern und Conditoreien machte sich das bewegteste Leben geltend, tönten die Rufe, klangen die Münzen, klirrten die Gläser.

„Dieses Paris ist doch einzig," sagte Christian von Illyrien, den Rauch seiner Cigarre vor sich hinblasend; „ich glaube sogar, die Luft ist hier nicht dieselbe wie anderswo, sie hat etwas Berauschendes, zu Kopfe Steigendes. Wenn ich daran denke, daß bei uns daheim jetzt Alles geschlossen, leblos, finster ist . . ."

Dann fügte er lustig hinzu:

„Hör' 'mal, mein Adjutant, ich hoffe, daß du mich in die Pariser Vergnügungen einweihen wirst, — du scheinst sie sehr genau zu kennen, he?"

„O, das wohl, mein Fürst," sagte Herbert, vor Freude wiehernd; „im Club, in der Oper, überall nennt man mich nur den König der „Gomme".

Und während sich König Christian das für ihn neue, die

raffinirtere Bummelei bezeichnende Wort erklären ließ, saßen die beiden Königinnen in Friederikens Zimmer allein zusammen und erleichterten ihr bedrücktes Herz in langen, traurigen Erzählungen. Man hörte das Flüstern durch die halboffene Portière bis in den Saal, wo Pater Alpheus mit dem alten Herzog ebenfalls ein leises Gespräch führte.

„Er hat wahrhaftig Recht," sagte der Kaplan, „sie ist der König, der wahre König. Sie hätten sie sehen müssen, wie sie Tag und Nacht die Vorposten abritt! In dem Fort St. Angelo ging sie im größten Kugelregen zweimal den Wall entlang, um den Soldaten Muth einzuflößen, — stolz und aufrecht wie je, die Schleppe des Kleides über den Arm geschlagen und die Reitpeitsche in der Faust, als befände sie sich im Parke des Residenzschlosses .... Und er, er trieb sich indessen umher, Gott weiß, wo! Tapfer ist er ja auch, nicht minder tapfer als sie, das steht fest, aber er hat keinen Glauben, keinen Glauben! Und um seine Krone zu retten, wie um den Himmel zu gewinnen, bedarf es des Glaubens, mein Herr Herzog!"

Der Mönch hatte sich derart in Eifer geredet, daß Rosen ihn fortwährend mit den Worten: „So sprechen Sie doch leise, Pater Alpheus — mäßigen Sie sich doch!" besänftigen mußte, aus Furcht, daß Colette sie hören könnte.

Diese war dem Rathe Boscovich überlassen geblieben welcher sie mit seinen endlosen Pflanzengeschichten unterhielt, die er mit dem Kauderwelsch der lateinischen Namen und den kindlichen Abenteuern seiner Botanisirspaziergänge würzte. Sein Gespräch erinnerte an muffiges Heu und an den aufgewühlten Staub einer alten, selten benutzten Bibliothek auf dem Lande. Und doch liegt etwas so Anziehendes in dem

Gebahren der Großen, die Luft, welche sie umgiebt, wirkt so angenehm berauschend auf gewisse kleinliche, sie mit Wollust einathmende Naturen, daß die junge Prinzessin, die zierliche Colette, welche auf keinem Balle in der großen Welt, bei keinem Wettrennen, bei keiner Première im Theater fehlte, die stets in den ersten Reihen des ewig vergnügungslustigen Paris zu finden war, daß Colette ihr freundlichstes Lächeln bewahrte, indem sie die tödtlich langweiligen Nomenklaturen des Staatsraths anhörte. Es genügte ihr zu wissen, daß draußen auf dem Balkon ein König plaudere und im Nebenzimmer zwei Königinnen ein vertrautes Gespräch führten, um diesen banalen Gasthaussaal, für den schon ihre elegante Toilette zu glänzend erschien, mit jener Größe, jener trübseligen Majestät zu erfüllen, welche die großen Säle des Versailler Schlosses mit ihren spiegelblanken Parquets so düster macht. Sie hätte in ihrem Enthusiasmus ruhig bis Mitternacht so da gesessen, ohne sich zu rühren und ohne sich zu langweilen, nur ein wenig neugierig auf den Inhalt der langen Unterredung, welche Christian mit ihrem Manne führte. Was für wichtige Fragen sie wol behandelten? Welch großartige Unternehmungen zur Wiedererlangung des Thrones da draußen wol geplant wurden? Ihre Neugierde verdoppelte sich, als die beiden Männer wieder im Saale erschienen, die Züge angeregt, die Augen von einem festen Entschlusse leuchtend.

„Ich muß mit dem Könige ausgehen," sagte Herbert leise zu ihr; „mein Vater wird dich nach Hause bringen."

Auch der König näherte sich ihr. „Grollen Sie mir deshalb nicht zu sehr, Prinzessin. Sein Dienst beginnt."

„Jeder Augenblick unseres Lebens gehört Ew. Majestäten!" erwiderte die junge Frau, fest überzeugt, daß es sich um

irgend eine hochwichtige und geheimnißvolle Angelegenheit, vielleicht gar schon um die erste Zusammenkunft der Verschworenen handle. Ach, wenn sie nur auch hätte dabei sein können!

Christian ging auf das Zimmer der Königin zu, blieb aber an der Thüre stehen.

„Man weint da drin," sagte er, sich wieder umdrehend, zu Herbert. „Da geh' ich nicht hinein. Gute Nacht!"

Auf der Straße angelangt, brach er in einen lauten Ruf der Freude, der Erleichterung aus, schob seinen Arm unter den des Adjutanten und blies mächtige Rauchwolken aus der frischen, noch rasch im Flur des Hotels angezündeten Cigarre.

„Siehst du, Freund," sagte er, „es geht sich prächtig so ungenirt mitten drin unter den Anderen, ohne Rücksicht auf Rang und Stand. Ich kann reden und thun, was ich will, und wenn ein hübsches Mädchen vorübergeht, darf ich mich umdrehen und ihr nachblicken, ohne daß das europäische Gleichgewicht darob ins Schwanken geriethe. Das ist der Vortheil des Exils. Als ich vor zehn Jahren hier war, sah ich Paris nur aus den Fenstern der Tuilerien oder vom hohen Sitze des Galawagens herab. Jetzt aber, jetzt will ich Alles kennen lernen, überall hingehen . . . . Aber zum Teufel auch, da lasse ich dich laufen und laufen, und vergesse ganz deinen bösen Fuß, mein armer Herbert! Komm, setzen wir uns in einen Wagen."

Der Prinz wollte dagegen protestiren. Sein Bein thue ihm gar nicht mehr weh, behauptete er; er fühle sich kräftig genug, um ihr Ziel zu Fuße zu erreichen. Aber Christian gab nicht nach. „Nichts da," sagte er lustig, „ich will nicht, daß mein Führer sich schon am ersten Abend lahm gehe!"

Er rief einen Kutscher an, der unter lautem Kreischen der alten Wagenfedern und mit Hülfe ununterbrochener Peitschenhiebe auf den knochigen Rücken seines Gauls dem Concordienplatze zustrebte, schwang sich leichtfüßig in das Gefährt und ließ sich mit kindischer Freude auf die alten, schadhaften Kissen nieder.

„Wohin, mein Prinz?" fragte der Kutscher, ohne zu ahnen, wie richtig er seine Anrede gewählt hatte.

Und König Christian von Illyrien antwortete mit dem stolz-triumphirenden Tone eines hinter die Schule gelaufenen Secundaners:

„Nach Mabille!" *)

---

*) Name eines Pariser Balllokal's, wo die feinere Halbwelt verkehrt.

II.

Ein Royalist.

Das glattgeschorene, unbedeckte Haupt dem eisigen Sprühregen preisgebend, welcher ihre braunen Kutten mit kleinen, glitzernden Pünktchen besäete, schritten an dem frühen Morgen eines Dezember-Tages zwei Franziskaner-Mönche eilig die Straße Monsieur-le-Prince hinab. Inmitten der Neubauten des Quartier Latin und der breiten Straßen, welche die Originalität des alten Paris sammt allen Erinnerungen an dasselbe verwischt haben, bewahrt die Straße Monsieur-le-Prince noch fast allein den Charakter der ehemaligen Studentengassen. Buchläden, Milchhandlungen, Speisehäuser, Kramläden, Trödlerbuden mit ihrer stolzen Aufschrift: „Kauf und Verkauf von Gold- und Silbersachen", wechseln da miteinander ab bis zu dem Hügel von Saint-Geneviève, und die Studenten durchmessen sie zu jeder Stunde des Tages und wol auch eines Theiles der Nacht. Freilich nicht mehr die Studenten von ehedem mit langen, unter der niedrigen Mütze hervorquellenden Haaren, sondern zukünftige Rechtsanwälte im modischen, enganschließenden Rocke, elegant frisirt und behandschuht, ungeheure Ledermappen unter dem Arme, und den verschmitzten,

kalten Ausdruck werdender Geschäftsleute schon auf den frühzeitig ausgeprägten Zügen; oder zukünftige Aerzte, die sich etwas freier gehen lassen und von der naturalistischen, rein menschlichen Seite ihren Studien einen Zug von Lebensfreude bewahren, als Ersatz gleichsam für ihre fortwährende Beschäftigung mit dem Tode.

Um diese frühe Stunde war die Straße meist von jungen Mädchen belebt, welche in Morgenrock und Pantoffeln, mit vom Nachtwachen gerötheten Augen, die ungekämmten Haare in ein Netz gesteckt, ihre Frühstücksmilch holen gingen; die Einen lachend und unter dem Sprühregen rasch dahineilend, die Anderen dagegen sehr würdevoll, ihr Blechgeschirr nachlässig in der Hand tragend, und ihre abgetretenen Schuhe, ihre verblichenen Kleider mit der gleichgültigen Hoheit einer Theaterprinzessin nachschleppend; da nun aber trotz Moderock und Ledermappe ein junges Herz doch immer jung bleibt, so lächelten die Studenten den Schönen zu. „Sieh da, Lea!“ — „Guten Morgen, Clemence!“ So tönte es von dem einen Trottoir zu dem andern herüber, man rief einander an und verabredete Zusammenkünfte für den Abend bei „Medicis“ oder „Louis XIII.“ *); hin und wieder gab wol auch ein etwas weitgehender, schlecht aufgenommener Scherz Veranlassung zu dem stets gleich bleibenden, von diesen Mädchenlippen recht befremdlich klingenden Ausrufe: „Machen Sie, daß Sie weiterkommen, Sie frecher Mensch!“ Den Kutten mußte es ganz sonderbar vorkommen, alle diese Jünglinge und Mädchen zu streifen, welche sich nach den Mönchen umdrehten und ihnen nachlachten, — wohlweislich aber nur im

*) Bekannte Kaffeehäuser im Studentenviertel.

Stillen, denn der eine Franziskaner, mager, schwarz und ausgetrocknet wie Johannisbrod, hatte unter seinen buschigen Augenbrauen ein schreckenerregendes Seeräubergesicht, und die durch den Strick in dicken, plumpen Falten zusammengehaltene Kutte zeigte die Formen und Muskeln eines Athleten. Uebrigens schienen weder er noch sein Gefährte sich sonderlich um die Straße zu kümmern, die sie mit großen Schritten und abwesend vor sich hinstarrenden Blicken durcheilten. Plötzlich blieb der ältere von den beiden stehen und bedeutete dem anderen: „Hier ist es.“

Dieses „Hier“ war ein elendes Hotel garni, dessen mit einem grünen Gitter versehener Eingang sich zwischen einem „Buchladen“ und einer „Brauerei“ befand; in dem „Buchladen“ verkaufte man Zeitungen, abgegriffene Broschüren, „schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahre“, das Stück zu zwei Sous, und buntfarbige Bilderbogen, auf denen Hanswurst in allen denkbaren Stellungen figurirte; die „Brauerei“ führte die Inschrift: „Zum Rialto“ und war eine im Keller gelegene Kneipe mit Schenkmädchen in venetianischem Kopfputze.

„Ist Herr Elysée ausgegangen?“ fragte der eine der beiden Mönche vor dem Schiebefenster des Hotelbureaus im ersten Stocke.

Eine dicke Frau, welche gewiß durch manche möblirte Wohnung gekommen sein mußte, bis sie dazu gelangt war, auf eigene Rechnung welche zu vermiethen, saß faul hingelehnt auf einem Stuhle und antwortete nachlässig, ohne auch nur nach den an der Wand hängenden Schlüsseln hinzusehen: „Ausgegangen, um diese Zeit! Thätet besser, zu fragen, ob er schon nach Haus gekommen ist!“ Doch ein Blick auf die Kutten ließ sie ihren Ton sofort ändern und in größter Be-

stürzung fügte sie hinzu: „Nr. 36, im fünften Stock, am Ende des Korridors.“

Die Franziskaner stiegen die Treppen hinauf und durchmaßen eine Anzahl enger Gänge, in denen vor den Thüren unzählige Paare schmutziger Stiefel und kleiner, in allen Farben des Regenbogens prangender, bald hocheleganter, bald abgetragener Damenschuhe mit hohen Absätzen standen, welche sehr erbauliche Geschichten von den Sitten der Hausbewohner erzählten; aber die Mönche gingen achtlos daran vorüber, trotzdem ihre rauhen Kutten und das Kreuz ihrer großen Rosenkränze das interessante Schuhwerk streiften, und stutzten auch dann nur einen Augenblick, als ein hübsches Mädchen im rothen Unterrocke, einen Männerrock nachlässig über die nackten Schultern und Arme geworfen, den Korridor im dritten Stocke durcheilte und vom Treppengeländer aus mit heiserer Stimme, die einem besonders gemein geschnittenen Munde entströmte, dem Kellner unten irgend etwas zurief. Sie tauschten nur einen bezeichnenden Blick mit einander aus.

„Wenn das der Mann ist, von dem Ihr spracht,“ brummte das Seeräubergesicht mit stark ausländischer Betonung, „dann hat er sich einen sonderbaren Aufenthaltsort gewählt.“

Der Andere, Aeltere, ließ auf seinen feinen und intelligenten Zügen ein mildes, von priesterlicher Schlauheit und Duldsamkeit zeugendes Lächeln erscheinen.

„Der heilige Paul unter den Heiden,“ murmelte er.

Im fünften Stocke angelangt, geriethen die Mönche einen Augenblick in Verlegenheit, da sie in dem sehr niedrigen und dunklen Gange kaum die Nummern und Thüren unterscheiden konnten, an welch letzteren einzelne Karten mit weiblichen

Vornamen ohne jede Angabe des Standes oder Gewerbes prangten, — „Mlle. Alice“ zum Beispiel; und an eine dieser Thüren sollten die guten Mönche auf's Gerathewohl klopfen?!

„Es bleibt nichts anderes übrig, als ihn zu rufen, parbleu!“ sagte der Mönch mit den schwarzen Augenbrauen und ließ auch sofort ein schallendes, militärisch ausgesprochenes: „Herr Méraut!“ ertönen.

Nicht minder kräftig als der Anruf kam die Antwort aus dem am Ende des Ganges befindlichen Zimmer zurück. Und als sie die Thür geöffnet hatten, fuhr dieselbe Stimme fröhlich fort: „Also Sie sind es, Pater Melchior? Immer Pech! Ich hoffte auf einen Geldbrief .... Aber treten Sie ein, Ehrwürden, und seien Sie willkommen, — setzen Sie sich auch, wenn Sie Platz finden.“

In der That waren sämmtliche Möbel unter Haufen von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften vergraben, welche derart wenigstens die elende Einrichtung eines Hotel garni achtzehnter Klasse, den entfärbten Fußboden, das zerrissene Sopha, das ewige Rollbüreau und die drei mit verschossenem Plüsch überzogenen Stühle verbarg und bekleidete. Auf dem Bette lagen Drucksachen neben Kleidungsstücken und der dünnen braunen Decke; unter der letzteren steckte noch der Bewohner des Zimmers, welcher mit einem großen Rothstifte an einem ganzen Bündel loser Druckbogen herumstrich. Dieses mehr als dürftige Arbeitszimmer mit dem leeren Kamine und den nackten Wänden erhielt sein Licht von den Nachbardächern, den Wiederschein eines bleigrauen Himmels auf nassem Schiefer; dasselbe Licht spielte auf der gewölbten Stirn, auf den mächtigen, leidenschaftlichen Zügen Méraut's und verlieh

denselben jenen Schimmer von Klugheit und Traurigkeit, welche gewisse Gesichter auszeichnet, denen man nur in Paris begegnet.

„Immer noch in meinem alten Loche, wie Sie sehen, Pater Melchior. Was wollen Sie? Als ich vor achtzehn Jahren nach Paris kam, bin ich hier abgestiegen und nicht mehr fortgegangen. In jeder Ecke liegt irgend ein Traum, eine Hoffnung begraben, auch Gedanken, welche ich unter den alten Staubschichten wiederfinde. . . . . Ich bin überzeugt, daß ich mein besseres Selbst hier zurückließe, wenn ich ausziehen müßte, und habe das Zimmer deshalb auch behalten, als ich, Sie wissen schon wohin, reiste.“

„Richtig! Wie war das doch mit Ihrer Reise?“ fragte Pater Melchior, seinem Gefährten mit den Augen zuwinkend. „Ich glaubte, Sie würden lange fortbleiben. Was ist Ihnen denn zugestoßen? Hat Ihnen die Stelle nicht behagt?“

„O, was die Stelle betrifft,“ antwortete Méraut, indem er seine Mähne schüttelte, „die hätte nicht schöner sein können! Gehalt eines Botschafters, Wohnung im Schlosse, Pferde, Wagen und Dienerschaft zu meiner Verfügung. Alle Welt war liebenswürdig gegen mich, der Kaiser, die Kaiserin, die Prinzen, — und doch langweilte ich mich! Mir fehlte Paris, namentlich unser lateinisches Viertel mit seiner leichten, lebenswarmen, jugendlichen Luft, mir fehlten die Galerien des Odeon mit den frisch aus der Presse gekommenen Büchern, die man stehend durchblättert, mir fehlte die Jagd nach den alten Scharteken, welche hier in unabsehbaren Haufen die lange Reihe der Quais einsäumen und dem lernfreudigen Paris als Wall dienen gegen das leichtfertige und egoistische Paris der anderen Seite . . . .“

„Das ist aber noch nicht Alles,“ fuhr Méraut fort und hier wurde seine Stimme ernster. „Sie kennen meine Grundsätze, Pater Melchior. Sie wissen, was ich erstrebte, als ich jene abhängige Stelle annahm, — ich wollte aus dem kleinen Menschen einen König machen, einen wirklichen, echten König, wie man ihn jetzt nicht mehr zu sehen bekommt, ihn erziehen, ihn bilden, ihn auf die große Lebensaufgabe vorbereiten, so daß er die anderen alle überragt', sie beschämt hätte, wie die Rüstungen aus dem Mittelalter, welche in unseren Waffensammlungen aufbewahrt werden, uns schwacharmige, engbrüstige Menschlein der Jetztzeit beschämen. Da war ich aber schön angekommen, mein Lieber! Liberale, Reformer, Fortschrittler mit neuen Ideen spielten dort die erste Rolle, elende Philister, welche nicht begreifen können, daß die Monarchie, wenn sie schon zum Untergange verdammt ist, lieber im Kampfe sterben, in ihre Fahne gehüllt fallen muß, als in dem Lehnstuhle eines Schattenkönigs von irgend einem Parlamente zu Tode drangsalirt zu werden! Schon nach der ersten Unterrichtsstunde gab es einen furchtbaren Rumor im Palaste. „Woher kommt denn der Mensch? Was will der Barbar?“ Dann bat man mich mit allen möglichen Winkelzügen, mich gefälligst an den vorgeschriebenen Unterrichtsplan zu halten, — Einpauker sollte ich sein! Dafür dankte ich aber, nahm meinen Hut und sagte dem Hofe Adieu!“

Seine Stimme ertönte kräftig und voll, und ward noch voller durch den sonoren, fast metallisch zu nennenden südlichen Accent. Während des Sprechens veränderte sich auch sein Gesicht. Der unverhältnißmäßig große und in der Ruhe geradezu häßliche Kopf, dem eine mächtige Stirn wie ein Höcker aufsaß, trug eine Mähne von schwarzen, in wilder Un=

ordnung herabfallenden Haaren, welcher eine weiße Strähne an der Stirn einen bizarren Ausdruck verlieh; dazu eine breite, unförmliche Nase und ein großer, energischer Mund, dessen Konturen kein Bart verdeckte, denn der Teint erschien so verbrannt, unfruchtbar und rissig wie ein vulkanischer Boden. In der Leidenschaft aber belebte sich dieser Kopf auf wunderbare Weise. Als zerreiße ein Vorhang, ein dichter Schleier vor einem Herde, dessen Flammen dann wohlthuend und wärmestrahlend aufleuchten, so heftete sich das Feuer der Beredsamkeit an die Winkel von Augen, Nase und Lippen, und warmes Herzblut belebte das durch Leidenschaften und Nachtwachen entfärbte Gesicht. Die kahlen, unfruchtbaren, staubgrauen Gegenden des Languedoc, der Heimat Méraut's, haben ebenfalls, wenn ihre unerbittliche Sonne an dem wolkenlosen Horizonte herabsteigt, ein solch köstliches Aufflammen von feenhaften Licht- und Schattengebilden, welche wie die Zerlegung eines Strahles, wie das langsame und allmälige Vergehen eines Regenbogens erscheinen.

„Sie haben die Großen also satt?“ fragte der alte Mönch, dessen einschmeichelnde, klanglose Stimme den größten Gegensatz zu dem leidenschaftlichen Ausbruche der Beredsamkeit Méraut's bildete.

„Ganz und gar,“ erwiderte dieser energisch.

„Bedenken Sie jedoch, daß nicht alle Könige einander gleichen. Ich kenne einen, dem Ihre Ideen . . .“

„Nein, nein, Pater Melchior. Das ist für mich vorbei. Ich möchte den Versuch nicht noch einmal machen, denn ich fürchte zu sehr, daß bei noch näherer Bekanntschaft mit gekrönten Häuptern mein Royalismus in die Brüche gehen könnte.“

Nach einer kurzen Pause machte der geschickte Priester einen Umweg, um sich seinem Vorhaben auf andere Weise zu nähern und sagte:

„Die sechsmonatliche Abwesenheit muß Ihnen Schaden gebracht haben, Méraut?"

„Doch nicht, wenigstens nicht viel. Vor Allem ist mir „Onkel" Sauvadon treu geblieben; Sie wissen ja, der reiche Weinhändler Sauvadon aus Bercy. Da er bei seiner Nichte viel mit Leuten zusammenkommt und doch gern an der Unterhaltung Theil nehmen möchte, so hat er mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, ihm dreimal wöchentlich „Gedanken über Alles", wie er es nennt, einzuflößen. Die Naivetät und das Vertrauen des braven Mannes sind wahrhaft rührend. „Herr Méraut, was muß ich von diesem Buche denken?" — „Es ist abscheulich." — „Aber es schien mir doch .... gestern Abend hörte ich bei der Prinzessin ...." — „Wenn Sie Ihre eigene Meinung haben, dann bin ich hier überflüssig." — „Nein doch, nein, theurer Freund, Sie wissen wohl, daß ich niemals eine Meinung habe." — Thatsächlich ist dem auch so und er nimmt mit blindem Vertrauen diejenigen an, die ich ihm gebe. Ich bin sozusagen seine denkende Seele, — als ich fortgereist war, sprach er aus Mangel an Gedanken gar nicht mehr. Sie hätten auch die Freude sehen sollen, mit welcher er bei meiner Rückkehr auf mich zustürzte, um mich sofort wieder mit Beschlag zu belegen! — Außerdem habe ich zwei Rumänen, denen ich Unterricht im Staatsrecht ertheile. ... Schließlich immer noch einen kleinen Nebenverdienst .... So jetzt z. B. eine „Denkschrift über die Belagerung von Ragusa", die ich nach authentischen Documenten zusammenstellte und eben fertig gemacht habe. Ich brauchte nur wenig aus

Eigenem hinzuzufügen, nur ein Schlußkapitel, mit dem ich ziemlich zufrieden bin, und das ich „Europa ohne Könige“ betitelt habe. Die Korrekturbogen sind gerade da; wollen Sie es hören?“

Während er unter steigender, bis zu Thränen gehender Erregung seinen glühenden Appell an den Royalismus vorlas, erzitterte gleichzeitig die Luft in seinem Zimmer von dem Lachen und Lärmen der Nachbarn im Hotel garni, welche mit Scherzen und Singen ihren Tag einweihten; Gläserklingen und Tellerklirren ringsumher, dazu noch die Mißtöne eines alten Klaviers, auf welchem irgend jemand die johlende Melodie eines Gassenhauers spielte. Aber die Franziskaner hatten kein Ohr für diesen seltsamen Gegensatz, so vollständig hingerissen waren sie von der machtvollen, glühenden Vertheidigungsrede des Königthums; der größere namentlich, der Athlet mit dem schwarzen Gesichte, zitterte vor Erregung, stampfte mit den Füßen und hielt nur mit Mühe seine enthusiastischen Ausrufe zurück, indem er seine muskulösen Arme auf der breiten Brust verschränkte, als ob er sie zerdrücken wollte. Als Méraut zu Ende gelesen hatte, richtete sich der Mönch hoch empor, schritt in der engen Kammer hastig auf und ab, focht mit den Armen und sprudelte in höchster Erregung die Worte hervor:

„Ja, das ist es! Das einzig Wahre! Das göttliche, legitime, absolute Recht! Keine Parlamente, keine Advokaten mehr! In's Feuer mit der ganzen Bande!“

Und sein Auge leuchtete und flammte, als sähe es in einen von der heiligen Inquisition angezündeten Scheiterhaufen. Der ruhigere Pater Melchior begnügte sich, Méraut zu seinem Buche warm zu beglückwünschen.

„Diesmal werden Sie es doch unter Ihrem Namen herausgeben, hoffe ich."

„Ebensowenig wie die anderen. Sie wissen ja, Pater Melchior, daß ich keinen persönlichen Ehrgeiz kenne und nur meine Gedanken verbreiten will. Das Buch wird mir bezahlt, was ich meinem Sauvadon zu verdanken habe, — aber ich hätte es mit derselben Freude auch umsonst geschrieben. Es ist so schön, dem Todeskampf, dem schwächer und schwächer werdenden Athemzuge der alten Welt zu lauschen .... Wenigstens ist das hier ein König, der königlich gefallen ist und den anderen noch in seinem Sturze eine stolze Lektion ertheilt hat .... Ein Held, sage ich Ihnen, dieser Christian! In dem Tagebuche, welches den Haupttheil der Denkschrift ausmacht, befindet sich die Erzählung eines Spazierganges im Kugelregen auf dem Fort St. Angelo, — wunderbar, herrlich!"

Der eine der beiden Mönche ließ den Kopf sinken. Er wußte besser als jeder andere, was es mit jenem heldenmüthigen Spaziergange und der noch von größerem Heldenmuthe zeugenden Unwahrheit für eine Bewandtniß hatte, — aber ein dem seinigen überlegener Wille legte ihm Schweigen auf. Er begnügte sich, seinem Gefährten zu winken, welcher sich plötzlich erhob und zu Méraut sagte:

„Wohlan denn! Es ist der Sohn dieses Helden, um deßwillen ich mit dem Pater Alpheus, Almosenier des illyrischen Hofes, zu Ihnen gekommen bin. Wollen Sie die Erziehung des königlichen Prinzen übernehmen?"

„Bei uns werden Sie weder Paläste, noch Staatskarossen zu Ihrer Verfügung haben," fiel Pater Alpheus mit tieftrauriger Stimme ein, „auch das fürstliche Einkommen nicht,

das Ihnen der Hof in X . . . bieten konnte. Sie würden entthronten Fürsten dienen, deren Umgebung nach mehr als einem Jahre eines auch jetzt noch kein Ende zeigenden Exils still und traurig geworden ist. Ihre Ideen sind die unsrigen. Der König zwar hatte früher einige liberale Anwandlungen, deren Richtigkeit er aber nach seinem Sturze anerkannt hat. Und die Königin, — die Königin ist erhaben, der innigsten Hingebung würdig, — Sie werden sie ja sehen und dann selbst urtheilen."

„Wann?" fragte der glühende Méraut, der wieder ganz und gar von seinem Traume eingenommen war, einen König nach dem eigenen Herzenswunsche zu bilden, wie der Dichter sein Werk.

Auf der Stelle noch ward eine Zusammenkunft für einen der nächsten Tage verabredet.

* * *

Wenn Elysée Méraut seiner Kindheit gedachte, — und er that dies sehr oft, denn die Grundlage seines Wesens hatte sich damals gebildet, — dann sah er stets das große Zimmer seines Vaterhauses vor sich. Drei Fenster, durch welche ein Meer von Licht hereinfluthete, in jedem derselben ein Webstuhl zur Seidenweberei, der wie ein beweglicher Vorhang seine hohen Pfosten, seine gekreuzten Einlagen, dem Lichte entgegenhielt. Draußen vor den Fenstern ein Gewühl von Dächern und Häusern, die stufenartig über einander emporstiegen; in jedem Fenster der letzteren ebenfalls ein Webstuhl, an welchem zwei Männer in Hemdärmeln arbeiteten und mit Kette und Einschlag abwechselnd hantirten, wie zwei Pianisten beim vierhändigen Spiel. Zwischen den Häusern klommen kleine Gärtchen den Hügel entlang, wie alle Gärtchen im Süden sonn=

verbrannt und fahl, unfruchtbar und ohne erfrischenden Luftzug, angefüllt mit gewöhnlichen Pflanzen, Kürbisranken und großen Sonnenblumen, welche mit nach Westen gebeugten Kronen dem leuchtenden Tagesgestirn folgten und die Luft mit dem faden Geruche ihrer reifenden Kerne erfüllten, einem Geruche, den Elysée noch nach mehr als dreißig Jahren zu empfinden glaubte, wenn er seines Heimathsortes gedachte. Das wie ein Bienenkorb geräuschvolle und zusammengedrängte Arbeiterviertel ward beherrscht von der Spitze der felsigen Anhöhe, an welcher es lehnte, und von einigen alten, verlassenen Windmühlen, ehemaligen Ernährern der Stadt, welche man in Erinnerung ihrer langjährigen Dienste dort oben stehen ließ und die mit ihren in Wind und Wetter zerbröckelnden Mauern und ihren riesigen Flügelgerippen in die trockene, staubige Luft hinausragten. Unter dem Schutze der uralten Mühlen lebten dort in jugendlicher Frische die Sitten und Traditionen einer vergangenen Zeit.

Der ganze abgesonderte Theil des Fleckens, den man auch das „Königsviertel“ nannte, war stets und ist heute noch glühend royalistisch gesinnt. In jeder Werkstatt hängt an der Wand das Bild eines wohlgenährten, rosigen, blonden Mannes mit langen, gar zierlich gelockten und pomadirten Haaren, auf denen schöne Lichtreflexe wie ein Heiligenschein spielen, das Bild — in der Tracht von 1840 — desjenigen, den die Bewohner unter sich „lou Goï“ (den Hinkenden) nennen. Bei dem Vater Méraut hing unter diesem Bilde noch ein anderer Rahmen, welcher einen Bogen blauen Briefpapiers umschloß, auf dem ein großes, rothes Siegel mit den ein Andreaskreuz umgebenden Worten: „Fides, Spes“, leuchtete. Von seinem Platze am Webstuhle aus konnte Meister Méraut das Bild

sehen und den Wahlspruch: „Treue, Hoffnung“, lesen, . . . dann schwellte und röthete sich vor innerer Bewegung sein breites Gesicht mit den eingemeißelten Zügen, die einer unter Antoninus geprägten Münze entnommen schienen und dieselbe Adlernase, dieselben runden Umrisse zur Schau trugen wie jene Bourbonen, die der Mann so hingebend liebte.

Meister Méraut war ein furchterregender, gewaltthätiger und despotischer Mensch, dessen Stimme von der Gewohnheit, den Lärm der klappernden Webstühle zu überschreien, etwas Sturm= und Donnerartiges angenommen hatte. Seine Frau dagegen, schüchtern, kleinlaut und durchdrungen von jenen Unterwürfigkeits=Traditionen, welche die Südländerinnen von altem Schlage zu orientalischen Sklavinnen machen, hatte sich angewöhnt, überhaupt nichts mehr zu sprechen. Unter solchen Verhältnissen war Elysée aufgewachsen, hatte aber eine weniger rauhe Jugend als seine zwei Brüder durchzumachen gehabt, weil er der jüngste und schwächste war. Statt ihn mit acht Jahren schon an den Webstuhl zu setzen, ließ ihm sein Vater ein wenig Freiheit, die dem Kinde so gut bekommt, so nothwendig ist. Der kleine Elysée benutzte diese goldene Freiheit, um den ganzen Tag auf den Straßen umherzujagen und auf dem Mühlberge die Schlachten seiner Kameraden, Weiß gegen Roth, Royalisten gegen Demokraten, Katholiken gegen Hugenotten mitzufechten.

In jenem Theile des Languedoc lebt der alte Haß, leben die alten Bezeichnungen noch! Die Kinder theilten sich in zwei Lager, von denen jedes eine Mühle besetzte, deren abbröckelnde Steine als Wurfgeschosse dienten; dann flogen Schimpfworte hinüber und herüber, die Schleudern pfiffen, und stundenlang wogte der homerische Kampf, welcher stets auf tragische Weise

mit einem Loche auf einer zehnjährigen Stirn oder einem anderen Kopftheile unter dem Wald seidenweicher Haare endete, — einer jener Verletzungen, deren Spur sich für das ganze Leben auf der zarten Kinderhaut einprägt. Auch der zum Manne gereifte Elysée hatte solche Narben an Schläfe und Kinn aufzuweisen.

O, wie die Mutter die Windmühlen verwünschte, wenn ihr Kleiner des Abends mit blutigem Gesichte und zerfetzten Kleidern heimkehrte! Der Vater schalt zwar auch, aber nur aus Gewohnheit, um seinen Donner nicht einrosten zu lassen; bei Tische jedoch ließ er sich dann die Einzelheiten des Kampfes und die Namen der Kämpfer erzählen.

„Tholozan ... Tholozan ... das Lumpenpack lebt also noch. Den Schuft von Vater hatte ich im Jahre 1815 vor meinem Flintenlauf, und ich hätte wol besser daran gethan, ihn damals niederzuschießen.“

Und dann folgte in dem bilderreichen, ungeschliffenen Dialect des Languedoc, der jeden Satz und jede Silbe mit gleicher Härte und Schärfe ausspricht, eine lange Erzählung von der Zeit, da er sich bei den Jägern des Herzogs von Angoulême, des großen Generals, des Heiligen, hatte anwerben lassen...

Diese hundertmal gehörten, aber durch das Feuer des Vaters stets wechselreichen und unterhaltenden Erzählungen hatten sich ebenso unverwischbar dem Herzen Elysée's eingeprägt, wie die Narben der Steinwürfe seinem Gesichte. Er lebte innerhalb einer royalistischen Legende, deren Mittelpunkt der Heinrichstag war, in der Verehrung von Fürsten, die als Märtyrer das Volk segneten, von kühnen Fürstinnen, die für die gute Sache zu Pferde stiegen, verfolgt, verrathen und schließlich in dem Kamine eines alten Schlosses der Bretagne entdeckt wurden. Zur Erheiterung dieses langen Klageliedes von

Trauer und Verbannung, welches allein das Kindergemüt doch gar zu sehr verdüstert hätte, diente die Geschichte von dem „Huhn im Topfe“ Heinrich's IV. und das Lied vom „Vert-Galant“, dem „tapferen Lebemanne“; dadurch wurden die glorreichen Erinnerungen und der ganze Zauberreiz des alten Frankreichs dem Kinde eingeflößt. Das Lied vom „tapferen Lebemann“ war die Marseillaise des Königsviertels. Am Sonntage, wenn es Vesper geläutet hatte und der Tisch mit großer Mühe in dem steil abfallenden kleinen Gärtchen zurecht gestellt war, dann speiste die Familie Méraut in der „guten Luft“, wie man dort zu sagen pflegt, d. h. in dem erstickenden Dunste, welcher einem Sommertage folgt, wenn die den ganzen Tag über von dem Erdboden und den weißgetünchten Mauern aufgesogene Hitze wieder frei wird, so daß die Luft schwüler und ungesunder ist, als während des stärksten Sonnenbrandes, — und wenn nach Tische der alte Meister mit seiner unter den Nachbarn berühmten Stimme das Lied begann: „Es lebe Heinrich IV., es lebe der tapfere König,“ dann wurde es still in dem ganzen Viertel ringsumher. Man hörte nichts als das trockene Geräusch des in der Hitze platzenden Schilfrohrs im Gehege, das Zirpen einer verspäteten Grille und den alten royalistischen Sang, dessen Rhytmus, an den gespreizten „Pfauentanz“ unserer Vorfahren in Kniestrümpfen und aufgewulsteten Reifröcken erinnernd, majestätisch dahinrollte; der Refrain wurde im Chor gesungen:

„Auf die Gesundheit unseres Königs,
Eines echten Heinrich von alter Art,
Der dich und mich,
Der dich und mich
Dereinst zum Glücke führen wird.“

Das „dich und mich“ machte dem kleinen Elysée und seinen Brüdern besonderes Vergnügen und sie sangen es, indem sie einander stießen und zerrten, was ihnen stets einen Puff vom Vater einbrachte; aber einer solchen Kleinigkeit wegen wurde das Lied nicht unterbrochen, sondern ertönte fort und fort, inmitten der Schläge, des Lachens und des Schluchzens, wie der Gesang von Besessenen auf dem Grabe eines Heiligen.

Dieser Name des Königs, der sich allen Familienfesten, allen Freuden und Leiden des Hauses hinzugesellte, erhielt derart außer dem hehren Glanze, der ihn in allen Feengeschichten und Märchen, sowie in der „Weltgeschichte für Kinder“ umstrahlte, auch noch einen vertrauten, familiären Charakter für Elysée. Dieses Gefühl wurde durch gewisse geheimnißvolle Briefe auf Pergamentpapier verstärkt, welche zwei- oder dreimal jährlich allen Bewohnern des Viertels aus Frohsdorf zukamen und in denen der König seinem getreuen Volke Geduld einsprach. An solchen Tagen hantirte Meister Méraut noch ernster als gewöhnlich an seinem Webstuhle, und des Abends wurde dann bei fest verschlossenen Thüren das Rundschreiben verlesen, welches sich stets in denselben schmeichelnden und wie die Hoffnung unbestimmten Worten erging, — „Franzosen, man täuscht sich und täuscht euch“ — und stets dasselbe unveränderliche Siegel trug: „Fides, Spes“. An Treue und an Hoffnung fehlte es den armen Leuten aber wahrlich nicht!

„Wenn der König wieder in seinem Lande eingezogen sein wird,“ sagte Meister Méraut, „werde ich mir einen guten Lehnstuhl kaufen .... Wenn der König wieder da sein wird, will ich das Zimmer neu tapezieren lassen.“

Später, nachdem er in Frohsdorf gewesen war, lautete

der Spruch anders: „Als ich die Ehre hatte, den König zu sehen,“ hieß es bei jedem Anlasse, bei jeder Gelegenheit.

Der alte Mann hatte sich die Wallfahrt nicht nehmen lassen, trotz des großen Opfers an Zeit und Geld für einen armen Arbeiter, und kein gläubiger, aus Mekka vom Grabe des Propheten zurückkommender Hadschi konnte beseligter und geblendeter von seiner Pilgerfahrt heimkehren, als er. Und doch war die Audienz nur eine sehr kurze gewesen. Der Prätendent hatte zu seinen getreuen Unterthanen gesagt: „Ah, da seid ihr,“ auf welch' herablassenden Empfang Niemand etwas zu erwidern den Muth fand; Méraut noch weniger als die andern, denn er erstickte fast vor innerer Bewegung und seine Augen waren dermaßen voll Thränen, daß er nicht einmal die Züge des Angebeteten sehen konnte. Aber kurz vor der Abreise hatte ihn der Herzog von Athis, der Privatsekretär des Königs, sehr eingehend über die in Frankreich herrschenden Ansichten ausgefragt; und man kann sich die Antworten des exaltirten Seidenwebers denken, der niemals sein „Königsviertel“ verlassen hatte.

„Wenn er doch nur käme, Herr Gott im Himmel! Wenn er nur bald käme, unser Heinrich! Man schmachtet ja nach seinem Anblicke!“

Ueber diese guten Nachrichten hatte sich denn der Herzog von Athis sehr gefreut, ihm vielmals gedankt und ihn dann plötzlich gefragt:

„Haben Sie Kinder, Meister Méraut?“

„Drei, Herr Herzog.“

„Knaben?“

„Ja, doch, drei Kinder,“ wiederholte der alte Arbeiter;

(bei dem gewöhnlichen Volk da draußen zählen nämlich die Mädchen nicht als Kinder mit).

„Gut, ich werde es notiren, und wenn die Zeit kommt, wird Se. Hoheit ihrer gedenken.“

Dann hatte der Herr Herzog sein Notizbuch aus der Tasche gezogen und „kra, kra“ einige Worte geschrieben. Dieses „kra, kra,“ durch welches der brave Mann den wichtigen Vorgang darstellte, wie der hohe Beschützer die Namen der drei Söhne Méraut aufgeschrieben hatte, wurde als eine der wichtigsten Erinnerungen der Familienchronik betrachtet, welche sich stets durch die rührende Unwandelbarkeit selbst der kleinsten Einzelheiten auszeichnet. Als dann Zeiten des Mangels, der spärlichen Arbeit über die Familie kamen, als die Mutter mit Bangen ihren Gatten altern sah und der kleine Sparpfennig aus besseren Tagen immer mehr zusammenschmolz, wurden mit diesem „kra, kra“ die schüchtern geäußerten Befürchtungen der Mutter für die Zukunft ihrer Kinder zum Schweigen gebracht.

„Sei doch nicht ängstlich, Alte! Der Herzog von Athis hat sie ja notirt.“

Der alte Weber war über Nacht ehrgeizig für seine Söhne geworden und da die beiden ältesten schon das Handwerk ihres Vaters ergriffen hatten, übertrug er auf Elysée alle seine Hoffnungen und Wünsche in Bezug auf die zukünftige Größe seines Hauses. Er schickte ihn in die Schule zu Herrn Papel, einem spanischen Emigranten, wie sie nach der Uebergabe von Marokko zu Hunderten die Städte des südlichen Frankreichs erfüllten. Die Schule befand sich am äußersten Ende des „Fleischerviertels“ in einem halb zerfallenen, mit Moos bedeckten Hause, das im Schatten der Kathedrale stand.

Beweis dafür der grün-feuchte Ueberzug der kleinen Fenster und die salpeterbedeckten Risse in den Mauern. Um zu dem Hause zu gelangen, mußte man die lange Reihe der Fleischerläden durchgehen, von deren eisernen Gittern und Lanzenstäben enorme Fleischstücke herabhingen, umschwärmt von dem widerlichen Gesumme der Insecten; ein Netz von engen Gäßchen mit stets rothem und schlüpfrigem Pflaster.

Wenn Elysée später die Eindrücke seiner Kindheit wach rief, so schien es ihm, als hätte er dieselbe im Mittelalter, unter der Geißel und dem Knotenstricke eines schrecklichen Fanatikers durchlebt, desses fremdländisches Latein in dem elenden und finstern Schulzimmer abwechselte mit dem in unmittelbarster Nähe ertönenden, bald segnenden, bald zornigen Glockengeläute, das von dem Thurme der alten Kirche herab- und gleichsam aus den bizarren Drachenköpfen der steinernen Dachrinnen herausdröhnte. Der kleine Papel erschien mit seinem großen faltigen Gesichte wie ein Zwerg aus einem Velasquez'schen Gemälde, natürlich ohne die hellfarbigen Kleider und die vom Alter gebräunte Farbe eines solchen; er trug eine schmierige weiße Kappe stets tief in die Augen gedrückt, um eine dicke blaue Ader zu verbergen, welche seine Stirn von den Augenbrauen bis zu den Haarwurzeln durchlief. Dabei brutal und grausam, aber unter seinem breiten Schädel einen außergewöhnlichen Ideenreichthum bergend, eine lebendige Bibliothek, die durch einen eingefleischten Royalismus verschlossen, wie durch eine eiserne Stange, als deren Abbild die seltsame Stirnader dienen konnte, von der Außenwelt abgesondert war.

In der Stadt ging das Gerücht, daß der Name Papel einen anderen, berühmteren verberge, nämlich den eines karli-

stischen Bandenführers, berüchtigt durch seine wilde Art, Krieg zu führen und die Todesqualen seiner Opfer zu vervielfältigen. Ob das Gerücht wahr sprach? Während der vielen Jahre, welche Elysée bei seinem Lehrer verbrachte, hörte er von dem furchtbaren Zwerg, trotzdem er dessen Lieblingsschüler geworden war, doch niemals ein Wort, das den Verdacht hätte rechtfertigen können; auch die Besuche und Briefe, welche Herr Papel empfing, deuteten in keiner Weise auf eine solche Vergangenheit hin. Nur als das Kind zum Manne gereift war und das enge Arbeiterviertel keinen Raum mehr bot für die von Elysée während seiner Schuljahre eingeheimsten Preise und die von Vater Méraut gehegten Hoffnungen, so daß beschlossen ward, Elysée nach Paris zu schicken, — da gab ihm Herr Papel einige Empfehlungsbriefe an die Häupter der legitimistischen Partei mit, gewichtige Schriftstücke mit großen geheimnißvollen Wappensiegeln, welche die Legende von dem verkleideten Karlistengeneral zu bestätigen schienen.

Meister Méraut hatte auf dieser Reise bestanden, denn er begann zu finden, daß die Rückkehr seines Königs gar zu lange auf sich warten lasse. Er brachte jedes erdenkliche Opfer, verkaufte seine goldene Uhr und den silbernen Schlüsselring der Mutter, auch den Weingarten, den dort jeder Dörfler besitzt, und dies alles mit der einfachen Bescheidenheit eines echten Helden „für die Partei."

„Geh doch 'mal hin und sieh, was sie machen," sagte er zu seinem Jüngsten; „warum sie eigentlich immer noch zögern? Schließlich kriegt auch unser Viertel das Warten satt, — was sie nur wissen sollen!"

Zwanzig Jahre alt, kam Elysée Méraut nach Paris, überschäumend von exaltirten Grundsätzen, in denen sich die

blindvertrauende Hingabe seines Vaters mit dem kriegerischen Fanatismus des Spaniers zu einem besonders starken Ganzen vermischte. Innerhalb der Partei wurde er empfangen wie ein Reisender, welcher des Nachts in ein Eisenbahncoupé erster Klasse steigt, in welchem sich die von weiter her kommenden Reisenden bereits jeder sein Plätzchen zum Schlafen eingerichtet haben. Der Eindringling kommt von draußen, angeregt von dem Gange und der frischen Luft, mit dem Wunsche, sich auch ferner zu bewegen, sich mitzutheilen, zu plaudern, wach zu bleiben; damit kommt er aber schlecht an bei den verdrießlich und schlaftrunken dreinschauenden Leuten, welche, in ihre Pelze gehüllt, sich in die Ecke drücken, sich von dem Schaukeln des Zuges einwiegen lassen, den kleinen blauen Vorhang vor die Coupélampe gezogen haben, und die in ihrer matten Behaglichkeit nichts mehr fürchten, als den Luftzug und die störenden Eindringlinge. Das war der Eindruck, welchen unter dem Kaiserreiche die legitimistische Truppe in ihrem kläglichen, auf einem verlassenen Geleise stehengebliebenen Gefährt machte.

Der tolle Mensch mit den schwarzen Augen und dem Kopfe eines abgemagerten Löwen, der im Sprechen jede Silbe wie mit dem Messer abschnitt, jeden Satz mit leidenschaftlichen Bewegungen begleitete, der, zu allem bereit, das Feuer eines Suleau*) mit der Kühnheit eines Cadoudal**) in sich vereinigte, – der flößte der Partei einen mit Staunen gemischten Schrecken ein. Man fand ihn beunruhigend, gefährlich. Mit

*) Royalistischer Schriftsteller, Mitglied der königlichen Leibwache, wurde bei der Vertheidigung Ludwig XVI. vom Volke getödtet.

**) Royalistischer Verschwörer und Erbauer einer Höllenmaschine unter Consul Bonaparte.

dem Scharfblicke, den sich der Südfranzose trotz seines leidenschaftlichen Ungestüms bewahrt, entdeckte Elysée unter der vornehmen Höflichkeit, unter dem von der guten Erziehung gebotenen, ihm scheinbar entgegengebrachten Interesse, sehr bald den Egoismus und die tiefe Niedergeschlagenheit, welche in Wirklichkeit unter den Legitimisten herrschte. Im Augenblicke sei nichts zu machen, sagten sie; jetzt gelte es warten und vor allem sich ruhig verhalten, sich vor jugendlichem Eifer und unbedachtem Handeln in Acht nehmen, das Beispiel befolgen, welches der Prätendent selbst gebe. Und diese weisen Rathschläge zur Mäßigung paßten vortrefflich zu den alten Palästen im Aristokratenviertel, welche, nach außen vom Epheu weich umschlungen, taub für das Geräusch der Straße, hinter ihren massiven, vom Gewichte der Jahrhunderte und der Traditionen beschwerten Thüren, all' die Bequemlichkeiten eines im trägen Nichtsthun dahinfließenden Lebens bargen. Aus Höflichkeit lud man ihn einige Male zu den politischen Versammlungen ein, welche auf die geheimnißvollste Art, unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln und Befürchtungen, in den verstecktesten Zimmern eines jener alten Nester abgehalten wurden. Er hörte dort die aus den Vendéer-Kriegen und den Metzeleien von Quiberon berühmten Namen, das ganze unheimliche Register der als „Märtyrer" Gefallenen, aber die Träger dieser berühmten Namen waren alte, sanftmüthige, glattrasirte Herren, fein und sammetartig wie Prälaten, mit süßen Worten in dem zahnlosen, stets Bonbons kauenden Munde. Sie schlichen wie Verschwörer herbei und behaupteten sämmtlich, auf das schärfste von der Polizei beobachtet zu werden, die sich aber in Wirklichkeit über die unschuldigen Zusammenkünfte außerordentlich amüsirte. Waren dann die Whist-

tische mit den hinter Lichtschirmen gedämpft hervorleuchtenden Wachskerzen hergerichtet, so steckten sie die kahlen, wie Spielmarken glänzenden Schädel zusammen, theilten sich flüsternd die neuesten Nachrichten aus Frohsdorf mit, bewunderten die unermüdliche Geduld der Exilirten und schwuren sich zu, dieselbe getreulich nachzuahmen. Ganz, ganz leise — pst! — raunte man sich den neuesten Witz des Herrn von Varentin über die Kaiserin zu, oder man summte das Liedchen: „Wenn erst Napoleon — Mit guten Peitschenhieben — Den H.... euch zum Lohn — Hat gründlich angetrieben" .... Dann schlichen die Verschworenen wieder hinweg, erschrocken über ihre eigene Kühnheit, und drückten sich einzeln, um nur ja kein Aufsehen zu erregen, an den Häusern der stillen und leeren Straße entlang, in welcher das schwache Geräusch ihrer Schritte beunruhigend wiederhallte.

Elysée kam rasch zu der Einsicht, daß er für diese Spukgestalten aus dem alten Frankreich zu jung und unternehmungslustig sei. Außerdem schwamm Paris damals in einem Meere von Siegesjubel, und die aus dem italienischen Kriege siegreich heimkehrenden kaiserlichen Adler zogen auf den fahnengeschmückten Boulevards in hellen Haufen einher. Der Sohn des alten Webers konnte sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß die Ansichten des „Königsviertels" nicht überall in Frankreich getheilt würden, und daß die Rückkehr des legitimen Königs doch wol länger auf sich warten lassen werde, als man daheim glaubte. Sein Royalismus litt aber nicht darunter, sondern erhob, vergrößerte und veredelte sich in der Idee, weil das Feld der That ihm verschlossen war. Elysée nahm sich vor, ein Buch darüber zu schreiben, seine Ueberzeugungen und Glaubenssätze, alles, was in ihm gährte und nach außen

drängte, in das große Paris hinauszuschleudern, das er bekehren wollte. Sein Lebensplan war rasch entworfen: das tägliche Brod mit Unterrichtgeben verdienen, was ihm auch bald gelang, und in den Mußestunden sein Buch schreiben, was aber sehr viel langsamer vorwärts ging.

Wie alle seine Landsleute war auch Elysée Méraut vorwiegend ein Mann der Rede. Wenn er hoch aufgerichtet dastand und seine Stimme hörte, kamen ihm Gedanken in Fülle, wie die vibrirenden Glockentöne hoch oben auf dem Thurme den Blitz anziehen. Sein Denken, die Frucht jahrelangen Lernens und Nachgrübelns, entfloh in brausenden Strömen, Wort auf Wort, in beredtester, niemals stockender Reihenfolge seinen Lippen, — seiner Feder aber entströmte es nur langsam, tropfenweise, weil der allzu reiche Inhalt das beim Schreiben nothwendige Maßhalten, die feinere Durcharbeitung des zu Sagenden kaum zuließ. Es erleichterte ihn, von den in ihm tosenden Glaubenslehren zu sprechen, da er keinen anderen Weg der Bethätigung für sie hatte. Er sprach also überall, wo er Gelegenheit dazu fand, und namentlich in den Kaffeehäusern des Quartier Latin, die in dem zu Boden geworfenen Paris des zweiten Kaiserreiches allein noch Opposition machten, nachdem Presse und Vereinsfreiheit längst geknebelt waren. Jedes Studenten-Café hatte damals seinen hervorragenden Redner. „Pesquidoux vom „Voltaire“, sagte man, „ist sehr stark; aber Larminat vom „Procope“ übertrifft ihn doch noch!“ In der That fand sich an diesen Orten eine gebildete, hinreißend beredsame, für das Ideale schwärmende Jugend zusammen, welche die berühmten politisch-philosophischen Gespräche der Bonner und Heidelberger Studentenkneipen mit großem Feuer wieder erneute.

In diesen lärm- und raucherfüllten Brutstätten gährender Gedanken, wo man sehr viel durcheinander sprach und noch viel mehr durcheinander trank, machte das eigenthümliche Feuer des Südländers Aufsehen, des langaufgeschossenen, stets angeregten Jünglings, der niemals rauchte, sich ohne zu trinken berauschte und dessen kräftige, bilderreiche Rede sich in der Verherrlichung von Grundsätzen erging, die ebenso außer Mode gekommen waren, wie Reifrock und Puder, und die zu der Umgebung, in der sie ausgesprochen wurden, gerade so paßten, wie ein Antiquitätensammler in ein Pariser Modewaarengeschäft. Wenn des Abends in der Thür des vollgepfropften Kaffeehauses der hagere Elysée erschien, den unstät flackernden Blick seiner kurzsichtigen Augen auf die lärmende Versammlung geheftet, die langen Haare unter dem in's Genick zurückgeschobenen Hute hervorquellend und unter dem Arme stets irgend ein altes Buch oder Heft tragend, aus dessen Blättern ein riesiges Falzbein hervorsah, dann erhob sich alles mit dem Rufe: „Méraut! Méraut ist da!“ Man rückte zusammen, um ihm einen großen Platz frei zu machen, wo er nach Belieben gestikuliren, mit seinen langen Armen herumfechten konnte. Schon dieser Empfang von Seiten seiner Kameraden, die Rufe, mit denen man ihn begrüßte, brachten sein Blut in raschere Wallung; dazu kam die Hitze, das blendende, berauschende Gaslicht. Das erste beste Thema gab den Stoff her, die neueste Zeitung oder das Buch, in das er beim Durchschreiten der Odeongalerien einen Blick geworfen hatte, — und dann ging es los, bald sitzend, häufiger stehend; seine mächtige Stimme erfüllte den ganzen Raum, und seine leidenschaftliche Geberde bannte die Zuhörer im Kreise. Die Dominospieler unterbrachen ihre Partie, die Billardspieler im ersten Stocke

ließen ihre Kugeln stehen und beugten sich über das Geländer in den unteren Raum hinab, die Pfeife zwischen den Zähnen, das lange Queue noch in der Hand haltend. Die Fensterscheiben, die Gläser, die Untertassen zitterten wie bei dem Vorüberfahren eines schweren Wagens, und die Kassirerin sagte mit selbstbewußtem Stolze zu den Eintretenden: „Kommen Sie rasch, Herr Méraut ist bei uns.“ Oh! Pesquidoux, Larminat und wie sie sämmtlich hießen, mochten immerhin „stark“ sein; Elysée überflügelte sie alle. In kurzer Zeit wurde er der erklärte Redner des ganzen Viertels. Dieser ungesucht ihm zufallende Ruhm genügte ihm so sehr, daß er sich zu seinem Unglücke davon fesseln ließ und seine anderen Angelegenheiten darüber vernachlässigte. Zu jener Zeit war dies das Schicksal von mehr als einem jugendlich-feurigen Larminat, — schöne, zu den besten Hoffnungen berechtigende Kräfte, die zu mächtigen Motoren und Hebeln der geistigen Bewegung hätten werden können, statt dessen aber ihre Kraft mit großem Geräusche unnütz ausströmen ließen, — aus Mangel an Ordnung, oder aus Sorglosigkeit, oder weil sie sich auf falschem Wege befanden.

Bei Elysée wirkte noch ein anderer Umstand mit: ohne Ehrgeiz, ohne materielle Wünsche, nur mit der schwärmerischen Begeisterung seiner südlichen Heimat ausgestattet, betrachtete er sich als den Apostel seines Glaubens und bewies auch die Eigenschaften eines solchen: den unermüdlichen Bekehrungseifer, das kraftbewußte Unabhängigkeitsgefühl und die Uneigennützigkeit, welche nichts nach Sporteln und Pfründen, ja selbst nach dem Leben nichts fragt, das den größten Beschwerden des Daseins eines „Berufenen“ preisgegeben ist.

So trieb er es achtzehn Jahre lang und säete seine Ge-

danken unter der heranwachsenden Jugend von Paris aus. Es konnte dabei nicht fehlen, daß Einer oder der Andere, der inzwischen sehr hoch gestiegen war und mit äußerster Geringschätzung von „Méraut, dem sitzengebliebenen Studenten" sprach, den besten Theil seines Ruhmes den Brosamen zu verdanken hatte, welche derselbe Méraut in sorgloser Verschwendung von seinem Tische fallen ließ. Elysée wußte das, und wenn er unter dem grünen Palmengewande *) eines hochgelehrten Herrn eine seiner alten, zu einer schönen akademischen Phrase zurechtgestutzten Ideen wiedererkannte, so empfand er dabei das Glück eines uneigennützigen Vaters, welcher die Töchter seines Herzens reich verheiratet wiedersieht und keinen Anspruch mehr auf ihre ausschließliche Zärtlichkeit hat. Es war die ritterliche Selbstlosigkeit des alten Seidenwebers aus dem Königsviertel, nur noch erhabener und edler, denn dem Sohne fehlte das unerschütterliche Vertrauen auf den Erfolg, das den braven Vater bis zu seinem letzten Athemzuge begleitet hatte. Noch am Tage vor seinem Tode — er starb fast plötzlich an den Folgen eines Sonnenstiches, den er sich eines Abends in der geschilderten „guten Luft" zugezogen hatte — sang der Alte mit kräftiger Stimme: „Es lebe Heinrich IV." In der Todesstunde selbst, als der Blick schon halb erloschen, die Zunge fast gelähmt war, sagte er noch zu seiner Frau: „Sei ruhig . . . . . der Kinder wegen . . . . . Herzog von Athis . . . . . aufgeschrieben;" und die sterbende Hand versuchte auf der Bettdecke zum letzten Male „kra, kra" zu machen.

---

*) Grüne Palmzweige sind das Abzeichen der französischen Akademie, deren vierzig Mitglieder bekanntlich die „Unsterblichen" heißen.

Als Elysée, der bei dem raschen Verlauf der Krankheit nicht mehr rechtzeitig benachrichtigt werden konnte, am anderen Morgen aus Paris eintraf, fand er seinen Vater ausgestreckt, die Hände zum Kreuz gefaltet, starr und bleich auf dem Lager an der Wand, die noch immer ihrer neuen Tapeten harrte. Die Thür zur Werkstätte stand offen, um dem Todesengel, oder wie andere sagen, der scheidenden Seele, Raum zum Durchzug zu gewähren. Man sah die ruhenden Webstühle, darunter den des Vaters, der, bereits vom Garne befreit, den nackten Masten eines Wracks glich, die niemals mehr Segel tragen werden. Auch das Bild des Königs und das rothe Siegel sah man, welche diesem erloschenen Leben voll Arbeit und Treue als Leitsterne vorgeschwebt hatten, — und dort droben endlich, hoch über dem Lärmen und Treiben der Vorstadt, die alten Mühlen, welche ihre Arme wie zum Zeichen der Verzweiflung in den klaren Himmel emporstreckten. Niemals konnte Elysée den Anblick dieses ruhigen Sterbelagers vergessen, das auf der heimischen Scholle des Abgeschiedenen stand und diesem den Blick auf die gewohnte Umgebung geschlossen hatte; und er beneidete ihn um diesen stillen Abschluß, denn er selbst fühlte sich mehr als je beherrscht von dem abenteuerlichen Zuge seines Lebens und von den Illusionen, die den entschlafenen Alten so lange geleitet hatten.

Es war nach der Rückkehr von dieser traurigen Reise, daß ihm der Posten eines Erziehers an dem Hofe zu X . . . angeboten wurde. Wir kennen die Enttäuschungen, die er von dort heimbrachte. Sein Mißgeschick berührte ihn so tief, die Kleinlichkeiten, die gegenseitigen Anfeindungen und Verleumdungen, deren Zeuge er gewesen war und welche die Con-

lissenseite der glänzenden Dekoration des Hofes darstellten, hatten ihn mit einer solchen Traurigkeit erfüllt, daß er trotz seiner Bewunderung für den König von Illyrien seinen raschen Entschluß bereute, als die Mönche weggegangen waren und der erste Rausch der Begeisterung sich verflüchtigt hatte. All die früheren Verdrießlichkeiten kamen ihm wieder in's Gedächtniß, — er sollte auf's Neue seine Freiheit aufgeben, seine Gewohnheiten ändern, dann sein Buch, das große Werk, welches ihm immer noch im Kopfe umher ging, — und so kam er nach langem Hin- und Herschwanken zu dem Entschlusse, Nein zu sagen, welchen Entschluß er am Tage vor Weihnachten, kurz vor der verabredeten Zusammenkunft, dem Pater Melchior brieflich mittheilte. Dieser begnügte sich, ihm zu antworten: „Kommen Sie zur heutigen Nachtmesse, Rue des Fourneaux; ich hoffe immer noch, Sie zu gewinnen.“

Das Franziskanerkloster in der Rue des Fourneaux, dem Pater Melchior angehörte, ist einer der interessantesten und wenigst bekannten Punkte des katholischen Paris. Dieses Mutterhaus des berühmten Ordens, das sich geheimnißvoll in der ärmlichen, von niederem Volke bewohnten Vorstadt hinter dem Bahnhofe Montparnasse verbirgt, führt auch den Titel eines „Kommissariats des heiligen Grabes“. Mönche in fremländischer Tracht, die achtlos das Elend des Arbeiterviertels mit ihren Kutten streifen, bringen dem Kloster Material zum Reliquienhandel: Splitter des echten Kreuzes, Rosenkränze aus Olivenkernen vom Oelberge, dürre und holzige Rosen aus Jericho, welche unter einem Tropfen Weihwasser aufblühen, den ganzen Wunderkram, welcher sich in den großen verborgenen Taschen der Mönchskutten zu schönem, stummem

Golde umwandelt, welches dann zur Instandhaltung des heiligen Grabes nach Jerusalem wandert. Elysée hatte das Kloster durch einen seiner Freunde, einen armen Bildhauer, Namens Dreux, kennen gelernt, welcher für dasselbe eine Statue der heiligen Margaretha von Ossuna angefertigt hatte und sein Werk gern möglichst Vielen zeigen wollte. Der Ort war so seltsam und romantisch, er paßte so gut zu dem Innern des Südländers, das er von der modernen Aufklärung ablenkte und in längst vergangene Jahrhunderte, in sagenhafte Länder zurückversetzte, daß Elysée seitdem sehr häufig die abgelegene Stätte besuchte, zur großen Freude von Freund Dreux, der sich nicht wenig auf die Anziehungskraft seiner Margaretha einbildete.

Es war fast Mitternacht geworden, als Elysée Méraut an dem besprochenen Weihnachtsabende die geräuschvollen Straßen des Quartier Latin verließ, wo die geöffneten Speisehäuser, die geschmückten Fleischerläden, die Grünkramhandlungen, die Bierhäuser mit weiblicher Bedienung, die Studentenhotels, die kleinen Schänken der Rue Racine und des „Boul Mich" *) in voller Vorbereitung für das allgemeine Gelage waren, welches die ganze Nacht hindurch bis zum nächsten Morgen andauert. Ohne jeden Uebergang kam Elysée aus diesem licht- und freudeerfüllten Gewühl in die trostlos leeren Straßen der Vorstadt, wo der einsame Fußgänger, durch das Gaslicht verkleinert, eher zu schleichen als fortzuschreiten scheint. Der scharfe helle Klang der Klosterglöckchen ertönte über den nackten Mauern, hinter denen entlaubte Baumskelette düster hervorlugten; aus den großen geschlossenen

*) Bei den Studenten beliebte Abkürzung des Boulevard Michel.

Viehhöfen kam von Zeit zu Zeit ein schwüler Lufthauch, begleitet von dem schwachen Geräusch raschelnden Strohes; auf der breiten Straße lag noch der am Tage gefallene schmutziggraue Schnee; dort droben aber am Firmamente blinkten die in der Kälte scharf leuchtenden Sterne, und der im vollen Traumleben glühendsten Glaubenseifers dahinwandelnde Elysée glaubte unter ihnen denjenigen zu erkennen, welcher die drei Könige nach Bethlehem geleitet hatte. Der Anblick dieses Sternes gemahnte ihn an die Weihnachten von ehedem, an die in der Kathedrale durchwachten Weihnachten seiner Kindheit, an den Rückweg durch die phantastisch verschlungenen, im Mondlichte ruhenden Gäßchen des Fleischerviertels, an den Familientisch dann zu Hause, wo sie das festliche Nachtmahl erwartete, an die traditionellen drei Lichte in der grünen, rothgesprenkelten Stechpalme, an die „Estevenons“, die kleinen Weihnachtsbrode, mit ihrem angenehmen Dufte von frischem Gebäck und gebratenen Speckschnittchen, — — — — die Erinnerung ward so mächtig in ihm, daß die Laterne eines langsam auf dem Trottoir dahinschreitenden Lumpensammlers ihm wie diejenige erschien, welche Vater Méraut bei der Rückkehr aus der Mitternachtsmesse seinem kleinen Trupp voranzutragen pflegte.

Armer, guter Vater, den man hienieden nie mehr sehen wird . . .

Während Elysée derart mit den Schatten seiner dahingeschiedenen Lieben sich unterhielt, war er in die spärlich bebaute und wenig erleuchtete Rue des Fourneaux gekommen. Lang hingestreckte Fabriksgebäude mit hohen Schornsteinen lagen hinter hölzernen Zäunen oder aus zerbrochenen Steinen roh aufgeführten Mauern. Der Wind blies mit Macht auf

der kahlen Ebene einher und brachte von dem unweit gelegenen Schlachthause klägliches Schreien, Töne von dumpfen Schlägen, einen faden Geruch von Blut und Fett herüber; es fielen dort unter den Streichen der Schlächter die für Weihnachten bestimmten Schweine, wie früher die Opferthiere zu den Festen irgend eines heidnischen Gottes.

Das Thor des die Mitte der Straße einnehmenden Klosters war weit geöffnet; in dem Hofe hielten einige Wagen, über deren Eleganz Méraut staunte. Der Gottesdienst hatte begonnen; Orgelklang und Gesang menschlicher Stimmen ertönte in längeren Zwischenräumen aus der Kirche, die jedoch leer und nicht erleuchtet war, — nur die kleinen Altarlampen und das durch die gemalten Fenster hereinfallende Schneelicht verbreiteten eine schwache Dämmerung in dem Raume. Das Schiff der Kirche war fast rund; von den Wänden wallten lange Fahnen mit dem rothen Kreuze Jerusalems hernieder, und zwischen ihnen standen bunt bemalte Statuen, von denen sich die marmorne, ihren nackten Rücken unbarmherzig geißelnde Margaretha von Ossuna in wohlthuender Weiße abhob; sie kam hierher, weil, wie die Mönche mit einer gewissen Koketterie sagten, Margaretha „eine große Sünderin unseres Ordens war.“ Die gemalte, von kleinen Querbalken durchsetzte Holzdecke, der Hauptaltar unter dem säulengetragenen Baldachin, das runde Chor mit den leeren Stühlen und dem verlorenen Mondstrahle auf den Blättern des aufgeschlagenen Gesangbuches, all' dies erschien in schwankenden, undeutlichen Umrissen; aber unter dem Chore führte eine breite Treppe in den unteren Raum der Kirche, wo heute — vielleicht zum Andenken an die Katakomben — der Gottesdienst abgehalten wurde.

Am äußersten Ende der Höhlung erschien in weißgetünchtem, von mächtigen romanischen Säulen getragenen Mauerwerk eine Nachahmung des heiligen Grabes in Jerusalem, dessen niedrige Thür und enge Krypta von einer Anzahl kleiner Todtenlämpchen beleuchtet wurden, die von ihren steinernen Gehäusen schwach herniederblinkten; ihr matter Schein fiel auf einen lebensgroßen, aus farbigem Wachse gebildeten Christus, dessen blutende Wunden in hellem Rosenroth aus dem zurückgeschlagenen Leichentuche hervorleuchteten. An dem gegenüberliegenden Ende des Raumes entfaltete sich in einem eigenthümlichen, die ganze christliche Epopöe zusammenfassenden Gegensatze, eine jener kindlichen Darstellungen der Geburt Christi, mit der Krippe, dem Kinde und den Thieren, alles in helle Farben getaucht und von Laubwerk aus grünem Papier umgeben, wie sie alljährlich am Weihnachtsabende zum Vorschein kommen, und wie sie ehemals — gröber geformt, dafür aber viel erhabener — dem Hirne eines „Erleuchteten" entsprungen sind. Und ebenso wie damals, hatten sich auch jetzt eine Anzahl Kinder und alter Frauen um die Krippe versammelt, jene Wesen, die nach Liebe dürsten und Wunder begehren, jene Armen, welche Jesus so sehr liebte, — und in der ersten Reihe dieser demüthigen Getreuen sah der verwunderte Elysée zwei vornehm gekleidete Männer neben zwei Damen in dunkler Tracht, welch letztere in tiefster Andacht auf den kalten Steinfliesen knieten und von denen die jüngere einen kleinen Knaben in ihren schützenden und zum Gebete verschlungenen Armen hielt.

„Das sind Königinnen," sagte eine alte Frau, die vor Bewunderung kaum sprechen konnte.

Elysée durchzuckte eine Ahnung und näher hinzutretend,

erkannte er die feinen, aristokratischen Züge Christian's von Illyrien und neben ihm den gebräunten, knochigen und trotz seiner Jugend fast kahlen Kopf des Königs von Palermo. Von den beiden Frauen sah er nichts als die schwarzen und blonden Haare und die tiefleidenschaftliche Geberde der einen. O, wie genau er den jungen Méraut kannte, der verschmitzte Priester, welcher diese erste Zusammenkunft zwischen dem Königskinde und dessen zukünftigem Erzieher sozusagen inszenirt hatte. Diese depossedirten Könige, welche ihre Ehrerbietung einem Gotte darbrachten, der sich in seinem Grabgewölbe ebenfalls zu verbergen schien, die Aehnlichkeit zwischen dem gefallenen Königthume und einem vernachlässigten Kultus, der traurige Stern des Exils, welcher die armen, entthronten, ohne Gefolge und mit leeren Händen daherkommenden Könige nach einem in öder Vorstadt liegenden Bethlehem führte, — das Alles schwellte ihm das Herz von wehmüthiger Empfindung. Und das Kind, das Kind namentlich, das mit so rührender Geberde sein kleines Köpfchen nach den Thieren bei der Krippe hinstreckte, die jugendliche Neugier gedämpft durch eine gewisse leidende Zurückhaltung, — — — bei dem Anblicke dieser sechsjährigen Stirn, auf welche die Zukunft bereits ihren Schatten zu werfen schien, gedachte Elysée des Umstandes, wie viel von seinem besten Wissen und seiner innigsten Liebe er werde aufwenden müssen, um die zarte Menschenknospe zu derjenigen herrlichen Entfaltung zu bringen, die er für sie ersehnte.

III.

Der Hof in Saint-Mandé.

Der provisorische Aufenthalt im Hotel des Pyramides hatte ein viertel, ein halbes Jahr gedauert; kaum, daß man sich in der Unordnung und hastigen Erwartung des demnächstigen Aufbruches die Zeit nahm, die Koffer auszupacken. Täglich kamen die besten Nachrichten aus Illyrien. Die Republik hatte dort, wo sie keine Vergangenheit, kein früheres Heldenthum besaß, noch immer nicht recht Wurzel gefaßt. Das Volk, hieß es, sei ihrer müde und sehne sich nach seinem Fürsten; man glaubte mit unfehlbarer Gewißheit den Tag voraus berechnen zu können, an welchem das Herrscherhaus den verwaisten Thron wieder besteigen werde. Kein Nagel wurde in die Wand geschlagen, keine Veränderung wurde in den Zimmern vorgenommen, ohne daß die Exilirten voll freudiger Hoffnung sich gesagt hätten: „Es lohnt eigentlich nicht mehr der Mühe.“ Trotzdem dehnte sich das Exil immer weiter und weiter aus, und die Königin konnte sich der Erkenntniß nicht mehr verschließen, daß der Aufenthalt im Gasthofe, inmitten der ab- und zuströmenden Fremden, des Schwarmes von Zugvögeln aller Farben und Schattirungen,

auf die Länge der Zeit mit ihrer hohen Stellung unvereinbar sei. Man brach also das Zelt ab, kaufte ein Haus und richtete sich ein. Aus dem nomadischen Exil wurde ein seßhaftes.

Das Haus lag in Saint-Mandé, an der Ecke der Avenue Daumesnil und der Rue Herbillon, inmitten der eleganten Gebäude, welche den Waldessaum einfassen. Zierlich gearbeitete Gitter umfriedigen wohlgepflegte Gärten mit glänzenden Kieswegen, geschweifte Freitreppen steigen hinter englischen Rasenplätzen empor, so daß man sich in einen Winkel des vornehmen Paris, an die Avenue du Bois de Boulogne, versetzt glaubt. In eine dieser Villen hatten sich früher bereits der König und die Königin von Palermo zurückgezogen, welche kein großes Vermögen besaßen und dem kostspieligen Leben und Treiben der vornehmen Welt fern bleiben wollten. Dann war die Herzogin von Malines, Schwester der Königin von Palermo, auch nach Saint-Mandé gezogen, und den Beiden war es unschwer gelungen, ihre Cousine zur Wahl desselben Aufenthaltsortes zu bewegen. Außerdem aber hatte die Königin Friederike noch andere Gründe, sich von dem ewig lustigen Paris zurückzuziehen; sie protestirte damit gegen die moderne Welt und das Aufblühen der Republik, und vermied die Neugier, welche bekannte Leute von hohem Rang verfolgt und ihr jetzt wie ein Hohn auf ihren Sturz erschien. Der König hatte sich zwar zuerst der weiten Entfernung wegen gesträubt, aber bald diente ihm diese als Entschuldigungsgrund für sein häufiges, oft bis in die späte Abendstunde ausgedehntes Fernbleiben vom Hause. Schließlich hatte noch ein anderer Umstand den Ausschlag für Saint-Mandé gegeben: man lebte dort billiger als anderswo und konnte mit geringen Kosten eine Art von Hofstaat unterhalten.

Sie waren wohnlich und behaglich eingerichtet. Das weiße, dreistöckige, von zwei Thürmchen flankirte Haus war dem Walde zugekehrt, den man jenseits des kleinen Vorgartens erblickte; auf der anderen Seite, nach der Rue Herbillon zu, befand sich zwischen dem Treibhause und den Dienstgebäuden ein großer, mit weichem Sande bedeckter Hof, welcher bis an die Freitreppe reichte, die von einer zeltartigen, auf zwei schräg stehenden Lanzen ruhenden Marquise überdacht wurde. Zehn Pferde (die Königin ritt täglich aus) im Stalle, — die Dienerschaft in die Farben Illyrens gekleidet, mit Puderköpfen und Hakenschuhen, — im Thore endlich ein Schweizer, dessen Hellebarde und grüngoldenes Bandelier in Saint-Mandé und Umgegend genau so seit altersher bekannt waren, wie der Stelzfuß des alten Daumesnil, — — das alles zusammen gab einen recht annehmbaren und fast neuen Hofhalt. Es war auch kaum ein Jahr her, daß Tom Levis denselben eingerichtet und die fürstliche Bühne sammt Dekorationen und Zubehör hergestellt hatte, auf welcher das historische Drama spielt, in dessen Schilderung wir begriffen sind.

Tom Levis?! Ja, du lieber Himmel ... Trotz allen Mißtrauens und Widerstrebens mußte man schließlich doch seine Zuflucht zu ihm nehmen. Der kleine dicke Kerl entwickelte eine fabelhafte Hartnäckigkeit und Elastizität. Voll von Kniffen und Ränken, hatte er so viele Schlüssel und Dietriche im Sacke, daß er auch die widerspenstigsten Schlösser öffnete oder sprengte, ganz abgesehen von den Schlichen, mit denen er das Herz der Lieferanten, der Diener, der Kammerrauen gewann. Zuerst wollte man durchaus nichts von Tom Levis wissen. Aber nichts wollte vorwärts gehen. Die Händler

lieferten das Bestellte nicht rechtzeitig ab, die Dienerschaft war widerspenstig, und alles ging schief bis zu dem Tage, da der Mann mit der goldenen Brille und den klappernden Berloques an der Uhrkette in seinem Cab herangefahren kam, — da stiegen die Tapeten wie von selbst an den Wänden hernieder, verwandelten sich zu Gardinen an den Fenstern, verschlangen sich zu kunstvollen Portièren an den Thüren, wurden zu leuchtenden, warmen Teppichen auf dem Boden; die Treibhäuser belebten sich, die Kamelien blühten auf und die Eigenthümer, im Handumdrehen eingerichtet, hatten nichts weiter zu thun, als alles zu genießen und in den bequemen Fauteuils die Rechnungen abzuwarten, welche von allen Ecken und Enden des großen Paris einliefen. In dem Nebengebäude an der Rue Herbillon saß der alte Rosen, der Chef des Civil- und Militär-Kabinets, beglich die Rechnungen, gab der Dienerschaft ihren Lohn und verwaltete das kleine Vermögen des Königs so geschickt, daß dieser und die Königin auch nach Bezahlung des goldenen Rahmens, der ihr Unglück umschloß, noch genug übrig behielten, um angemessen zu leben. Beide auf dem Throne geboren und erzogen, gewohnt, ihr Bildniß auf allen Goldstücken zu sehen und so viel Geld ausprägen zu lassen, als ihnen beliebte, wußten sie nichts von den Preisen und dem Werthe der Gegenstände; weit entfernt also davon, über ihren Wohlstand und die unfaßbar geschickte Vermögensverwaltung des alten Herzogs zu erstaunen, empfanden sie im Gegentheil schmerzlich alle Entbehrungen ihrer neuen Lebensweise, ganz abgesehen von der Kälte und Oede, welche eine herabgefallene Krone stets auf der Stirn derjenigen zurückläßt, welche sie zu tragen gewöhnt sind. Wohl war das einfache Haus in Saint-Mandé nach innen wie ein

kleiner Palast eingerichtet, wohl glichen die Privatgemächer des Fürstenpaares auf das genaueste denjenigen, die es in dem Residenzschlosse verlassen hatte, selbst bis auf das Treppenhaus, welches Abgüsse der daheim an derselben Stelle stehenden Statuen schmückten, erstreckte sich die Aehnlichkeit, und das Treibhaus enthielt eine Abtheilung, in welcher, von Schlinggewächsen umrankt, die Lieblingsäffchen des Königs umherspielten, — aber was wollten all' diese zarten Aufmerksamkeiten für diejenigen bedeuten, die daheim vier große, aus uralter Zeit stammende Schlösser und jene entzückenden Sommerresidenzen zwischen Himmel und Wasser besaßen, deren saftige Rasenplätze von den Wellen bespült werden, auf den immergrünen Inseln, welche man „die Gärten des adriatischen Meeres" nennt?

In St. Mandé vertrat die Stelle des unendlichen Meeres ein kleines Wässerchen, das sich vor den Fenstern ausbreitete, und auf welches die Königin ebenso traurig hinausblickte, wie die verbannte Andromache auf ihr falsches Simoïs. So eingeschränkt sie aber auch lebten, wunderte sich der erfahrenere Christian doch zuweilen über den verhältnißmäßigen Wohlstand, der sie umgab.

„Rosen leistet Unglaubliches," pflegte er bei solchen Gelegenheiten zu sagen; „ich begreife wirklich nicht, wie er es fertig bringt, mit unserem kleinen Einkommen all' das zu bestreiten. Wenigstens aber," fügte er dann stets lachend hinzu, „kann man sicher sein, daß er uns nicht mit dem Seinigen aushilft."

In der That war in ganz Illyrien der Name Rosen gleichbedeutend mit dem eines eingefleischten Geizhalses. Auch nach Paris war ihm dieser Ruf gefolgt und wurde bald

durch die Verheirathung seines Sohnes bestätigt, — eine Ehe, die der Alte im Heirathsbureau abgeschlossen hatte und die trotz des hübschen Gesichtchens der kleinen Sauvadon eine Mesalliance der schlimmsten Sorte war und blieb. Dennoch war Rosen reich. Der alte Pandur, dessen Raubvogelgesicht die Leidenschaft der Habsucht und des gierigen Zusammenscharrens deutlich verrieth, hatte nicht nur um des Ruhmes willen sich mit Türken und Montenegrinern herumgeschlagen. Von jedem Feldzuge kehrte er mit ungeheuerem Gepäck zurück und das große Haus, das er auf der Insel St. Louis in Paris bewohnte, war vollgepfropft von den verschiedensten Kostbarkeiten, von orientalischen Teppichen, eingelegten Möbeln aus dem Mittelalter und der Feudalzeit, massiv goldenen Geräthen, Skulpturen, Reliquienschreinen, kunstvoll durchwirkten und gestickten Stoffen, — all dem Reichthum, den er als gute Beute aus gebrandschatzten Klöstern und türkischen Harems entführt hatte. Das war in unabsehbarer Menge in den riesigen Sälen aufgestapelt, die sich nur ein einziges Mal bei Gelegenheit der Verheirathung Herberts und des dabei von Onkel Sauvadon bezahlten königlichen Festes geöffnet hatten, seitdem aber stets abgesperrt blieben und ihre Schätze hinter den herabgelassenen Vorhängen und den hermetisch geschlossenen Fensterläden verbargen. Denn der gute Mann gönnte sich den Genuß seines Reichthums nicht, bewohnte einige Zimmer des Oberstockes, hielt nur die allernothwendigste Dienerschaft und führte das Leben eines geizigen Provinzlers; die geräumigen Küchengelasse des Souterrains mit ihren eingerosteten Bratspießen und kalten Feuerstellen wurden ebenso wenig benutzt wie die Empfangssäle.

Erst die Ankunft der vertriebenen Königsfamilie und die

Ernennung derer von Rosen zu den verschiedenen Chargen des kleinen Hofes hatten die Lebensweise des alten Herzogs ein wenig verändert. Die jungen Leute, Herbert und seine Frau, zogen zu ihm, da ihre Wohnung im Park Monceaux — ein echter moderner Käfig mit vergoldeten Gitterstäben — zu weit von St. Mandé entfernt war. Jeden Morgen um neun Uhr war Prinzeß Colette fertig, mochte das Wetter auch noch so schlecht sein oder der Ufernebel noch so dicht das bezaubernde Seine-Panorama verhüllen, um mit dem alten General in den Wagen zu steigen und bei der Morgentoilette der Königin anwesend zu sein. Herbert versuchte dann noch ein wenig zu schlafen und derart das Versäumte nachzuholen, denn er hatte einen schweren Nachtdienst bei König Christian, welcher sich für die letzten zehn Jahre kleinstädtischen und an das Ehegemach gefesselten Lebens nach Kräften entschädigte und ein so enthusiastischer Freund des Pariser Nachtlebens war, daß er oft noch nach Schluß der Theater und Kaffeehäuser die leeren, hallenden Boulevards entlang schritt, herauf und herab an der ins Endlose sich verlängernden Reihe der Gasflammen.

Sofort nach ihrer Ankunft in St. Mandé ging Colette zur Königin, während der Herzog sich in einen kleinen Pavillon verfügte, der mit den Wirthschaftsgebäuden zusammenhing und den stolzen Namen der „Königlichen Intendantur“ führte. Dort waltete er seines Amtes der Dienerschaft und den Lieferanten gegenüber; und es war rührend mitanzusehen, wie der mächtige Alte, der daheim ein ganzes Heer betreßter Lakaien unter seinem Befehle gehabt hatte, jetzt auf einem kattunüberzogenen Lehnstuhle zwischen Schriftbündeln und Schachteln aller Farben und Größen saß und die Rechnungen

kleiner Krämer und Handwerker in Empfang nahm, genau revidirte und beglich. Sein Geiz war so tief eingewurzelt, daß selbst hier, wo er für fremde Rechnung Geld hergeben mußte, sein ganzes Gesicht sich schmerzhaft verzog und alle seine Runzeln in ein nervöses Zittern geriethen; die starre, widerstrebende Geberde, mit welcher er den in der Wand eingemauerten Geldschrank öffnete, erschien wie ein stummer Protest gegen den Zwang, bezahlen zu müssen. Trotzdem war stets für alles gesorgt, und die geringen Einkünfte erwiesen sich als hinreichend, um neben dem in einem großen Hause stets unvermeidlichen Mehrverbrauche auch den mildthätigen Neigungen der Königin und den freigebigen Gewohnheiten des Königs zu genügen; sogar für die Vergnügungen des Letzteren war immer gesorgt, und diese spielten eine große Rolle in dem Budget, denn Christiam II. hielt Wort und gestaltete sein Exil so angenehm als möglich.

Bei allen Lustbarkeiten anwesend, Mitglied der vornehmen Klubs, ein ständiger Gast der aristokratischen Salons, gehörte sein feines, intelligentes Gesicht fortan zu den stadtbekannten Typen des „Tout Paris“, und erschien an der Logenbrüstung bei ersten Vorstellungen oder bei der lärmenden Rückkehr von Wettrennen gewöhnlich zwischen der verwegenen Frisur einer gerade in der Mode befindlichen Schauspielerin und den abgelebten Zügen eines bekannten entarteten Kronprinzen, welcher sich in Erwartung seiner dereinstigen Thronbesteigung in den Pariser Kaffeehäusern umhertreibt. Christian führte die müssiggängerische und doch so beschäftigte Existenz eines jungen Pariser Lebemannes. Nachmittags beim Ballspiel oder auf dem Skating-Rink, dann eine Rundfahrt im Bois de Boulogne, und in der Dämmerstunde ein Besuch in einem gewissen

koketten Boudoir, dessen luxuriöse Ausstattung und die dort herrschende außerordentlich große Freiheit in Worten und Thaten er ganz besonders liebte, des Abends in einem kleinen Vorstadttheater oder im Foyer des Ballets, dann der Klub und hauptsächlich das Spiel, wo bei den Karten sein halbasiatischer Ursprung zum Vorschein kam, die Leidenschaft für den Zufall und die damit zusammenhängenden Gemüthserregungen.

Mit der Königin ging er, außer am Sonntag, wo er sie in die kleine Kirche von St. Mandé begleitete, fast niemals aus und sah sie nur bei den Mahlzeiten. Er fürchtete diesen scharfdenkenden, geraden und stets pflichtbewußten Charakter; ihre verächtliche Kälte genirte ihn wie ein sichtbares, verkörpertes Gewissen. Gerade dieser stummen Mahnung an seine königlichen Pflichten wollte er sich entziehen; und zu schwach, um sich offen dagegen aufzulehnen, zog er es vor, sich abseits zu halten, zu lügen, sich unsichtbar zu machen. Ihrerseits kannte Friederike dieses slavische, gleichzeitig feurige und weiche, prickelnde und schwache Temperament so gut, — sie hatte diesem Manne, welchem alle Eigenschaften des Kindes anhafteten, von der Grazie und dem hellen Lachen bis zu den eigensinnigen und grausamen Launen, so viele Ausschreitungen verzeihen müssen, — er war so oft vor ihr auf die Kniee gesunken, wenn es einen Fehltritt gut zu machen galt, bei dem er immer und immer wieder Glück und Ehre aufs Spiel gesetzt hatte, — daß sie an dem Gatten, wie an dem Manne vollständig verzweifelte und nur noch Rücksichten für den König kannte. Dieser Kampf dauerte seit nunmehr zehn Jahren, trotzdem die Ehe nach außen hin als eine ganz einträchtige erschien. Auf jenen Höhen des Lebens, bei den weit-

läufigen Gemächern, der zahlreichen Dienerschaft und dem vorgeschriebenen Ceremoniell, welches alle Bewegungen regelt und die Selbstbeherrschung zur unabweisbaren Pflicht macht, sind derartige trügerische Erscheinungen möglich. Das Exil aber drohte bald die Wahrheit zu enthüllen.

Zuerst hatte Friedericke gehofft, daß die schweren Schicksalsschläge den König zur Vernunft bringen, eine jener edlen Aufwallungen in ihm erzeugen würden, aus welchen Helden und Sieger hervorgehen. Statt dessen sah sie in seinen Augen nur die Vergnügungssucht und den Festrausch aufleuchten, welche das Pariser Leben mit seiner diabolischen Phosphoreszenz, das Inkognito, die Versuchungen und die Leichtigkeit des Genusses immer stärker und stärker in ihm entfachten. Ja, wenn sie sich entschlossen hätte, ihm in diesen Strudel zu folgen, die tolle Jagd nach dem Vergnügen mitzumachen, mit ihrer Schönheit, ihren Pferden und Toiletten zu glänzen, ihre weibliche Gefallsucht mit der eitlen Leichtfertigkeit ihres Gatten zu vereinen, dann wäre eine Annäherung möglich gewesen. Sie aber blieb Königin vom Scheitel bis zur Sohle, gab nichts von ihren Ansprüchen und Hoffnungen auf, und mit verzweifeltem Muthe aus der Ferne fortkämpfend, sandte sie Brief auf Brief an die Getreuen in der Heimath, erließ Proteste, konspirirte und klagte bei allen europäischen Höfen über die empörende Unbill ihres Geschickes. Der Rath Boscovich schrieb, was sie ihm diktirte, und jeden Mittag, wenn der König aus seinen Gemächern herunterkam, präsentirte sie selbst ihm die Briefe zur Unterschrift. Er unterzeichnete alles, was sie wollte, — aber mit einem eigenthümlich ironischen Zucken seiner feinen Mundwinkel. Der Skepticismus seiner spöttischen und kaltherzigen Umgebung hatte auch bei ihm die Oberhand ge-

wonnen; der zuerst genährten, überschwenglichen Hoffnung war mit dem bei solchen Naturen gewöhnlichen Rückschlage die feste Ueberzeugung gefolgt, daß das Exil niemals mehr aufhören werde. Mit welch gelangweiltem, ermüdetem Gesichte betheiligte er sich deshalb auch an den Unterredungen, welche die Königin ihm aufzwang und durch welche sie ihm dasselbe Feuer der Begeisterung einzuflößen versuchte, das sie selbst durchglühte; zerstreut, ohne eine Spur von Aufmerksamkeit hörte er zu, verfolgt von irgend einem blödsinnigen Gassenhauer, vor seinem geistigen Auge stets die Erscheinungen der letzten Nacht, den berauschenden Wirbeltanz des Vergnügens. Mit einem Seufzer der Erleichterung sah er sich dann endlich draußen und gab sich mit doppelter Leidenschaft seinem Tagewerke hin; die Königin aber blieb nach jeder solchen Unterredung stets einsamer und trauriger zurück.

Außer dieser Korrespondenz für den König und der zeitweiligen Absendung kurzer aber desto inhaltsreicherer Briefe, durch welche sie den schwindenden Muth der letzten Anhänger ihrer Sache immer aufs Neue belebte, kannte die Königin keine anderen Zerstreuungen, als das Lesen in ihrer aus Memoiren, Briefschaften, alten Chroniken und religiösen Erbauungsbüchern bestehenden Bibliothek, das Spielen mit ihrem Knaben im Garten, und dann und wann einen Spazierritt in dem Gehölze von Vincennes, der sich aber selten bis an den Saum desselben erstreckte, wo das Geräusch der Großstadt noch hindrang und die letzten Häuser der äußersten Armenviertel standen; denn gegen Paris hatte die Königin eine unüberwindliche, mit Schrecken gemischte Abneigung. Außerdem, einmal monatlich etwa, eine Besuchstour in großer Gala bei den übrigen entthronten Fürstlichkeiten, — eine traurige Rund=

fahrt, von welcher sie stets entmuthigt zurückkehrte. Aus dem königlichen, mit mehr oder weniger Würde getragenen Unglücke, das sie dabei zu sehen bekam, fühlte sie die endgültige Entsagung heraus; man hatte sich mit Geduld in sein Schicksal ergeben und sich an das Exil gewöhnt, über dessen Bitterkeit man sich mit allen möglichen Mitteln, mit Kindereien oder Schlimmerem, hinwegzutäuschen versuchte.

Die ehrwürdigste und stolzeste dieser gefallenen Majestäten war der König von Westphalen, ein armer blinder Alter mit seiner rührend holden Tochter, seiner blonden Antigone. Er bewahrte all den äußeren Glanz seines ehemaligen Ranges, beschäftigte sich aber nur noch damit, Tabaksdosen zu sammeln und die Glasschränke seines Salons mit allerhand Kostbarkeiten und Kuriositäten anzufüllen, — ein Sammeleifer, der im sonderbarsten Widerspruche zu seinem Gebrechen stand, das ihm jeden Genuß seiner Schätze unmöglich machte. Bei dem Könige von Palermo dieselbe apathische Entsagung, hier aber vereint mit Schmerzen und Trauer, jede Hoffnung ertödtet durch den Verlust des einzigen Kindes; der König fast stets abwesend, die Königin allein mit ihrem Weh um die verlorene Heimath. Die prunkliebende, stets vergnügungswüthige Königin von Asturien dagegen behielt auch in der Verbannung ihre lockeren Sitten einer exotischen Majestät bei, und der Herzog von Palma nahm von Zeit zu Zeit seinen Karabiner zur Hand, um einen Einfall in sein Land zu versuchen, das ihn aber immer wieder und stets sehr nachdrücklich in sein elendes Müßiggängerleben zurückwarf. Im Grunde mehr Räuber als Prätendent, schlug er sich eigentlich nur, um Geld und junge Mädchen zu erbeuten, und bereitete seiner armen Lebensgefährtin all das Herzeleid jener unglücklichen Banditenfrauen

in den Pyrenäen, die stets erwarten müssen, den Gatten auf einer Tragbahre heimgebracht zu sehen, wenn er sich draußen von der Morgendämmerung überraschen läßt. Alle diese Entthronten führten nur e i n Wort im Munde, das die stolzen Wahlsprüche ihrer königlichen Häuser verdrängt hatte: „Wozu auch? Was kann's uns nützen?" Für den glühenden Thatendurst Friederikens hatten die Höflichsten ein Lächeln zur Antwort; die Frauen wollten von nichts anderem hören, als von Theater oder Kirchenbesuch, Galanterien oder Moden. Nach und nach wurde auch die stolze Dalmatinerin von dem stillen Zerfall ihrer Prinzipien ergriffen, von der allgemeinen Entkräftung angesteckt. Zwischen diesem Könige, der von seinem Königthume nichts mehr wissen wollte, und dem armen kleinen Zara, der sich so langsam und schwächlich entwickelte, überkam sie das Gefühl der Ohnmacht immer stärker und stärker. Der alte Rosen sprach überhaupt kaum mehr und hielt sich den ganzen Tag in seinem Bureau auf. Die Prinzessin glich einem Vogel, der nichts anderes kennt und thut, als seine Federn glätten; Boscovich war ein Kind, die Marquise eine Närrin. Blieb noch Pater Alpheus, — aber der wilde, rauhe Mönch war kaum dazu geeignet, die geheimen Regungen des Frauenherzens, die unausgesprochenen Zweifel und Befürchtungen der Königin zu verstehen. Dazu kam noch der Einfluß der Jahreszeit. Das Gehölz von St. Mandé, das im Sommer gegrünt und geblüht, an Wochentagen einem stillen, ruhigen Parke geglichen hatte und des Sonntags von fröhlichen Menschen erfüllt war, nahm jetzt bei herannahendem Winter, unter dem triefenden, grauen Himmel und mit den über dem See lagernden Nebeln, den traurigen, jeder Größe baren Charakter eines verlassenen Vergnügungsetablissements

an. Schaaren krächzender Raben umkreisten das schwarze Gestrüpp und die nackten Bäume, welche ihre bizarr gekrümmten Aeste und entlaubten Kronen gen Himmel streckten. Es war der zweite Winter, den Friederike in Paris zubrachte. Warum erschien er ihr länger und düsterer als der erste? Fehlte ihr das wechselreiche Hotelleben oder der Pulsschlag der geräuschvollen, reichen Stadt? Nein. Aber je mehr die Königin verschwand, desto stärker trat die schwache Frau, trat der Schmerz der vernachlässigten Gattin, trat das Heimweh der dem Lande ihrer Geburt entrissenen Fremden hervor.

* * *

Die an den großen Saal stoßende Glasgalerie hatte sie zu einem kleinen Wintergarten einrichten lassen, der mit seinen hellen Farben und immergrünen Pflanzen ein lauschiges Eckchen, fern von dem Leben und den Störungen des Hauses, darbot. Dort saß sie jetzt tagelang, unthätig auf den Garten hinausblickend, der mit seinem vom Regen durchfurchten Boden und seinem düsteren, scharf gegen den grauen Horizont abgezeichneten Strauchwerke sich wie ein Kupferstich ausnahm, welchem Stechpalme und Buchsbaum etwas dunkles Grün beimischten. Das Wasser, welches über die drei Etagen des Springbrunnens herabplätscherte, hatte eine Färbung wie erkaltetes Silber angenommen; jenseits des hohen Gitters, welches den Garten von der Avenue Daumesnil trennte, wurde die Stille und Einsamkeit des zwei Stunden langen Gehölzes nur von Zeit zu Zeit durch die Dampf-Tramway unterbrochen, die pfeifend vorüberfuhr und einen langen Rauchstreifen zurückließ, der sich so schwer in der trüben Luft zer-

theilte, daß Friederike ihm noch lange, lange nachblicken konnte, bis er sich allmälig verlor, — langsam und zwecklos wie ihr Leben.

An einem regnerischen Wintermorgen gab Elysée Méraut dem königlichen Prinzen die erste Unterrichtsstunde. Es war in dem kleinen Zufluchtsorte der Königin, in welchem sie sonst ihren traurigen Träumereien nachhing, der aber heute den Anblick eines Studirzimmers darbot: Bücher und Karten auf dem Tische, gedämpfte Beleuchtung wie in einem Atelier oder einer Schulklasse, die Mutter in schlichtem, schwarzem Kleide, das ihre hohe Gestalt knapp umschloß, vor sich einen kleinen Stickrahmen einfachster Art, und daneben der Lehrer mit dem Schüler, beide in gleicher Weise befangen und erregt von ihrem ersten Beisammensein. Der kleine Prinz erkannte wie im Traume den gigantischen Kopf mit den flammenden Augen wieder, welchen er am Weihnachtsabende in der Dämmerung der Kapelle erblickt und mit seiner Einbildungskraft, die von den Märchen seiner Hofmeisterin erfüllt war, irgend einer Erscheinung des Riesen Robistor oder des Zauberers Merlin zugeschrieben hatte. Nicht minder phantastisch waren die Gedanken Elysée's, der in dem kleinen, zarten Knaben mit dem frühzeitig gealterten und kränklichen Gesichte, dessen Stirn schon so von Falten durchzogen war, als lasteten auf ihr die sechshundert Jahre seines Geschlechts, einen vom Schicksal vorherbestimmten Herrscher, einen Führer von Menschen und Völkern zu erblicken glaubte, zu dem er mit ernster, von innerer Bewegung zitternder Stimme sagte:

„Hoheit, Sie werden eines Tages König sein . . . Sie müssen also auch lernen, was ein König ist . . . Hören Sie mir gut zu, blicken Sie mich wohl an, und was mein Mund

nicht klar genug aussprechen kann, werden Ihnen meine ehrfurchtsvollen Blicke sagen . . . .“

Dann beugte er sich zu diesem kindlichen, noch wie ein Samenkorn in der Erde versteckten Begriffsvermögen hernieder und erklärte ihm mit den für ihn passenden Worten und Bildern das Dogma von dem Gottesgnadenthum, von der Mission der irdischen Könige, welche als Mittelglied zwischen den Völkern und Gott Pflichten haben, wie kein anderer Sterblicher, Pflichten und Rechte, die ihnen von ihrer Geburt an obliegen, die sie mit zur Welt bringen . . . . Daß der kleine Prinz das Alles auch vollkommen verstand, ist nicht sehr wahrscheinlich; vielleicht fühlte er sich nur umhüllt von jener belebenden Wärme, mit welcher der sorgsame, eine seltene Pflanze pflegende Gärtner den zarten Keim zu entwickeln sucht . . . Dagegen sog die über ihre Stickerei gebeugte Königin mit freudiger Ueberraschung die Worte ein, welche sie verzweiflungsvoll seit Jahren erwartete und die so sehr ihren geheimsten Gedanken entsprachen, sie anriefen, aus ihrem Schlummer erweckten . . . So lange, lange Zeit hatte sie einsam geträumt und gedacht! So Vieles, das sie nicht zu sagen vermocht hatte, und dem Elysée jetzt Worte verlieh! Vom ersten Tage an fühlte sie sich ihm gegenüber wie ein ungekannter Musiker, wie ein nie zum Ausdrucke gelangter Künstler vor Demjenigen, der das Werk seiner Seele in zauberischster Weise zur Geltung bringt. Ihre unklarsten Empfindungen über die hehre Idee des Königthums bekamen jetzt Form und Gestalt, fanden einen erschöpfenden und dennoch einfachen Ausdruck, da ja ein Kind, ein ganz kleines Kind, sie beinahe verstehen konnte. Während sie diesen Mann und seine von Begeisterung und Beredsamkeit strahlenden Züge anblickte, tauchte als Gegensatz das hübsche, indolente

Gesicht, das farblose Lächeln Christian's vor ihr auf, tönte ihr das ewige: „Was kann's uns helfen?“ all der entthronten Majestäten und das hohle Geschwätz der fürstlichen Boudoirs ins Ohr. Und dieser Plebejer, dieser Sohn eines Webers — sie kannte seine Lebensgeschichte — war es, der die verloren gegangene Tradition wieder aufgenommen, die alten Reliquien und das heilige Feuer bewahrt hatte, dessen Abglanz jetzt auf seiner Stirn leuchtete, dessen Flammen sich durch seine glühende Rede wohlthuend ihr mittheilten! Oh, wenn Christian derart gewesen wäre, dann säßen sie heute noch auf dem Throne, oder wären beide unter seinen Trümmern begraben . . . Seltsam! Während sie mit unwillkürlich gespannter Aufmerksamkeit Elysée betrachtete, glaubte sie seine Stimme, seine Züge dunkel wiederzuerkennen. Wo hatte sie doch diese geniale Stirn schon einmal gesehen, diese klangvolle Stimme schon einmal gehört, die im tiefsten Innern ihres Herzens wiederhallte?

Jetzt war der Lehrer dazu übergegangen, den Schüler auszufragen: nicht um zu erkunden, was er wisse, — denn das war leider so gut wie nichts, — sondern was man ihm beibringen könne. „Ja, mein Herr. — Nein, mein Herr.“ Das war so ziemlich alles, was der kleine Prinz zu sagen wußte, und er brauchte seine ganze Kraft, um es auszusprechen; er betonte es mit jener reizenden Schüchternheit, welche den nur von Frauen erzogenen und stets unter den Eindrücken ihrer allerersten Kindheit gehaltenen Knaben anhaftet. Dennoch versuchte er aus dem Haufen der verschiedensten Gegenstände, die Frau von Silvis ihm beigebracht hatte, aus all den Zwerg- und Feen-Abenteuern, welche seine kleine Einbildungskraft wie ein Zaubertheater anfüllten, einige Erinnerungen an die allge-

meine Weltgeschichte herauszusuchen. Die Königin unterstützte, ermuthigte ihn von ihrem Platze aus, erhob ihn gleichsam auf den Fittigen ihrer eigenen Seele. Wenn der Schwalbenflug beginnt und das Kleinste noch nicht gut fort kann, nimmt es die Mutter ebenso auf ihre Flügel, bis ihm die Schwingen gestärkt sind. Wenn das Kind mit seiner Antwort zögerte, verdunkelte sich der wunderbar tiefe, aus den blaugrauen Augen Friederikens goldig hervorstrahlende Blick, wie die Meereswelle unter dem sie aufwühlenden Windstoße; welch triumphirendes Lächeln wandte sie dagegen dem Lehrer zu, wenn der Kleine seine Sache gut gemacht hatte! Seit vielen, vielen Monaten hatte sie sich nicht mehr so voll und ganz glücklich, so erfüllt von innerer Freude gefühlt. Die wachsbleichen Züge des kleinen Zara, sein schlaffes, ermüdetes Kindergesicht, erschienen wie von frischen Blutwellen durchkreist; selbst das traurige Landschaftsbild schien bei den magischen Worten zu verschwinden und nur noch das Imposante der winterlichen Entblößung beizubehalten. Und während sie wie gebannt zuhörte, den Ellbogen aufgestützt, den Oberkörper vorgebeugt, wie der Zukunft entgegen, in welcher sie schon die triumphirende Rückkehr des Königskindes auf den heimischen Thron erblickte, — sah der in einem unbekannten Gefühl erschauernde Elysée, der keine Ahnung davon hatte, daß er selbst die Ursache dieser wunderbaren, vor seinen Augen sich vollziehenden Umwandlung sei, auf die herrliche, ihm zugewandte Stirn, deren matten Achatglanz die schweren Zöpfe wie ein königliches Diadem umwanden und beschatteten.

Es schlug Mittag und die Unterrichtsstunde war noch nicht beendet. In dem Hauptsaale, wo der kleine Hof sich alltäglich um diese Zeit zum Frühstück versammelte, begann man

zu flüstern und sich darüber zu wundern, daß weder der König noch die Königin erschienen. Der unbefriedigte Appetit und das Unangenehme des Wartens vor Tische gaben den leise geführten Unterhaltungen einen gewissen Ton schlechter Laune. Boscovich, der zwei Stunden lang das Gestrüpp nach irgend einer verspäteten Blume abgesucht hatte, wärmte sich, blaß vor Hunger und Kälte, an dem weißmarmornen, in Form eines Altars gebildeten und zuweilen auch bei Lesung einer stillen Messe als solchen benutzten Kamine. Die Marquise in ihrem grünen Sammetkleide, majestätisch und steif auf der äußersten Kante eines Divans sitzend, schüttelte mit hochtragischer Geberde ihren eckigen Kopf auf dem langen, mageren, von einer Boa umschlungenen Halse, während sie der Prinzessin Colette ihr Herz ausschüttete. Die arme Frau war ganz verzweifelt, daß man ihr ihren Schüler weggenommen hatte, um ihn einem Wilden, einem echten Wilden — sie hatte ihn am Morgen über den Hof gehen sehen — anzuvertrauen.

„Man könnte sich ordentlich vor ihm fürchten, meine liebe Freundin! Haare so lang wie ein Verrückter. Nur Pater Alpheus ist im Stande, solche Entdeckungen zu machen!“

„Er soll aber sehr gelehrt sein,“ bemerkte die zerstreute Prinzessin flüchtig.

Das war Wasser auf die Mühle der Anderen. Sehr gelehrt! Sehr gelehrt! Als ob der Sohn eines Königs es nöthig hätte, sich wie ein Wörterbuch mit Griechisch und Latein vollpfropfen zu lassen! „Nein, meine Kleine, eine derartige Erziehung erfordert Spezialkenntnisse, die ich mir so schön angeeignet hatte. Ich war vollkommen vorbereitet. Den Traktat des Abbé Diguet „Ueber den Unterricht eines Prinzen“ habe

ich ganz durchgearbeitet. Ich weiß alle Mittel auswendig, die er angiebt, um erstens Menschenkenntniß zu erlangen und zweitens die Schmeichler fernzuhalten. Der ersteren gibt es sechs, der letzteren sieben. Dieselben lauten der Reihe nach . . . ."

Und sie begann sie der Prinzessin herzuzählen, welche kein Wort davon hörte, denn sie saß schlecht gelaunt und leidend auf einem Tabouret, von dem ihre lange Schleppe — nach der neuesten Mode wasserblau — herabwallte, und starrte auf die Thür, welche zu den Gemächern des Königs führte, als wollte sie mit ihren magnetischen Blicken etwas herbeiziehen; dazu machte sie das schmollende Gesicht einer hübschen Frau, welche sich für Jemanden geputzt hat, der durchaus nicht kommen will. Der alte Rosen durchmaß mit seinem steifen, pendelartig gleichmäßigen Schritte das Zimmer kreuz und quer, blieb bald an dem einen, bald an dem anderen der auf Garten oder Hof gehenden Fenster stehen, und blickte unter seiner gerunzelten Stirn hinaus, wie der wachhabende Offizier an Bord eines Schiffes, dessen Sicherheit ihm anvertraut ist. Und das ganze Behaben des Fahrzeuges machte ihm wirklich Ehre. Die rothen Ziegel der Wirthschaftsgebäude glänzten ebenso wie der Intendanzpavillon unter dem herniederplätschernden Regen, welcher die spiegelblanke Freitreppe und den feinen Kies der Gartenwege wie gewaschen erscheinen ließ. Die überall herrschende Ordnung und Sauberkeit leuchtete ordentlich bei dem trüben Wetter und setzte sich fort bis in den großen Empfangssaal, dessen hellfarbige Teppiche und brennende Wärmlampen eine behagliche Stimmung verbreiteten, bis auf das weiße vergoldete Mobiliar im Geschmacke Ludwig's XVI., dessen klassische Verzierungen sich auf dem Holzgetäfel der Thürfüllungen und der großen Spiegel wiederholten. In

einer Ecke des geräumigen Gemaches befand sich auf einem, demselben Zeitgeschmacke angehörenden Schränkchen ein Glaskasten, welcher die aus dem Schiffbruch gerettete Krone barg. Friederike hatte darauf bestanden, daß sie diesen Platz einnehme, — „damit man sich erinnere!“ sagte sie, — und hatte es auch trotz der spöttischen Bemerkungen Christians durchgesetzt, welcher das „rococo“ fand und über das „Museum der zum Teufel geschickten Souveräne“ witzelte. Der köstlich gearbeitete, aus dem Mittelalter stammende Reif blieb also stehen und leuchtete mit seinen funkelnden, in alt ciselirtes und durchbrochenes Gold gefaßten Steinen wie ein Ueberbleibsel längstvergangener ritterlicher Zeiten inmitten der Koketterie des achtzehnten Jahrhunderts und des veränderlichen Geschmackes unserer Tage.

Das Rollen eines Wagens im Hofe verkündigte die Ankunft des Adjutanten. Endlich Einer!

„Wie spät Sie zum Dienst erscheinen, Herbert,“ sagte der Herzog mit Strenge.

Der Prinz, welcher trotz seines Alters doch stets vor seinem Vater zitterte, wurde roth und stotterte einige Entschuldigungen . . . Untröstlich . . . nicht seine Schuld . . . ganze Nacht Dienst gehabt.

„Deshalb also ist der König noch immer nicht gekommen,“ sagte die Prinzessin, ihr feines Näschen in die Unterhaltung der beiden Männer steckend.

Ein finsterer Blick des Herzogs schloß ihr den Mund. Das Benehmen des Königs ging Niemanden etwas an.

„Gehen Sie rasch hinauf, mein Herr, Se. Majestät wird Sie erwarten.“

Herbert gehorchte, nachdem er vergebens versucht hatte,

ein Lächeln von seiner vielgeliebten Colette zu erhaschen, deren schlechte Laune, statt durch seine Ankunft verscheucht zu werden, nur noch zugenommen hatte; sie zog sich schmollend auf den Divan zurück, die hübschen Locken in Unordnung, in der geballten Kinderfaust die Falten ihres blauen Kleides zerknitternd. Und doch hatte sich Prinz Herbert seit einigen Monaten alle mögliche Mühe gegeben, einen schönen Mann aus sich zu machen. Auf Befehl seiner Frau ließ er, wie es einem Adjutanten zukommt, seinen Schnurrbart wachsen, was seinen gutmüthigen, durch Nachtwachen und Anstrengungen aller Art abgemagerten und bleichgewordenen Zügen einen ungeheuer kriegerischen Ausdruck verlieh. Außerdem hinkte er noch ein wenig und mußte sich beim Gehen auf den Stock stützen, wie ein echter Held aus der Belagerung von Ragusa, über die er eine Denkschrift zu veröffentlichen im Begriffe stand, ein Buch, das schon vor dem Erscheinen Aufsehen gemacht und dem Autor, der es eines Abends bei der Königin von Palermo vorgelesen, nicht nur die größten Lobsprüche, sondern auch das feste Versprechen eines akademischen Ehrenpreises eingetragen hatte. Das gab dem Gatten Colettens natürlich eine ganz andere Stellung, ein besonderes Ansehen! Trotzdem aber behielt er doch stets seine kindlich-alberne, schüchterne Miene bei, namentlich in Gegenwart der Prinzessin, die ihn nach wie vor mit graziösester Nichtachtung behandelte. So wahr ist es, daß es keinen großen Mann für seine Frau giebt.

„Sieh da, was hast du denn schon wieder?“ fragte sie den plötzlich wiederkehrenden, außerordentlich bestürzt aussehenden Herbert mit einem ziemlich impertinenten Tonfall ihrer hellen Stimme.

„Der König ist noch nicht nach Hause gekommen!“

Wie ein elektrischer Schlag wirkten diese wenigen Worte auf die Anwesenden. Colette, ungemein bleich, die Augen voll Wasser, fand zuerst die Sprache wieder.

„Ist es möglich?!“

Darauf der Herzog in kurzem Tone: „Nicht nach Hause gekommen! ... Und das meldet mir Niemand!“

Die Boa der Frau von Silvis wand sich in krampfhaften Zuckungen.

„Wenn ihm nur nichts Schlimmes widerfahren ist,“ sagte Colette in einer bei ihr ganz außergewöhnlichen Aufregung.

Hierüber konnte Herbert sie beruhigen. Lebeau, der Kammerdiener, sei schon seit einer Stunde mit dem Nachtsacke des Königs fort, müsse also Nachricht von ihm erhalten haben.

In dem nun folgenden Stillschweigen lastete auf Allen ein und derselbe Gedanke, dem der alte Herzog endlich Ausdruck verlieh:

„Was wird die Königin dazu sagen?“

Darauf meinte Boscovich, der an allen Gliedern zitterte:

„Vielleicht wußte Ihre Majestät vorher ...“

„Sicher nicht,“ fiel Colette ein, „denn die Königin sagte mir soeben noch, daß sie dem Könige beim Frühstück den neuen Hofmeister vorstellen wollte.“ Und bebend fügte sie durch die Zähne, aber doch laut genug, daß sie verstanden werden konnte, hinzu: „An ihrer Stelle wüßte ich wohl, was ich thäte!“

Mit zornsprühenden Augen drehte sich der alte Herzog zu der kleinen bürgerlichen Person um, an deren Schliff er

schon so lange und stets vergeblich arbeitete, und wollte ihr vermuthlich eine derbe Lection über den nothwendigen Respect vor Monarchen ertheilen, als die Königin eintrat, gefolgt von Elysée, der seinen prinzlichen Schüler an der Hand führte. Alle erhoben sich. Mit einem glückseligen Lächeln, das man schon seit lange nicht mehr an ihr bemerkt hatte, stellte sie Herrn Méraut vor. O, da konnte doch endlich die Marquise ihren spöttischen Gruß von oben herab anbringen, den sie seit einer Woche schon eingeübt hatte! Die Prinzessin dagegen vermochte sich zu keiner Bewegung aufzuraffen, und ihre tiefe Blässe machte einer glühenden Röthe Platz, — sie erkannte in dem neuen Hofmeister den sonderbaren Gesellen, an dessen Seite sie unlängst bei ihrem Onkel gefrühstückt und der das Buch geschrieben hatte, als dessen Verfasser Herbert galt! War er durch Zufall oder in Folge einer teuflischen Intrigue hier? Welche Schande für ihren Mann, welch neue untilgbare Lächerlichkeit, wenn man seine schriftstellerischen Schleichwege entdeckte? Der gleichgültige Gruß Méraut's, der sie ebenfalls ohne Zweifel wiedererkannt haben mußte, beruhigte sie ein wenig. „Er ist ein Mann von Geist,“ dachte sie bei sich. Unglücklicherweise stellte der beschränkte Herbert wieder alles in Frage, denn er vermochte seine Bestürzung beim Eintritte des neuen Hofmeisters nicht zu verbergen, ging dann auf ihn zu und schüttelte ihm mit einem vertraulichen „Wie geht's?“ die Hand.

„Sie kennen also Herrn Méraut?“ fragte ihn die Königin, welche durch ihren Caplan die Entstehungsgeschichte der berühmten Denkschrift erfahren hatte, mit einem Anflug von maliciösem Lächeln; aber viel zu gutherzig, um an einem grausamen Spiele Gefallen zu finden, fügte sie sofort hinzu:

„Der König scheint uns vollständig vergessen zu haben. Gehen Sie doch hinauf, Herr von Rosen.“

Da mußte man ihr denn der Wahrheit gemäß gestehen, daß der König nicht in St. Mandé sei und die Nacht in Paris zugebracht habe. Es war das erste Mal, daß so etwas vorkam, und man machte sich deshalb auf einen Ausbruch dieser leidenschaftlichen und stolzen Natur gefaßt, um so mehr, als die Gegenwart eines Fremden die Sachlage noch verschlimmerte. Aber nichts von alledem, — die Königin bewahrte ihre Ruhe. Kaum, daß sie einige Worte hinwarf, um von dem Adjutanten zu erfahren, wann er den König zuletzt gesehen habe . . .

„Gegen drei Uhr Morgens. Seine Majestät ging zu Fuß die Boulevards hinab, in Begleitung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Axel.“

„Ach ja, . . . ich erinnere mich, . . . sie hatten mit einander zu reden!“

Und mit diesen ruhig gesprochenen Worten kehrte, äußerlich wenigstens, ihre ganze Unbefangenheit zurück. Aber niemand ließ sich davon täuschen, denn alle kannten den Prinzen Axel und wußten, zu welcher Sorte von Unterredung diese entartete Hoheit, dieser unselige Wüstling allein noch gut sei.

„Gehen wir zu Tische!“ sagte Friederike, mit einer hoheitsvollen Handbewegung ihrer Umgebung dieselbe Ruhe zur Pflicht machend, welche sie selbst zu zeigen sich bezwang.

Sie brauchte der Etikette gemäß einen Arm, um in den Speisesaal zu gelangen. Einen Augenblick zögerte sie, dann wandte sie sich plötzlich zu dem kleinen Zara, welcher mit seinen großen Augen und der verständnißinnigen Miene eines kranken, frühreifen Kindes dem ganzen Vorgange gefolgt war,

und sagte ihm mit einer tiefen, fast ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit, ein ernstes Lächeln, das er nie bei ihr gesehen hatte, auf den Lippen:

„Kommen Sie, Sire.“

IV.

Der König amüsirt sich.

Drei Schläge dröhnen von der Kirche Saint-Louis en l'Ile hernieder. Drei Uhr Morgens.

In Schweigen und Dunkel gehüllt, schläft das Hotel Rosen unter dem Gewichte seiner alten, in Jahrhunderten aufgehäuften Steinmassen, seiner schweren, gewölbten Thore mit dem altväterischen Thürklopfer; und hinter den geschlossenen Läden scheint auf den erblindeten Spiegeln derselbe Jahrhunderte alte Schlaf zu lasten, ein Schlaf, als dessen Träume die leichten Malereien an der Decke gelten könnten, während das Gemurmel des benachbarten Flusses an das Athmen des Schläfers gemahnt. Was aber am besten in dem ganzen Hotel schläft, das ist Prinz Herbert, der seit kaum einer Viertelstunde aus dem Klub gekommen ist, müde und zerbrochen wie gewöhnlich, seine aufreibende Existenz als Lebemann wider Willen verwünschend, welche ihn dessen beraubt, was er am meisten auf dieser Welt liebt: seiner Pferde und seiner Frau; seiner Pferde, denn der König findet durchaus kein Vergnügen an dem thätigen, frischen Leben des Sports-

man, — und seiner Frau, denn das Königspaar lebt fern von einander, sieht sich nur bei den Mahlzeiten, und so müssen auch der Adjutant und die Ehrendame diese Trennung mitmachen, wie zwei Vertraute auf der Bühne. Die Prinzessin begiebt sich nach St. Mandé, lange bevor ihr Mann erwacht ist; und wenn er in der Nacht heimkehrt, schläft sie bereits hinter ihrer doppelt verschlossenen Thür. Beklagt er sich, so antwortet ihm Colette majestätisch mit einem kaum sichtbar aus ihren sämmtlichen Grübchen hervorlugenden Lächeln: „Wir sind unseren Fürsten dieses kleine Opfer schuldig.“ Ein schöner Trost für den verliebten Herbert, welcher ganz allein in seinem großen Zimmer des ersten Stockes haust, einen vier Meter hohen Plafond über sich, und an den Wänden, neben Malereien von Boucher, hohe, in die Täfelung eingelassene Spiegel, welche sein Bild in unabsehbarer Wiederholung reflectiren.

Zuweilen freilich, wenn er so abgehetzt ist wie heute, empfindet Colettens Gatte ein gewisses egoistisches Wohlbehagen dabei, sich ohne weitere eheliche Auseinandersetzungen in seinem Bette ausstrecken und wieder zu seinen lieben Junggesellen-Gewohnheiten zurückkehren zu können, vor allem zu dem riesigen, seidenen Taschentuche, das er sich jetzt um den Kopf windet, was er vor den spöttischen Augen seiner Pariserin zu thun niemals wagen würde. Kaum ist er im Bette, da öffnet sich in den wappengestickten Kissen eine Fallthür, durch welche der gelähmte Adjutant in ein Meer des Vergessens, der Ruhe versinkt; plötzlich aber wird er durch die unangenehme Empfindung eines vor seinem Gesichte hin und her bewegten Lichtschimmers gestört, und eine kleine, scharfe Stimme bohrt sich in sein Ohr.

„Herbert . . . Herbert . . .“

„He! Was giebt's? Wer ist da?“

„Aber so schweigen Sie doch! Ich bin's ja, Colette.“

Es ist in der That Colette, welche vor dem Bette steht, Colette in ihrem spitzenbesetzten, am Halse offenen Morgenrocke mit aufgeschlitzten Aermeln, die Haare zu einem einfachen Knoten verschlungen, im Nacken ein ganzes Nest blonder Löckchen; all das erscheint in der matten Beleuchtung einer kleinen Lampe, welche den durch einen gewissen feierlichen Ausdruck erweiterten Blick noch schärfer hervortreten läßt, — ein lachender Zug überfliegt jetzt das schelmische Gesicht bei dem Anblicke des erschreckten Herbert, welcher mit seinem in drohende Spitzen auslaufenden Taschentuche noch dümmer als gewöhnlich aussieht, und dessen Kopf mit dem aufgesträubten Schnurrbarte aus der seidenen Umhüllung hervorblickt wie der eines prahlerischen Philisters, der aus einem bösen Traum emporfährt. Aber die Heiterkeit der Prinzessin dauerte nicht lange. Wieder ganz ernst, mit der entschiedenen Miene einer Frau, welche eine Gardinenpredigt im Sinne hat, setzt sie ihr Lämpchen auf einen Tisch und beginnt nun, ohne sonderlich darauf zu achten, daß der Prinz noch halb verschlafen ist, die Arme gekreuzt, so daß die kleinen Hände die Grübchen ihrer Ellbogen bedecken:

„Sie glauben wol, daß das ein Leben ist?! Jede Nacht um vier Uhr nach Hause kommen! Schickt sich das für einen verheirateten Mann?“

„Aber, mein theures Kind“ (er unterbricht sich plötzlich, um sein Taschentuch vom Kopfe zu reißen und es in den ersten besten Winkel zu schleudern), „das ist doch nicht meine Schuld . . . ich wünschte nichts sehnlicher, als recht früh zu

meiner kleinen Colette kommen zu können, zu meinem geliebten Weibchen, das ich . . ."

Und er versucht, den Morgenrock, dessen schneeige Weiße ihn gewaltig lockt, etwas näher an sich zu ziehen; aber seine Hand wird ohne viel Federlesens zurückgestoßen.

„Ach Gott, als ob es sich um Sie handelte! Von Ihnen spricht niemand, man kennt Sie als einen großen Tugendspiegel, unfähig der geringsten . . . Ich möchte Ihnen auch nicht rathen, anders zu sein . . . Aber um den König handelt es sich, in seiner Stellung! Bedenken Sie doch das Skandalöse einer solchen Aufführung! Ja, wenn er noch frei und Junggeselle wäre . . . die dürfen sich amüsiren . . . obgleich auch hier der hohe Rang, die Würde des Exils . . ." (O, wie sich die kleine Colette auf den hohen Absätzen ihrer Pantöffelchen reckt, um die Würde des Exils zur rechten Anschauung zu bringen.) „. . . Aber schließlich, er ist verheiratet. Ich verstehe die Königin nicht . . . Hat sie denn gar kein Blut in den Adern, diese Frau?!"

„Colette . . ."

„Ja, ja, ich weiß schon . . . Sie sind gerade so, wie Ihr Vater . . . Alles, was die Königin thut . . . Nun denn, in meinen Augen hat sie eben so viel Schuld, wie er! Sie ist es, die ihn so weit gebracht hat durch ihre Kälte, ihre Gleichgültigkeit . . ."

„Die Königin ist nicht kalt. Sie ist stolz."

„Geh doch! Ist man stolz, wenn man liebt? Hätte sie ihn wirklich geliebt, so wäre die erste Nacht, die er außer dem Hause verbrachte, auch die letzte gewesen. Man spricht, man droht, man zeigt sich. Nicht aber dieses feige Schweigen Fehlern gegenüber, die einen tödten . . . Jetzt verbringt der

König alle seine Nächte auf dem Boulevard, im Klub, bei dem Prinzen Axel, Gott weiß, in welcher Gesellschaft!“

„Colette .... Colette ....“

Aber versuche jemand Colette zurückzuhalten, wenn sie einmal im Zuge ist, Colette mit der flinken Zunge, dem Erbtheil jeder Bürgerstochter, welche in Paris, der nervenerregenden Stadt, wo selbst die Puppen plaudern, aufgewachsen ist.

„Diese Frau liebt gar nichts auf der Welt, sage ich Ihnen, selbst ihr Kind nicht. Hätte sie es sonst diesem Wilden anvertraut .... Sie bringen ihn um mit der vielen Arbeit, den armen Kleinen! Des Nachts spricht er Lateinisch und Gott weiß was alles aus dem Schlaf .... die Marquise hat es mir erzählt .... Die Königin versäumt nicht eine einzige Stunde .... Zu Zweien haben sie sich über das Kind hergemacht .... Damit es dereinst regiere! .... Das heißt, wenn sie es nicht vorher todt gemacht haben! Oh, euer Méraut, ich hasse ihn!“

„Er ist doch ein guter Junge. Mit der Buchgeschichte hätte er mir sehr unangenehm werden können und hat kein Sterbenswörtchen davon verlauten lassen.“

„So?! Wissen Sie das genau? Ich versichere Sie, wenn Sie in Gegenwart der Königin beglückwünscht werden, dann lächelt sie immer ganz sonderbar. Aber Sie sind so naiv, mein armer Herbert ....“

An der beleidigten Miene ihres Gatten, der plötzlich erröthet und den Mund verzieht wie ein Kind, wenn es weinen möchte, merkt die Prinzessin, daß sie zu weit gegangen ist und die Erreichung des Zweckes gefährdet, um deßwillen sie hergekommen ist. Wie aber einen Groll gegen die hübsche

Frau bewahren, die sich jetzt auf den Bettrand setzt, den Kopf mit koketter Geberde halb zu dem Schmollenden gewendet und ihn mit einem schelmisch herausfordernden Blicke ansehend, während der glatte runde Hals, die junge uneingezwängte Büste unter dem Spitzengewande hervorlugen?! Das gutmüthige Gesicht des Prinzen nimmt bald wieder einen liebenswürdigen Ausdruck an, belebt sich sogar ganz eigenthümlich bei der Berührung der kleinen warmen Hand, die man ihm überläßt, bei dem feinen Dufte, den eine geliebte Frau um sich verbreitet . . . Was will sie denn aber eigentlich wissen, die kleine Colette? . . . . Ganz, ganz wenig, nur eine kleine Auskunft . . . Hat der König Maitressen, ja oder nein? . . . Ist es die Leidenschaft des Spiels, welche ihn dem Hause entfremdet, oder nur die Freude an Vergnügungen, an stärkeren Zerstreuungen? . . . . Der Adjutant zögert mit seiner Antwort. Als Waffenbruder des Königs auf allen seinen Zügen, fürchtet er das Amtsgeheimniß zu verletzen, wenn er erzählt, was er weiß. Die kleine Hand versteht aber so gut zu schmeicheln, geberdet sich so neugierig und eindringlich, daß der Adjutant Christians II. seinen Widerstand aufgiebt.

„Wohlan denn, ja. Der König hat jetzt eine Maitresse.“

Das in seiner Hand ruhende Händchen Colettens wird feucht und kalt.

„Und wer ist das?“ fragt die junge Frau mit stockender Stimme.

„Eine Schauspielerin von den Bouffes . . . . Amy Férat.“

Colette kennt diese Amy Férat ganz gut; sie findet sie sogar schauderhaft häßlich.

„Oh," sagt Herbert, wie um den König zu entschuldigen, „Se. Majestät wird sie auch nicht lange mehr behalten."

Darauf Colette, mit sichtlicher Befriedigung:

„Wirklich?!"

Herbert, entzückt von seinem Erfolge, wird kühn und wagt es, mit der seidenen Schleife zu spielen, welche an dem Halsausschnitte des Morgenrockes ihr beneidenswerthes Dasein fristet; in leicht bedauerndem Tone fährt er fort:

„Ja, ja, ich fürchte sehr, daß die arme Amy Férat bald ihren kleinen Affen erhält."

„Ihren Affen? Wie das?"

„Nun ja, das weiß Jeder aus der Umgebung des Königs, daß, wenn eine Liaison ihn zu ermüden beginnt, er eines seiner Lieblingsäffchen zum Abschiede schickt . . . Das ist so seine Art, das Aufhören seiner Liebe auszudrücken . ."

„Das glaube ich nicht," rief die Prinzessin entrüstet.

„Die reine Wahrheit! Im großen Klub sagt man nicht mehr: eine Maitresse verabschieden, sondern nur noch: ihr ihren Affen zuschicken . . ."

Er hält betreten inne, denn die Prinzessin erhebt sich plötzlich, nimmt ihre Lampe und geht geradewegs zur Thür.

„Aber was ist denn? . . . Colette . . . Colette! . . ."

Sie dreht sich verächtlich um und sagt mit erstickter Stimme:

„Ich habe genug von Ihren schmutzigen Geschichten . . . mir ekelt davor."

Und hinter der Portière verschwindend, läßt sie den unglücklichen „roi de la Gomme" allein, der mit verblüfftem Gesichte, entflammtem Herzen und ausgestreckten Armen ihr nachsieht, vollständig in Unkenntniß über den Zweck dieses

nächtlichen Besuches und den Grund des blitzschnellen Aufbruches. Mit den raschen Schritten einer abgehenden Schauspielerin, die lange Schleppe ihres Morgenrockes über den Arm geworfen, kehrt Colette in ihr Schlafzimmer am andern Ende des Hauses zurück. Hier schlummert auf der Chaiselongue in orientalisch gestickten Kissen ein allerliebstes kleines Thierchen mit grauen seidenweichen Haaren und langem geringeltem Schwanze, um den Hals an rosafarbenem Bande ein silbernes Glöckchen. Es ist ein köstlicher Bisam-Affe, den der König ihr vor einigen Tagen in einem Korbe aus feinem italienischen Stroh geschickt hat, welche Aufmerksamkeit sie damals mit großer Freude erfüllte. Ach, wenn sie die Bedeutung des Geschenkes gekannt hätte! Wüthend erfaßt sie jetzt das Thierchen, den Knäuel lebendiger Seide, aus welchem zwei plötzlich erweckte Augen wie menschlich hervorglänzen, öffnet das auf den Quai gehende Fenster und ruft mit wilder Geberde:

„Da lieg', du Bestie!“

Der kleine Affe rollt ins Wasser; aber nicht er allein verschwindet und stirbt in dieser Nacht, sondern mit ihm auch der Traum, der, ebenso zart und launisch wie er, das arme kleine Wesen erfüllt hat, welches sich jetzt auf das Bett wirft und schluchzend den Kopf in die Kissen vergräbt.

* * *

Ihr Verhältniß hatte fast ein Jahr gedauert, eine Ewigkeit für diese kindliche Schmetterlingsnatur. Er hatte nur nöthig zu winken, und geblendet, bezaubert war sie in seine Arme gesunken, sie, die bis dahin ihre Frauenehre bewahrt hatte, nicht etwa aus Liebe für ihren Gatten oder zur Tugend, sondern weil in einem Winkelchen dieses Vogelhirnes der Ge-

danke dämmerte, das Gefieder rein zu erhalten, es vor einem besudelnden Falle zu bewahren, und dann, weil sie eine echte Französin war, von jener Frauenrace, welche Moli`re lange vor den modernen Seelenkundigen als temperamentlos beschreibt, nur mit Einbildungskraft und Eitelkeit begabt.

Nicht dem Menschen Christian, sondern dem Könige von Illyrien hatte sich die kleine Sauvadon hingegeben. Sie opferte sich dem wesenlosen Diademe, welches sie durch die Erzählungen, durch die flache Romanlektüre ihrer Kindheit wie einen Heiligenschein um die selbstsüchtigen und leidenschaftlichen Züge ihres Geliebten schimmern sah. Sie wieder gefiel ihm, so länge sie ihm nichts weiter war, als ein neues und fein gearbeitetes Spielzeug, ein Pariser Spielzeug, das ihm den Uebergang zu lebhafteren Vergnügungen bilden sollte. Aber sie hatte den schlechten Geschmack, ihre Stellung als „Maitresse des Königs“ ernst zu nehmen. Alle diese halbhistorischen Frauenfiguren, alle die falschen Kronjuwelen, welche stärker glänzen als die echten, funkelten in ihren ehrgeizigen Träumen. Sie wollte nicht die Dubarry, sondern die Châteauroux dieses gescheiterten Ludwig's XV. sein. Die Wiedereroberung Illyriens, mit dem Spiele ihres Fächers zu leitende Verschwörungen, kühne Handstreiche, heldenmüthige Expeditionen, spielten die Hauptrolle in allen ihren Unterhaltungen mit dem Könige. Sie sah sich, das Land aufwiegelnd, versteckt in hohen Getreidefeldern und alten Pachthöfen, wie eine jener berühmten Vendéerinnen, deren Abenteuer sie im Kloster gelesen hatte. Auch ein Pagenkostüm — denn die Kleidung war bei allen ihren Erfindungen die Hauptsache — hatte sie sich bereits ausgedacht, ein hübsches zierliches Kostüm im Geschmacke der Renaissance, welches ihr

gestatten sollte, immer um den König zu sein, ihn überallhin zu begleiten. Christian war kein Freund dieser exaltirten Schwärmereien, deren hohle und nichtige Seite er bald durchschaute. Außerdem wollte er keine Maitresse haben, um von Politik mit ihr zu sprechen, und wenn er seine kleine Colette mit den zarten Pfötchen und dem rosigen Schnäbelchen aufgelöst in Liebe und Hingebung auf seinem Schoße hielt, dann berührten ihn ihre Erörterungen über die jüngsten Beschlüsse des illyrischen Landtages oder über die Wirkungen des letzten royalistischen Aufrufes wie ein kaltes Sturzbad bei herrlichstem Wetter, wie der Frost einer Aprilnacht auf einen blühenden Obstgarten.

Dann suchten ihn Skrupel und Gewissensbisse heim, die verschiedenen und naiven Gewissensbisse eines Slaven und Katholiken. Sobald seine Laune befriedigt war, begann er das Abscheuliche dieses Verhältnisses zu empfinden, das er fast unter den Augen der Königin unterhielt, drückte ihn die Gefahr der heimlichen Zusammenkünfte in den Gasthäusern, wo sein Inkognito jeden Tag entdeckt werden konnte, ward er sich der niedrigen Grausamkeit bewußt, welche darin lag, den armen Teufel von Herbert zu hintergehen, der stets mit unersättlicher Zärtlichkeit von seiner Frau sprach und niemals ahnte, daß der König aus den Armen Colettens kam, wenn er später im Klub eintraf, mit glänzenden Augen und erregten Zügen, den Duft eines genossenen Schäferstündchens um sich her verbreitend. Das Störendste aber war der alte Herzog von Rosen, der den Grundsätzen dieser Schwiegertochter, welche nicht seiner Kaste entstammte, sehr wenig traute und sich seines Sohnes wegen beunruhigte, dessen Kopf er wie zum „Hahnrei“ — er sagte das Wort rund heraus wie ein alter

Feldwebel — geschaffen fand; auch fühlte er seine Verantwortlichkeit in dieser Beziehung, da sein Geiz es gewesen war, der diese Mißheirath verschuldet hatte. Er überwachte Colette, begleitete sie Morgens und Abends nach Saint=Mandé und zurück, und wäre ihr stets auf den Zehen geblieben, wenn das glatte Wesen nicht immer wieder seinen plumpen Fingern entschlüpft wäre. Es herrschte ein schweigsamer Kampf zwischen den beiden. Von seinem Schreibtische aus sah er durch das Fenster der Intendantur seine Schwiegertochter nicht ohne Aerger in den zierlichen Toiletten, welche sie mit ihrem berühmten Schneider zusammen entwarf, wie sie sich bequem in den Wagen lehnte und mit ihrem rosigen Gesichtchen hinter den beschlagenen Scheiben, wenn es kalt war, oder unter dem koketten Schirmchen, wenn die Sonne schien, hervorblickte.

„Sie fahren aus?“

„Dienst der Königin“ antwortete dann die kleine Sauvadon triumphirend hinter ihrem Schleier, und sie sprach wahr. Friederike mischte sich nur selten in das Pariser Treiben und überließ die Besorgung der Einkäufe gern ihrer Ehrendame, da sie niemals ein Vergnügen darin finden konnte, in einem großen Geschäfte ihren Namen und königlichen Titel zu nennen, zur tiefsten Bewunderung des in Demuth ersterbenden Verkaufspersonals und der anwesenden Damen. Deshalb fehlte ihr auch alle und jede Popularität. In keinem Salon stritt man über die Farbe ihrer Haare oder ihrer Augen, und kümmerte sich ebensowenig um die etwas ungeschmeidige Majestät ihres Wuchses, wie um ihre freie Art, die Pariser Moden zu tragen.

Eines schönen Morgens bemerkte der Herzog an Colette, die wieder einmal Saint=Mandé verließ, einen so eigenthüm=

lichen Ausdruck, ihre Grisettenzüge zeigten eine so sonderbare Begeisterung, daß er ganz instinktiv — die echten Jäger besitzen manchmal einen derartigen unbewußten Spürsinn — ihr lange nachfolgte, bis sie in ein bekanntes Restaurant am Quai d'Orsay eintrat. Mit dem ganzen Aufgebot ihrer erfindungsreichen Phantasie hatte die Prinzessin sich der ceremoniellen Mahlzeit an der königlichen Tafel zu entziehen gewußt und war nach Paris gekommen, um mit ihrem Geliebten in einem reservirten Zimmer zu frühstücken. Sie aßen an dem niedrigen Fenster, welches eine prachtvolle Aussicht auf die von der Sonne vergoldete Seine, mit den Baum- und Steinmassen der Tuilerien im Hintergrund, eröffnete; davor die von Raaen durchkreuzten Masten des Schulschiffes jenseits der schattigen Laubkronen, welche die Brüstung des Quais einsäumen. Das Wetter so schön, wie man es zu einem Stelldichein nur wünschen kann, warm, aber nicht schwül, die laue Luft gekühlt von einem leichten Westwinde. Noch niemals hatte Colette so aus vollem Herzen gelacht; ihr perlendes Lachen aber war die Krone ihrer Schönheit, und Christian, der sie anbetete, wenn sie nichts anderes sein wollte als die Freudenspenderin, die er in ihr liebte, gab sich ganz dem wollüstigen Behagen des feinen Dejeuners in Gesellschaft seiner Maitresse hin. Plötzlich erblickte sie auf dem gegenüberliegenden Trottoir ihren Schwiegervater, der mit gemessenen, auf das längste Warten eingerichteten Schritten hin und her ging; eine richtige Schildwache an der Thür, welche der Alte als den einzigen Ausgang des Restaurants kannte und wo er der Ankunft der schönen Officiere auflauerte, die in ihren besten Uniformen aus der nahegelegenen Husarenkaserne herankamen. In seiner Eigenschaft als ehemaliger Panduren-

General hielt er die Waffe für unwiderstehlich, und zweifelte gar nicht daran, daß seine Schwiegertochter einen kleinen Liebeshandel mit Sporen und Säbeltasche habe.

Die Angst Colettens und des Königs war groß und erinnerte an die Verlegenheit des Gelehrten auf dem Palmbaume, an dessen Fuße ein Krokodill mit aufgesperrtem Rachen wartet. Nur insofern waren sie besser daran, als sie wußten, daß bei der Diskretion und Unbestechlichkeit des Personals das Krokodill nicht bis zu ihnen dringen könne. Wie aber herauskommen? Mit dem Könige ging es noch; der hatte Zeit genug, die Geduld des Thieres zu ermüden. Aber Colette! Die Königin würde sie erwarten und dann vielleicht ihren Verdacht mit dem des alten Rosen vereinigen. Der Wirth, den Christian rufen ließ und mit der Sachlage bekannt machte, suchte und suchte nach einem Auskunftsmittel, fand aber kein anderes, als ein Loch in die Mauer des Nachbarhauses brechen zu lassen, was aber nicht gut anging. Schließlich verfiel er aber doch noch auf einen einfacheren Ausweg. Die Prinzessin sollte das Kostüm eines Bäckerjungen anlegen und ihre Kleider in dem Korbe verbergen, den die Jungen auf dem Kopfe tragen; dann könnte sie sich bei der Bureaudame, die in einer benachbarten Straße wohnte, wieder umkleiden. Zuerst wollte Colette durchaus nichts davon hören; als Laufbursche vor dem Könige! Aber alles Sträuben half nichts, denn die Gefahr war zu groß; und der frisch gebügelte Anzug eines vierzehnjährigen Schlingels machte aus der Prinzessin von Rosen, geb. Sauvadon, den hübschesten und zierlichsten Bäckerjungen, der jemals die Pariser Straßen ablief. Wie wenig aber ähnelte die weißleinene Mütze, das grobe und viel zu große Schuhwerk, die kurze Jacke, in deren Taschen

die als Trinkgeld eingeheimsten Kupfermünzen klingelten, dem von ihr erträumten Pagen- und Heldenkostüme mit Reitstiefelchen und perlenbesetztem Dolche im Gürtel! . . . . Der alte Herzog sah ohne Mißtrauen zwei Bäckerjungen aus der Thür treten, auf dem Kopfe den Korb, welchem der angenehme Geruch frischer Backwaaren entströmte, — zur großen Qual des armen Alten, der noch nüchtern war. Oben saß der gefangene, aber von der schwersten Sorge befreite König, las, rauchte, trank seinen Röderer und blickte von Zeit zu Zeit hinter der Ecke des Vorhangs heraus, um zu sehen, ob das Krokodill noch da sei.

Als der alte Rosen des Abends nach St. Mandé zurückkehrte, empfing ihn die Prinzessin mit dem unschuldigsten Lächeln von der Welt. Er begriff, daß er überlistet worden war und schwieg wohlweislich über die ganze Angelegenheit. Trotzdem wurde sie ruchbar. Niemand kennt die Wege, auf welchen sich in Paris eine Skandalgeschichte verbreitet, durch geheime Ritzen in den Wänden der Salons oder Vorzimmer, durch das zufällig offen gebliebene Fenster eines Coupés, durch den Widerhall tauber Wände an stumme Thüren, — genug, nachdem das Gerücht eine Zeit lang als unterhaltende Anekdote in Privatkreisen seine Runde gemacht hat, kommt es plötzlich ans Licht der Oeffentlichkeit, d. h. in irgend ein gelesenes Blatt, spricht von da herab zur Menge, dringt in tausend Ohren und wird zur öffentlichen Schande. Acht Tage lang lachte ganz Paris über die Geschichte vom kleinen Bäckerjungen. Die Namen, die so leise geflüstert wurden, als dies bei so großen Herrschaften überhaupt möglich ist, durchdrangen nicht die dicke Haut Herbert's. Dagegen mußte die Königin Wind davon bekommen haben, denn sie, die seit einer furcht-

baren Auseinandersetzung daheim in Illyrien dem Könige niemals mehr Vorstellungen über sein Betragen machte, nahm ihn nach einiger Zeit bei Seite, als sie gerade von Tisch aufstanden.

„Man spricht viel,“ sagte sie ernst, aber ohne ihn dabei anzusehen, „von einer skandalösen Geschichte, die Ihnen nicht fremd sein soll. . . . Vertheidigen Sie sich nicht. Ich will nichts weiter hören, — nur das Eine muß ich Ihnen sagen: denken Sie an das, was Ihrer Obhut anvertraut ist.“ (Dabei zeigte sie auf die Krone, die aus ihrem Glaskasten matt herüberleuchtete.) „Achten Sie darauf, daß die Schande und die Lächerlichkeit diese da nicht beflecken . . . . sie muß rein genug bleiben, damit Ihr Sohn sie einst tragen könne.“

Kannte sie das ganze Abenteuer und wußte sie den wahren Namen der dabei betheiligten, durch die bösen Zungen halb entschleierten Frau? Friederike war so stark und wußte sich so gut zu beherrschen, daß niemand aus ihrer Umgebung darüber Genaueres hätte sagen können. Aber Christian ließ den Wink nicht unbeachtet, und seine Furcht vor Scenen, die Nothwendigkeit für diese schwache Natur, in seiner Umgebung nur freundliche Gesichter als Wiederschein seines eigenen sorglosen Lächelns zu sehen, brachte ihn zu dem Entschlusse, das schönste und schmeichlerischste Aeffchen aus dem Käfig zu holen und es der Prinzessin Colette zu senden. Sie schrieb, er antwortete nicht, wollte weder ihre Seufzer, noch ihre schmerzlichen Geberden verstehen und behandelte sie nach wie vor mit der leichtfertigen Höflichkeit, die den Frauen so gut an ihm gefiel.

Erleichtert von dem Ballast der Gewissensbisse, den er desto schwerer gefühlt hatte, je mehr seine flüchtige Neigung abnahm, befreit von der ebenfalls tyrannisirenden, wenn auch

anders wie die seiner Frau sich kundgebenden Leidenschaft, trieb er nun mit vollen Segeln auf das Meer des Vergnügens hinaus, an nichts weiter denkend als an das Eine, das die scheußliche Sprache entnervter Lebemänner mit dem Ausdrucke bezeichnet: „faire la fête“ *). In dem betreffenden Jahre war dies Wort gerade Mode in den Klubs. Heute wird es wol ein anderes sein. Die Bezeichnungen wechseln, aber was ewig unveränderlich bleibt, das sind die berühmten Restaurants, wo die Sache selbst vor sich geht, die von Gold und Blumen strahlenden Säle, wo die gerade florirenden Mädchen eingeladen und empfangen werden, das ist die entnervende Gemeinheit der Lust, welche bis zur Orgie herabsinkt, ohne jedoch jemals eine neue Form annehmen zu können; was sich ferner niemals ändert, das ist die klassische Dummheit dieses Haufens von Wüstlingen und allergemeinsten Frauenzimmern, die Hohlheit ihres Rothwälsch und ihres Gelächters, ohne daß jemals eine Spur von Geist oder Originalität in dieses Leben sich mischte, das unter seiner anscheinenden Tollheit genau so philiströs und abgemessen ist, wie das bürgerliche; hier herrscht die geregelte Unordnung, die programmmäßige Laune, und im Hintergrunde die Langeweile, nichts als die gähnende, steifleinene Langeweile.

Der König wenigstens „machte sich lustig“ mit dem ganzen Feuer eines zwanzigjährigen Burschen. Er besaß noch denselben Uebermuth eines der Schule entlaufenen Schülers, der ihn am ersten Abende seiner Ankunft nach Mabille gezogen hatte, und befriedigte in diesem Treiben seine seit lange und

---

*) Wörtlich: „Das Fest feiern,“ „sich lustig machen,“ ein unschuldig klingender Ausdruck für einen sehr viel weniger unschuldigen, hier nur anzudeutenden Vorgang.

fern von Paris durch die Lektüre gewisser Blätter geschärften Begierden; diese Zeitungen bringen täglich die appetitreizende Speisekarte des galanten Lebens, und die dasselbe Thema behandelnden Theaterstücke und Romane idealisiren es für die Provinzen und das Ausland. Sein Verhältniß mit Frau von Rosen hielt ihn eine Zeit lang auf der schiefen Ebene zurück, welche den kleinen Hintertreppen der Nacht-Restaurationen gleicht, die oben mit Teppichen belegt und hell erleuchtet, von der beginnenden Trunkenheit noch Stufe für Stufe herabgestiegen werden, dann aber sich immer schlechter und dunkler gestalten; auf den letzten Stufen benimmt die durch die geöffnete Thür hereinströmende Nachtluft dem Schwankenden den letzten Rest seiner Besinnung, und ganz unten mündet die Treppe direkt im Rinnsteine, in der ungewissen Dämmerung, dem Lieblingslichte für Gossenkehrer und Diebsgesindel.

Christian überließ sich jetzt ganz diesem Herabgleiten oder richtiger Herabstürzen, und was ihn immer auf's Neue anspornte, ihn stärker berauschte, als die schweren Dessertweine, das war der kleine Hof, der ihn umgab, — abgewirthschaftete Edelleute auf der Suche nach königlichen Schwachköpfen, schmarotzende Journalisten, deren bezahltes Lob ihm Vergnügen machte und die, stolz auf ihre Freundschaft mit dem erlauchten Verbannten, ihn hinter die Coulissen führten, wo die erregten und erregenden Frauen mit den unter der Schminke gefleckten Wangen nur für ihn Augen hatten. Rasch vertraut geworden mit der Boulevardsprache, mit ihren Launen und Moden, ihrer Uebertreibung und Verzerrung, sagte er genau wie der vollendetste Gommeux: „Chic, sehr chic“ — „Das ist infect“ u. s. w.; nur kam es bei ihm in Folge seiner fremdländischen

Aussprache etwas weniger gemein heraus. Ein Wort namentlich hatte er besonders liebgewonnen und gebrauchte es bei jeder Gelegenheit: „rigolo“. Alles und Jedes, Theaterstücke, Romane, private und öffentliche Ereignisse, Alles war „rigolo“ oder „nicht rigolo“. Dadurch ersparte sich Se. Majestät jedes weitere Urtheil. Einmal, gegen das Ende eines Soupers, also spät in der Nacht, rief ihm die betrunkene, durch die ewige Wiederholung des Wortes gereizte Amy Férat zu: „Du, Rigolo, hör' mal!“ Eine solche Vertraulichkeit gefiel ihm. Dieses Mädchen wenigstens sah in ihm nicht nur den König. Er erhob sie zu seiner Maitresse und von da ab blieb ihm, auch nachdem das Verhältniß längst wieder aufgehört hatte, der Spitzname „Rigolo“ zurück, gerade so, wie der Prinz Axel überall nur „Hühnerschwanz“ hieß, — weshalb, wußte Niemand.

Rigolo und Hühnerschwanz bildeten ein Freundespaar, das treu zusammenhielt, alle Arten von Wild mit einander jagte und sogar in den Frauenboudoirs sein ziemlich ähnliches Geschick (die Ungnade des Thronerben kam einer Verbannung gleich) vereinigte. Hühnerschwanz suchte sich sein Exil möglichst angenehm zu gestalten, und seit zehn Jahren bereits machte er sich mit der Hingabe eines Todtengräbers in allen Boulevardskneipen „lustig“. Der König von Illyrien hatte ein für allemal sein Zimmer im Hotel des Prinzen auf den Champs Elysées. Anfangs blieb er nur zuweilen dort über Nacht, bald aber ebenso oft wie in Saint Mandé. Diese scheinbar begründeten, durch irgend einen Vorwand erklärten nächtlichen Ausflüge ließen die Königin vollständig ruhig, der Prinzessin Colette dagegen verursachten sie tiefen Kummer. Zweifellos nährte ihr verletzter Stolz die Hoffnung, das

eflatterhafte Herz des Königs wiederzugewinnen. Sie entfaltet zu diesem Zwecke die raffinirteste Kokettterie und erfand fast täglich neue Frisuren und Kleider, die in Schnitt und Farbe sich ihrer schillernden Schönheit anpaßten. Welche Enttäuschung aber, wenn der Abend herankam, der König nicht erschien, und Friederike mit ihrer unzerstörbaren Ruhe den hohen Stuhl des kleinen Zara an den Ehrenplatz setzen ließ, nachdem sie erklärt hatte, daß Se. Majestät heute nicht bei Tafel erscheine. Die nervöse Colette, welche ihren Aerger schweigend verschlucken mußte, sehnte sich nach einem Ausbruche der Königin, um sie beide an dem Treulosen zu rächen; aber die vielleicht nur um einen Ton bleicher gewordene Friederike bewahrte ihre hoheitsvolle Gelassenheit, auch wenn die Prinzessin mit grausamer, den Frauen geläufiger Geschicklichkeit ihre spitzigen Anspielungen machte und der Königin von den Pariser Klubs erzählte, von den dort herrschenden gemeinen Unterhaltungen und noch gemeineren Lustbarkeiten, zu denen der Müßiggang, die häufige Abwesenheit vom häuslichen Herde die Herren verleite, von den tollen Orgien, von dem die besten Familien zerrüttenden Kartenspiele und den excentrischen Wetten, die in einem besonderen, außerordentlich interessanten Buche, dem „goldenen Buche“ menschlicher Verirrung, eingetragen seien. Aber sie mochte thun, was sie wollte, die Königin blieb von allen diesen Sticheleien unberührt und verstand nicht oder wollte nicht verstehen.

Nur ein einziges Mal verrieth sie sich, bei einem der gewohnten Morgenritte in dem Gehölze von Saint-Mandé.

Es war im März. Ein kühler Wind wehte und trieb das Wasser des kleinen Sees gegen die noch kahlen und blumenlosen Ufer. Hie und da keimten junge Sprossen an

dem nackten Gebüsch hervor, das noch die rothen Winterbeeren trug. Die Pferde gingen Seite an Seite auf einem schmalen, von abgebrochenen Zweigen bedeckten Waldpfade; das Krachen des von den Hufen zertretenen dürren Holzes und das Klirren der geschüttelten Kinnketten unterbrach allein das auf dem menschenleeren Haine ruhende Schweigen. Die beiden Frauen, beide gute Reiterinnen, drangen langsam vor, gefesselt von dem Reize und der Ruhe des Frühjahres, wenn das Wiedererwachen der Natur sich in dem regenverheißenden Himmel und der noch von der Befruchtung des letzten Schnees schwarzen Erde vorbereitet. Colette jedoch begann bald, wie immer, wenn sie allein mit der Königin war, ihr Lieblingsthema zu bearbeiten. Sie wagte es nicht, den König direkt anzugreifen, warf sich aber mit desto größerem Eifer auf seine Umgebung, auf die adeligen Mitglieder des großen Klubs, welche sie durch Herbert und die Pariser Skandalchronik kannte, und porträtirte sie mit Meisterhand, vor allen den Prinzen Axel. Es sei ihr unfaßbar, meinte sie, wie man mit einem solchen Menschen umgehen könne, der sein Leben mit Spielen und Prassen verbringt, sich nur in der allerschlechtesten Gesellschaft wohl fühlt, des Abends an der Seite einer Straßendirne auf dem Boulevard sitzt, mit dem ersten Besten wie ein Kutscher bis spät in die Nacht hinein trinkt, und mit allen Schauspielern der ordinärsten Vorstadtbühnen auf Du und Du steht. Und das solle ein Kronprinz sein! Er mache sich also ein besonderes Vergnügen daraus, das Königthum in seiner Person zu entehren, es in den Schmutz zu ziehen.

Sie sprach und sprach ohne Unterlaß, mit immer steigendem Feuer, mit immer größerem Zorne, während die Königin, absichtlich zerstreut, die Augen in die Ferne gerichtet, ihrem

Pferde den Hals klopfte und es in etwas raschere Gangart versetzte, wie um den Erzählungen ihrer Ehrendame zu entrinnen. Aber Colette hielt sich an ihrer Seite.

„Er hat übrigens Jemandem nachzugerathen, dieser Prinz Axel. Das Benehmen seines Vaters ist nicht viel besser als das seinige. Ein König, der seine Maitressen mit so grenzenloser Unverschämtheit vor seinem ganzen Hofe, vor seiner eigenen Frau paradiren läßt . . . . . Welche Sklavennatur muß eine Königin besitzen, die so etwas ruhig hinnimmt!"

Diesmal hatte der Schlag getroffen. Friederike erschauerte, ihre Augen verschleierten sich, und ihre plötzlich hohl und alt erscheinenden Züge überflog ein so unsagbar schmerzlicher Ausdruck, daß selbst Colette sich von dem Sturze dieser stolzen Königin in die Tiefe des gewöhnlichen weiblichen Schmerzes hinab gerührt fühlte. Das dauerte aber nur einen Moment, denn bald hatte Friederike ihre unnahbare Hoheit wiedererlangt.

„Diejenige, von der Sie sprechen," sagte sie lebhaft, „ist eine Königin, und es wäre sehr unrecht, sie wie andere Frauen beurtheilen zu wollen. Diese dürfen vor aller Welt glücklich oder unglücklich sein, ihre bittersten Thränen vergießen und schreien, wenn der Schmerz zu stark ist. Die Königinnen dagegen! . . . . . . Mögen sie als Gattinnen oder als Mütter leiden, sie müssen alles verbergen, alles hinunterwürgen . . . Kann eine gemißhandelte Königin sich durch die Flucht retten? Soll sie sich von ihrem Manne trennen und den Feinden des Thrones diese Befriedigung gewähren? Nein! Selbst auf die Gefahr hin, grausam, blind oder herzlos zu erscheinen, muß sie den Kopf stets hoch tragen, damit die Krone fest darauf sitze. Und es ist nicht Hochmuth, sondern das Gefühl

unserer Größe, das uns aufrecht erhält. Dieses Gefühl macht es uns möglich, mit Mann und Kind im offenen Wagen auszufahren, auch wenn die Schüsse einer Verschwörung uns bedrohen, dieses Gefühl ist es, das uns die Verbannung mit ihrem grauen Horizonte erträglicher macht, dieses Gefühl endlich ist es, das uns die Kraft giebt, gewisse grausame Beschimpfungen zu erdulden, — Beschimpfungen, von denen zu reden Sie die Letzte sein sollten, Prinzeß Rosen."

Sie wurde wärmer, während sie sprach, und als sie die letzten Worte rasch hervorgestoßen hatte, trieb sie mit kräftigem Zuruf ihr Pferd an, daß es wie der Sturm davonjagte.

Von da an ließ Colette die Königin zufrieden; da sie aber eine Zerstreuung für ihre Nerven, eine Ablenkung für ihren Groll haben mußte, so wandte sie dessen Spitze gegen Elysée und trat endgültig zur Partei der Marquise über. Das königliche Haus theilte sich in zwei Lager. Auf Elysées Seite stand nur noch Pater Alpheus, dessen rauhes und entschiedenes Wort ihm gelegentlich sehr zu Statten kam; aber der Mönch reiste oft nach Illyrien, um den Franziskanerklöstern in Zara und Ragusa Aufträge des Mutterhauses in der Rue des Fourneaux zu überbringan. Wenigstens war dies der Vorwand für seine geheimnißvollen Fahrten, von denen er immer glühender zurückkehrte; dann stürmte er mit großen, wüthenden Schritten die Treppe herauf, ließ die Perlen des Rosenkranzes durch seine Finger rollen und murmelte ein Gebet zwischen den Zähnen, daß es klang, als würfe er in seinem Munde eine Kugel hin und her. Stundenlang schloß er sich mit der Königin ein und ging nach einigen Ruhetagen wieder auf die Reise; dann hatte die Partei der Mar-

quise freies Feld gegen den Hofmeister. Alles war ihm feindlich gesinnt, von dem alten Herzog, dessen militärische Gewohnheiten sich von der nachlässigen Haltung und den wallenden Haaren Méraut's verletzt fühlten, bis auf den Kammerdiener Lebeau herab, der schon aus Instinkt jedem Unabhängigkeitsgefühle feindlich gesinnt sein mußte, bis auf den letzten Stallknecht oder Küchenjungen, die wieder Herrn Lebeau zu Gefallen leben wollten, bis auf den friedfertigen Boscovich sogar, welcher aus Feigheit, aus Respekt vor der Majorität, ebenso handeln zu müssen glaubte wie die anderen. Diese Verschwörung trat weniger in Handlungen zu Tage als in Worten, Blicken und all den kleinen, geistigen Scharmützeln unter Leuten, die einander nicht ausstehen können und mit einander zu leben gezwungen sind. Das Arrangement der kleinen Szenen hatte sich die Marquise als ihr Spezialfeld vorbehalten. Alle möglichen Mienenspiele, verachtungsvolle und hochmüthige, ironische und bittere, führte sie vor Elysée auf; besonders gut aber verstand sie sich auf die Schaustellung eines gewissen ehrfurchtsvollen Mitleids, begleitet von halb erstickten Seufzern und himmelwärts verdrehten Augen, so oft sie mit dem kleinen Prinzen zusammenkam. „Sind Sie nicht leidend, Hoheit?“ Dann befühlte sie ihn mit ihren langen, mageren Fingern und bedeckte ihn mit zitternd-schmachtenden Küssen.

„Gehen Sie doch, Marquise, Sie werden Zara noch glauben machen, daß er krank sei,“ sagte die Königin dann munter.

„Seine Händchen und sein Köpfchen fühlen sich warm an.“

„Er kommt von draußen. . . . Es wird die frische Luft sein.. . . . “

Und Friederike führte das Kind fort, immerhin ein wenig verwirrt durch die stets gehörten Reden, daß Se. Hoheit zu sehr mit Arbeit überladen werde, eine schließlich feststehende Legende, welche die französische Lakaienschaft verbreitete, ohne an sie zu glauben, die aber ernst genommen wurde von der aus Illyrien mitgebrachten Dienerschaft, der großen Petscha und dem alten Greb, welche Méraut mit dunkeln, nichts Gutes weissagenden Blicken verfolgten und ihm all den Schabernack spielten, der gegen Abhängige und Zerstreute so leicht auszuüben ist. Wieder war Elysée, wie am Hofe zu X***, von kleinlichen Verfolgungen und Eifersüchteleien umgeben, von demselben Gesumme der mit Wollust um Throne kriechenden Seelen, von welchen die ersteren, scheint's, auch nach dem Sturze und im Exile nicht zu befreien sind. Von Natur aus zu großherzig und liebebedürftig, um nicht unter dieser hartnäckigen Abneigung zu leiden, fühlte er sich andererseits in seinen einfachen Gewohnheiten beengt durch die streng festgehaltene Hausetikette, durch die Mahlzeiten, bei denen an der großen, hellerleuchteten Tafel die stets in Frack und ausgeschnittenem Ballkleid erscheinenden Herren und Damen erst dann aßen und sprachen, wenn das Königspaar gegessen und gesprochen hatte, das Königspaar, das seinerseits ebenfalls der unerbittlichen Etikette sich unterordnen mußte, die der alte Oberceremonienmeister desto strenger aufrecht erhielt, je länger das Exil dauerte. Trotzdem kam es vor, daß der ehemalige Student aus dem Quartier Latin mit farbiger Halsbinde zu Tische kam, oder ohne Erlaubniß sprach, sich vielleicht gar zu einer jener feurigen Standreden hinreißen ließ, von denen die Mauern des Café Voltaire einst wiederhallten; und wenn ihn dann die niederschmetternden Blicke als Strafe für seinen

Verstoß gegen das Hofreglement trafen, so bekam er oft genug Lust, alles stehen und liegen zu lassen und rasch wieder in sein Studentenviertel zurückzukehren, wie das erste Mal.

Eines aber war hier anders.

Durch das seelische Zusammenleben mit der Königin, das Kind zwischen ihnen, war schließlich eine fanatische, aus Ehrfurcht, Bewunderung und abergläubischer Anbetung gemischte Ergebenheit für sie in ihm erstanden. Sie erschien ihm als das verkörperte Symbol, als das personificirte Ideal seines monarchischen Glaubensbekenntnisses, so wie dem Landmanne der römischen Campagna die Madonna der Inbegriff der ganzen Religion ist. Der Königin wegen allein blieb er, nur im Hinblicke auf sie fand er den Muth, sein schweres Unternehmen zu Ende zu führen. Und wie schwer war es, welche unermüdliche Geduld erforderte es! Wie mußte er sich abmühen, um auch nur das Geringste in den kleinen Kopf des königlichen Kindes hineinzubringen. Er war reizend, der kleine Zara, sanft und gutmüthig. Auch an gutem Willen fehlte es ihm nicht. Er zeigte unverkennbare Spuren der ernsten und edlen Seele seiner Mutter, aber gepaart mit einer gewissen Leichtfertigkeit und Flüchtigkeit, die den achtjährigen Knaben kaum fünfjährig erscheinen ließen. Der Geist war augenscheinlich noch weiter zurückgeblieben als der vorzeitig gealterte und verkümmerte Körper, den das Spiel nicht reizte und ein Hang zum Träumen belastete, welches zuweilen bis zur vollständigen Erstarrung ging. Während der ersten Kinderjahre — die für ihn nur eine lange Reconvalescenz bedeuteten — von den phantastischen Albernheiten der Marquise eingelullt, sah er jetzt in dem sich ihm öffnenden Leben nur die Berührungspunkte mit seinen Märchen, in denen die Feen und guten Geister sich

der Könige und Königinnen annahmen, sie aus Gefängnissen und verzauberten Thürmen befreiten, alle Verfolgungen und Hinterhalte mit einer Bewegung ihres goldenen Zauberstabes zu nichte machten, die Eismauern und Dornenhecken, die feuerspeienden Drachen und alten Hexen vernichteten. Wenn man sich damit abmühte, ihm während der Unterrichtsstunde etwas begreiflich zu machen, fing er mittendrin an: „Das ist ja ganz so wie in der Geschichte vom kleinen Schneider“; oder wenn er von einer großen Schlacht las: „Der Riese Robistor hat doch noch viel mehr getödtet.“ Dieser so stark entwickelte Hang nach dem Uebersinnlichen gab ihm ein zerstreutes Wesen und ließ ihn stundenlang in den Sofakissen kauern, regungslos in's Blaue starrend und seinen phantastischen Bildern nachhängend. Das erschwerte aber selbstverständlich die Denkarbeit und zerstörte den ernsten Fleiß, den man von ihm beanspruchte.

Die Königin war beim Unterrichte stets anwesend, in den Händen die nie vorwärts kommende Stickerei, und in ihren schönen Augen die dem Lehrer so werthvolle Aufmerksamkeit, welche er auf alle seine Gedanken, auch auf die unausgesprochenen, gerichtet fühlt. In den letzteren namentlich fanden sie sich zusammen, in den Träumen, in den unbestimmten Hoffnungen, in allem, was oberhalb der Ueberzeugungen schwebt und sie verbreitet. Sie zog ihn bei den wichtigsten Sachen ins Vertrauen und holte seinen Rath ein, stets aber im Namen und wie im Auftrage des Königs.

„Herr Méraut, Se. Majestät möchte Ihre Ansicht über dies und jenes wissen.“

Wohl wunderte sich Elysée, daß der König sich niemals selbst mit ihm über die Fragen unterhielt, die ihn so sehr interessiren sollten. Christian II. behandelte ihn ziemlich rück-

sichtsvoll und schlug ihm gegenüber den vertraulichen, aber recht oberflächlichen Ton eines guten Kameraden an. Wenn er zuweilen das Unterrichtszimmer durchschritt, hörte er einen Augenblick zu und sagte dann halblaut, wie ein Echo des im im Hause umlaufenden Gerüchtes, die Hand auf der Schulter seines Erben:

„Bürden Sie ihm nicht zu viel auf .... Sie wollen doch keinen Gelehrten aus ihm machen ...."

„Einen König will ich aus ihm machen," erwiderte Friederike stolz und fügte auf eine entmuthigte Geberde ihres Gatten hinzu: „Soll er nicht eines Tages regieren?"

„Ja doch .... gewiß ...."

Und mit einer tiefen Verbeugung, die jeder weiteren Erörterung ein Ende machte, schloß er die Thür hinter sich und man hörte ihn draußen nach einer bekannten Operettenmelodie vor sich hinträllern: „Er wird regieren, er wird regieren, weil er ein Spanier ist." Alles in Allem wußte Elysée nicht recht, was er von diesem liebenswürdigen, oberflächlichen, launenhaften, stets parfümirten und zierlichen Fürsten halten sollte, der mitunter wie tödtlich abgemattet auf den Sofas umherlag und in welchem er den Helden von Ragusa, den tapferen König mit dem energischen Willen, welchen die Denkschrift verherrlichte, verehren zu müssen glaubte. Aber trotz der Geschicklichkeit der Königin, die Leere dieses gekrönten Hauptes zu verbergen und das ihrige an dessen Stelle zu setzen, kam doch dann und wann eine unvorhergesehene Gelegenheit, welche die Wahrheit enthüllte.

So geschah es eines Tages, daß der gesammte Hof sich nach dem Frühstücke in den Salon verfügte, wo Friederike die Zeitungen zur Hand nahm. Kaum hatte sie den „Illyrischen

Kourier", den sie stets zuerst las, überblickt, als sie einen so lauten und schmerzlichen Ruf ausstieß, daß der König, der das Zimmer eben verlassen wollte, zurückkehrte und Alle sich um die Königin drängten. Diese reichte die Zeitung Boscovich.

„Lesen Sie!"

Es war ein Bericht über die letzte Sitzung des illyrischen Landtags und über den darin gefaßten Beschluß: der verbannten Königsfamilie das gesammte Eigenthum der Krone, das heißt hundertfünfzig bis zweihundert Millionen, auszufolgen, unter der Bedingung . . . .

„Bravo," sagte da die näselnde Stimme Christian's, „das paßt mir vortrefflich . . ."

„Fahren Sie fort," befahl die Königin ernst.

„. . . . unter der Bedingung, daß Christian II. für sich und seine Erben auf alle seine Rechte an den Thron Illyriens verzichte."

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ertönte in dem Saale. Der alte Rosen glaubte vor Wuth zu ersticken, und die Wangen des Pater Alpheus waren so kreidebleich geworden, daß sein Bart und seine Augen noch dunkler als sonst erschienen.

„Wir müssen antworten, dürfen das nicht auf uns sitzen lassen," sagte die Königin, ihren flammenden Blick auf Méraut heftend, welcher sich über die Tischecke gebeugt hatte und in fieberhafter Eile einen Bleistift über das Papier gleiten ließ.

„Hier ist's, was ich erwidern würde," sagte er vortretend, und verlas eine stolze, in Form eines Briefes an einen königstreuen Abgeordneten gekleidete Proclamation an das illyrische Volk, in welcher der König das beschimpfende Ansinnen zurück-

wies und mit den rührenden Worten eines von seinen Kindern gerissenen Vaters seine Anhänger beruhigte, sie zu Muth und Ausdauer aufforderte.

Die enthusiasmirte Königin klatschte in die Hände, ergriff das Papier und reichte es Boscovich:

„Schnell, schnell übersetzen und absenden . . . Nicht wahr?“ fügte sie rasch hinzu, da ihr einfiel, daß der König anwesend sei und man sie beobachte.

„Gewiß . . . ohne Zweifel . . .“, sagte der König sehr verblüfft und biß wüthend auf seine Fingernägel; „das ist alles sehr schön gesagt . . . nur Eines . . . die Frage, ob wir uns werden halten können . . .“

Sie drehte sich plötzlich um, todtenbleich, als hätte sie einen Schlag in den Rücken bekommen.

„Halten? . . Ob wir uns werden halten können? . . . Ist es der König, der so spricht?“

„Als in Ragusa das Brod ausging, mußten wir uns trotz des besten Willens von der Welt doch ergeben,“ sagte er ruhig.

„Diesmal, wenn das Brod ausgeht, können wir den Quersack auf die Schultern nehmen und von Thür zu Thür wandern; das Königthum aber wird sich nicht ergeben!“

Welch’ eigenthümliche Szene in dem kleinen Saale der Pariser Bannmeile, dieser Kampf zwischen zwei entthronten Fürstlichkeiten, die eine ermüdet vom Kampfe, kalt und glaubenslos, die andere dagegen glühend vor Eifer und Glauben; man brauchte nur einen Blick auf ihr Aeußeres zu werfen, um auch in ihrem Innern klar zu sehen. Der König geschmeidig, fein, in bequemen Kleidern mit weit ausgeschnittenem Hemdkragen, seine ganze Weichlichkeit in den blutlosen Frauen-

händen, in den feuchten Löckchen seiner weißen Stirn zur Schau tragend; sie dagegen schlank und hoheitsvoll, mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen, im knappen Reitkleide mit großen Aufschlägen, dem kleinen stehenden Kragen und den einfachen Manschetten, welche ihren Trauerzug schmal umsäumten. Zum ersten Male hatte Elysée eine blitzschnelle und klare Ahnung von den Vorgängen innerhalb des königlichen Hauses.

Plötzlich wendete sich Christian II. zu dem alten Herzog, welcher mit gesenktem Haupte an dem Kamine stand.

„Rosen!“

„Sire?“

„Du allein kannst uns das sagen .... Wie weit sind wir? Können wir es noch mitansehen?“

„Gewiß!“ antwortete der Hofmarschall mit stolzer Geberde.

„Wie lange? Weißt du's? Annähernd wenigstens...“

„Fünf Jahre. Ich habe die Rechnung gemacht.“

„Ohne Entbehrungen für irgend Jemanden? Ohne daß diejenigen, die wir lieben, leiden oder sich einschränken müßten?“

„Ganz wie Sie sagen, Sire.“

„Bist du dessen sicher?“

„Vollkommen!“ bestätigte der Alte, seine Riesengestalt gerade reckend.

„Dann mag es sein. Geben Sie mir Ihren Brief, Méraut, daß ich ihn gleich unterschreibe.“ Und halblaut fügte er hinzu, indem er die ihm dargereichte Feder nahm: „Sehen Sie doch Frau von Silvis an! Sieht sie nicht aus, als ob sie gerade „Guter Mond, du gehst so stille“ anstimmen wollte?“

In der That glich die Marquise, welche mit dem Prinzen jetzt erst aus dem Garten kam und in dem Saale etwas wie ein Drama witterte, mit ihrem grünbefiederten Turban und kurzen Sammetmantel, die Hand auf die Brust gepreßt, auffallend einer Opernsängerin, die eine tragisch-romantische Arie zum Besten zu geben im Begriffe steht.

* * *

Der königliche Protest wurde vor versammeltem Parlamente verlesen, von allen Zeitungen abgedruckt und außerdem auf den Rath von Elysée vervielfältigt und in tausenden von Exemplaren unter dem Landvolke verbreitet; das letztere übernahm Pater Alpheus, der die Flugschriften mit Rosenkränzen aus Olivenholz und Rosen aus Jericho zusammen als „Reliquien“ über die Grenze schmuggelte. Die Königspartei wurde dadurch zu neuem Eifer angespornt. In Dalmatien namentlich, wo die republikanische Idee noch kaum Wurzel gefaßt hatte, wurde das unter der Asche fortglimmende Feuer neu entfacht durch die beredten Worte des Königs, welche in vielen Dörfern von der Kanzel herab verlesen und durch die Bettelmönche vertheilt wurden, die in den Bauerhöfen die ihnen gereichten Gaben mit einem kleinen Packet Flugschriften vergalten. Rasch bedeckten sich Adressen an den König mit Unterschriften und den durch ihre blinde Anhänglichkeit doppelt rührenden drei Kreuzen. Deputationen wurden entsendet.

In dem kleinen Schlößchen von Saint-Mandé erschienen halbwilde, morlakische Bauern, Fischer und Lastträger aus Ragusa, einen schwarzen Mantel über die farbenreiche türkische Kleidung geworfen, an den Füßen die mit Strohriemen befestigten Bundschuhe aus Lammfell. In ganzen Banden bevölkerten sie die Pferdebahn, wo der Saum ihrer rothen

Kaftane, ihre farbigen Schärpen, ihre mit Metallknöpfen besetzten Jacken, von der grauen Eintönigkeit der französischen Kleidung grell abstachen; dann kamen sie mit festem Schritte über den Hof, um sich zuletzt im Corridor mit schüchterner, durch die innere Bewegung erstickter Stimme unter einander zu berathen. Méraut, der jedem Empfange dieser Deputationen beiwohnte, fühlte sich in tiefster Seele erschüttert; die Bilder aus seiner Kindheit belebten sich wieder beim Anblick dieser aus so weiter Ferne gekommenen Enthusiasten, — die Pilgerfahrt der Arbeiter aus dem Königsviertel nach Frohsdorf, die Entbehrungen zur Erschwingung des Reisegeldes, die ungeahnten Enttäuschungen und Beschwerlichkeiten der Rückkehr, — und so that es ihm doppelt weh, wenn er sah, wie langweilig und lästig dem Könige diese Audienzen waren, wenn er den Seufzer der Erleichterung hörte, mit welchem Christian das Ende einer jeden begrüßte.

Im Grunde war der König wüthend auf diese Besucher, die ihn in seinen Gewohnheiten und Vergnügungen störten, ihn dazu zwangen, die entsetzlich langen Nachmittage in Saint Mandé zuzubringen. Dem Drängen der Königin nachgebend, ließ er sich dazu herbei, den armen Leuten einige platte Phrasen als Erwiderung ihrer von Thränen erstickten Versicherungen ewiger Treue und Anhänglichkeit hinzuwerfen, rächte sich aber dann für die ausgestandene Langeweile durch irgend einen dummen Scherz, eine rasch hingeworfene Zeichnung, welche den um seine Mundwinkel lagernden Zug hämischer Bosheit rechtfertigte. So karrikirte er eines Tages den Vorsteher der Fischer aus Branizza, ein breites, italienisches Gesicht mit hängenden Backen und runden, von Ehrfurcht und Freude beim Anblicke des Königs starrenden Augen, aus denen

die hellen Thränen bis in den Bart liefen. Das Meisterwerk machte die Runde bei Tische und erregte wieherndes Gelächter, erntete große Bewunderung. Auch der Herzog, der das Volk tief verachtete, riß seinen alten Schnabel zum Zeichen ungeheurer Heiterkeit auf, und Boscovich erschöpfte sich in allerunterthänigsten Lobpreisungen, als er die Zeichnung Elysée reichte. Dieser blickte sie lange an und gab sie schweigend seinem Nachbar, worauf der König ihm mit seiner impertinent näselnden Stimme vom oberen Ende des Tisches aus zurief:

„Sie lachen ja gar nicht über meinen hübschen Vorsteher, Méraut ...."

„Nein, Majestät, ich kann nicht lachen," erwiderte Méraut traurig. „Es ist das Bild meines Vaters, wie er leibte und lebte."

Einige Zeit nachher war Elysée unfreiwilliger Zeuge einer Scene, welche ihn über den Charakter Christians und dessen Beziehungen zu der Königin vollständig aufklärte. Es war an einem Sonntage nach der Messe. Das ganze Haus erstrahlte in ungewöhnlichem Feiertagsglanze, die Haupteinfahrt weit geöffnet, die gesammte Dienerschaft in Gala, in dem mit Blattpflanzen reich dekorirten Vorzimmer Spalier bildend. Es sollte ein Empfang von außerordentlicher Wichtigkeit stattfinden. Man erwartete eine Deputation der königstreuen Landtagsabgeordneten, die Spitzen und Führer der Partei, welche gekommen waren, um den König auf's Neue ihrer Treue und Ergebenheit zu versichern und mit ihm über die Maßnahmen im Falle einer demnächstigen Wiederaufrichtung des Thrones zu berathschlagen. Ein lang erhofftes und mit Spannung erwartetes Ereigniß, dessen Feierlichkeit ein prachtvoller

Wintertag erhöhte; die Sonne schien hell und warm in den großen Empfangssaal, dessen äußerstes Ende der hohe, thronartig drapirte Sessel des Königs einnahm, und erweckte mit ihren Strahlen die Diamanten und Edelsteine der in schattiger Ecke ruhenden Krone zu neuem Leben.

Während in dem Hause alles hin und hereilte, in allen Stockwerken hastige Schritte ertönten und die langen Schleppen der Seidenkleider über das Parquet rauschten, — während der kleine Prinz, indem er sich mit den rothen Strümpfen, der Sammetblouse und dem großen Kragen aus venetianischen Spitzen bekleiden ließ, im Stillen die Ansprache wiederholte, die er schon seit acht Tagen auswendig lernte, — während Rosen in großer Gala, die Brust von Ordenssternen besät, sich strammer als je in die Höhe reckte, um die Abgeordneten einzuführen, — war Elysée, der sich absichtlich von all diesem Trubel fernhielt, allein in dem Unterrichtszimmer und träumte von den Folgen der heutigen Audienz; seine stets bereite Südländer-Phantasie spiegelte ihm die triumphirende Rückkehr seiner Fürsten nach der Residenzstadt vor, er hörte die Freudenschüsse und das Glockengeläute, sah die mit Blumen bestreuten Straßen und das einziehende Königspaar, welches dem Volke wie ein Versprechen für eine noch schönere Zukunft das Kind entgegenhielt, das seine Eltern zu dem Range jugendlicher Ahnen emporhob, seinen vielgeliebten Schüler, der klug und ernsthaft auf das jubelnde Volk blickte, mit jenem Kinderernste, welcher die Kleinen beschleicht, wenn sie eine ihre Fassungskraft überwältigende Gemüthsbewegung durchzumachen haben. Und der Glanz des heutigen Sonntages, die heiteren Glockentöne, welche mit den hellen Sonnenstrahlen zusammen durch die geöffneten Fenster hereinflutheten, erweckten in ihm die

Hoffnung auf den festlichen Moment, wo der befriedigte Mutterstolz Friederikens über den Kopf des geliebten Kindes hinweg auch ihm vielleicht ein seliges Lächeln des Dankes zuwenden würde.

Da schallte auch schon die Klingel im Vorsaale, und auf den Kieswegen des Ehrenhofes wurde das dumpfe Rollen der Galawagen hörbar, welche die Abgeordneten von ihrem Hotel abgeholt hatten. Die Flügelthüren öffneten sich, Schritte ertönten und verhallten auf den Teppichen des Vorzimmers und des Empfangssaales, unter dem ehrfurchtsvollen Gemurmel vieler Stimmen. Dann aber trat ein langes Schweigen ein, zum großen Erstaunen Méraut's, welcher die Anrede des Königs, den Ton seiner näselnden Stimme, jetzt zu hören erwartet hatte. Was ging dort vor, was konnte den vorherbestimmten Gang der Ceremonie aufgehalten haben?

In diesem Augenblicke sah er denjenigen, den er im benachbarten Saale mit dem officiellen Empfange beschäftigt glaubte, wie er mit steifen, unbeholfenen Schritten an der Mauer des durch die Kälte gelichteten Gartens entlang dem Hause zuschlich. Er mußte durch die kleine, im Ephen versteckte Hinterthür der Avenue Daumesnil hereingekommen sein und bewegte sich nur langsam, wie mit Mühe vorwärts. Elysée dachte zuerst an ein Duell oder irgend einen Unfall, und er wurde in diesem Glauben bestärkt, als er kurz darauf im Oberstocke das dumpfe Geräusch eines schweren Sturzes hörte, so lang und anhaltend, wie wenn der Fallende noch versucht hätte, sich an den Möbeln, an den Vorhängen festzuklammern, begleitet von dem Krachen auf dem Boden zerbrechender Gegenstände. In fliegender Hast eilte er die Treppe hinauf. Das halbrunde, im Mittelflügel des Schlosses gelegene Zimmer

des Königs war warm und weich wie ein Nest, mit Purpurstoffen behangen, an den Wänden Trophäen alterthümlicher Waffen, darunter schwellende Divans, niedrige Sessel, Bären- und Löwenfelle, und inmitten dieses weichlichen, fast orientalischen Luxus ein kleines Feldbett, das der König in Folge einer Familientradition und des bei Millionären und Souveränen ziemlich häufigen Liebäugelns mit spartanischer Einfachheit stets benutzte.

Die Thür stand offen.

An der Wand lehnte Christian mit bleichem, entstelltem Gesichte, den Hut in den Nacken geschoben, den langen Pelz aufgeknöpft, die Kleider beschmutzt, die weiße Halsbinde gelöst, das Hemde zerknittert und fleckig, — in einem Aufzuge, welcher nur zu deutlich eine beim Becher durchschwärmte Nacht verrieth; vor ihm stand die Königin, aufrecht und finster, und sagte mit dumpf grollender, von der übermenschlichen Anstrengung, sich zu beherrschen, zitternder Stimme:

„Es muß sein . . . unbedingt . . . kommen Sie.“

„Ich kann nicht . . . Sie sehen ja, daß ich nicht kann . . . später . . . ich verspreche es Ihnen,“ sagte er leise, Scham im Gesichte.

Dann stammelte er mit seiner Kinderstimme Entschuldigungen, begleitet von blödsinnigem Lachen . . . Er habe gewiß nicht getrunken, o nein! Nur die frische Luft, die Kälte, als er das Souper verließ . . .

„Ja, ja . . . ich weiß schon . . . Das ist jetzt gleichgültig! . . . Jetzt müssen Sie herunterkommen, damit Sie sie nur sehen, nichts weiter . . . Sprechen werde ich selbst zu ihnen, ich weiß, was ich zu sagen habe.“

Als er aber immer noch unbeweglich blieb, jetzt ver-

stummend in einem bleiernen Schlummer, der sich über seine entsetzlich erschlafften Züge zu verbreiten begann, brach Friederike in verzweifelnden Zorn aus.

„So hören Sie doch, es handelt sich um unsere ganze Zukunft ... Christian! Es ist deine Krone, die Krone deines Sohnes, um welche du in diesem Augenblicke spielst ... nimm dich zusammen, komm ... ich bitte dich darum ... ich will es!“

Wunderbar prägte sich auf ihren Zügen die eiserne Willenskraft aus, die in ihren dunkel glühenden Augen loderte und den König sichtlich magnetisirte. Sie erfaßte ihn mit ihrem Blicke, versuchte ihm Kraft einzuflößen und half ihm Hut und Mantel ablegen, dessen Falten ekelhafte Weindünste und betäubender Tabaksgeruch entströmten. Er stellte sich etwas fester auf seine zitternden Beine und schwankte ein paar Schritte vorwärts, seine heißen Hände auf die marmorkalten der Königin gestützt. Plötzlich aber fühlte sie, daß er dem Zusammenbrechen nahe sei, wich schaudernd zurück und stieß ihn mit Ekel von sich, so daß er seiner ganzen Länge nach auf einen Divan fiel; dann, ohne noch einen Blick auf die zerknitterte, kraftlose, bereits schnarchende Masse hinter ihr zu werfen, verließ sie das Zimmer, ging aufrecht, mit halbgeschlossenen Augen, wie eine Nachtwandlerin, an Elysée vorbei und murmelte mit schmerzerfüllter Stimme: „Alla fine sono stanca da fare i gesti di questo monarcaccio ...“*)

---

*) „Schließlich habe ich es satt, für diese Gliederpuppe von König zu schauspielern ...“

V.

J. Tom Lévis, Agent für Fremde.

Unter all den Zauberhöhlen, welche das große Paris in sich birgt, giebt es keine eigenthümlichere, interessanter eingerichtete, als die „Agentur Lévis“. Alle Welt kennt sie, von außen wenigstens. Sie liegt in der Rue Royale an der Ecke des Faubourg Saint-Honoré, dort, wo alle nach dem Bois fahrenden oder davon zurückkehrenden Wagen vorbei müssen; nicht ein einziger kann sich der zudringlichen Reclame entziehen, welche das prunkvolle, um acht Stufen über das Straßenniveau erhöhte Erdgeschoß mit seinen riesigen Spiegelscheiben macht, auf denen die gemalten und vergoldeten Wappen der hauptsächlichsten europäischen Höfe in allen Farben glänzen, Löwen und Adler, Einhörner und Leoparden, eine ganze heraldische Menagerie. Schon von jenseits der dreißig Meter breiten Straße muß die Agentur Lévis auch dem wenigst Neugierigen auffallen. Jeder fragt sich: „Was verkauft man dort?“; richtiger aber wäre die Frage: „Was verkauft man dort nicht?“ Jede der großen Spiegelscheiben kündigt in schönen Goldlettern etwas anderes an; hier: „Weine, Liqueure,

Delikatessen, Pale-Ale, Kümmel, Raki, Caviar, marinirte Stockfische"; oder: „antike und moderne Möbel, Tapeten, Blattpflanzen, persische und Smyrnaer Teppiche"; weiterhin: „Gemälde aller Meister, Skulpturen in Marmor und Terracotta, Luxuswaffen, alte Münzen, Rüstungen"; auf der vierten Scheibe: „Wechselstube, Inkasso, Eskomptirungen, in- und ausländische Werthpapiere"; dann: „Universal-Buchhandlung, Zeitungen aller Länder und Sprachen"; nebenan: „Verkauf und Verpachtung von Gütern, Landhäusern und Jagden"; zuletzt endlich: „Auskünfte aller Art, rasch und discret."

Dieses Gewirre von Inschriften und glänzenden Wappen trübt in eigenthümlicher Weise die Schaufenster und läßt die Gegenstände hinter denselben nicht genau erkennen. Nur undeutlich unterscheidet man fremdartig geformte und bemalte Flaschen, geschnitzte Holzstühle, Gemälde, Pelzwerk, loses Gold- und Silbergeld in kleinen Schüsseln, Banknoten in Bündeln. Aber diesem etwas marktschreierischen Charakter des Ladens dienen die großen Räumlichkeiten unter demselben, deren vergitterte Fenster mit dem Trottoir abschneiden, als ernste, solide Basis, und verleihen dem ganzen Etablissement den Ausdruck eines reichen Kaufhauses der Londoner City, vereint mit dem Geschmacke und Geflimmer einer Pariser Auslage. Da unten drängen sich Reichthümer aller Art, aufgestapelte Fässer, Tuchballen, ganze Pyramiden von Kisten; Koffern und Schachteln, eine schwindelerregende Fülle und Tiefe, wie wenn der Blick in den gähnenden Schiffsraum eines in Ladung befindlichen Packetdampfers hinabtaucht.

Derart festgeankert in dem vollen Getriebe der Pariser Strömung, fängt das wohlorganisirte Netz ganze Züge von großen und kleinen Fischen, selbst von den gewitzigten, glatten

Seine-Tummlern; und wenn man gegen drei Uhr Nachmittags vorbeikommt, ist es fast stets bis an den Rand gefüllt.

In der Rue Royale befindet sich der Eingang, eine hohe, helle Glasthür unter breitem geschnitztem Halzkarnieße; dort hält sich der militärisch gekleidete, tressenbedeckte Schweizer auf, die Thür eilfertig öffnend, sobald Jemand naht, und bei Regenwetter den Schirm über die aus dem Wagen steigenden Damen haltend. Man tritt in einen riesigen Saal, der durch vergitterte, mit kleinen Schaltern versehene Barrieren in eine Anzahl regelmäßiger Abtheilungen getheilt ist, welche sich rechts und links bis an das Ende des Raumes hin erstrecken. Das ungehemmt hereinströmende Tageslicht erhellt das glänzend gebohnte Parquet und fällt auf die feingekleideten, tadellos frisirten Kommis, die sämmtlich hübsch sind und etwas Fremdartiges in ihrem Benehmen, in ihrer Sprache haben. Man sieht da den dunklen Teint, die spitzen Schädel und schmalen Schultern der Asiaten, amerikanische, wie ein schmales Band die Gesichter umrahmende Bärte unter wasserblauen Augen, rothe und wohlgenährte deutsche Backen; in welcher Sprache der Kunde auch seine Bestellung aufgeben mag, er kann des Verständnisses stets sicher sein, denn in dem Laden werden sämmtliche Sprachen gesprochen, mit Ausnahme der russischen, die schon deshalb als unnöthig betrachtet wird, weil die Russen alle anderen Sprachen sprechen, nur die ihrige nicht.

Die Menge kommt und geht an den Schaltern, oder sitzt wartend auf den leichten Stühlen, Herren und Damen im Reiseanzuge, mit Pelzmützen, schottischen Kappen, blauen, lang herabwallenden Schleiern, karrirten Plaids, Regen- und Staubmänteln, die beide Geschlechter ohne Unterschied um-

hüllen, Schnürpacketen und Reisetäschchen an ledernen Riemen über der Schulter, — ein Publikum wie im Wartesaale, das mit der Rücksichtslosigkeit von Leuten, die sich fern von daheim wissen, laut spricht und gestikulirt, — ein vielsprachiger, buntscheckiger, verwirrender Lärm wie in den Hallen der Vogelhändler auf dem Quai von Gèvres. Gleichzeitig knallen die Korke von Pale-Ale oder Selterwasser, rollen und klimpern die Goldstücke auf den Zahltischen, lärmen die elektrischen Klingeln, gellen die Pfiffe aus den Sprachrohren; hier knittern die entrollten Pläne eines Hauses, — auf einem Piano tollende Arpeggien oder die Rufe eines Trupps Samojeden vor einer riesigen Kohlenzeichnung.

Von Abtheilung zu Abtheilung fliegen einzelne Worte hinüber und herüber, eine Auskunft, eine Ziffer, ein Personen- oder Straßenname, welche sich die stets lächelnden und eilfertigen Angestellten zuwerfen, um jetzt plötzlich ein von eisiger Majestät und Gleichgültigkeit starrendes, allen irdischen Angelegenheiten entrücktes Gesicht anzunehmen, sobald sich ein armer Pechvogel nähert, der bereits von Schalter zu Schalter geschickt worden ist und sich in das kleine Fensterchen herabbeugt, um dem Kommis von einer geheimnißvollen Angelegenheit zu reden, die den Letzteren mit ungeheurem Staunen zu erfüllen scheint. Zuweilen wird der Betreffende, der sich nicht länger wie eine Wasserhose oder einen Meteorstein anstarren lassen will, ungeduldig und verlangt Tom Levis selbst zu sprechen, der schon wissen wird, um was es sich handelt. Dann erhält er die von einem erhabenen Lächeln begleitete Antwort, daß J. Tom Lévis beschäftigt, daß J. Tom Lévis von einem Klienten in Anspruch genommen sei! Und nicht von solchen Plundergeschäften wie die Ihrigen, nicht von einem so schäbigen

Klienten wie Sie, mein braver, geldfordernder Philister! Sehen Sie einmal dort hinüber an's Ende des Saales.

Eine Thür öffnet sich. J. Tom Lévis erscheint für eine Sekunde auf der Bildfläche, er allein majestätischer als sein ganzes Personal, majestätisch durch sein rundes Bäuchlein, seinen abgeschliffenen, wie das gebohnte Parquet leuchtenden Schädel, durch den zurückgeworfenen, kleinen Kopf, den hoheitsvollen Blick von oben herab, die despotische Geberde seines kurzen Armes und den feierlichen Ton, mit welchem er in seiner englischen Aussprache überlaut ruft, „ob die Sendong an Seine königliche Hoheit, den Prinzen von Wales, abgegangen sei.“ Gleichzeitig zieht die andere Hand die Thür des Kabinets fest zu, um anzudeuten, daß der dort befindliche, erlauchte Besuch zu denen gehöre, welche man um keinen Preis stören dürfe.

Selbstverständlich hat der Prinz von Wales niemals die Agentur auch nur mit einem Fuße betreten und ebensowenig ist irgend eine Sendung an ihn zu besorgen; aber man stelle sich den Effekt dieses Namens auf die im Laden sich drängende Menge und auf den einsamen Besucher im Kabinete vor, welchem Tom soeben gesagt hat: „Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick, — habe draußen nach einer Kleinigkeit zu fragen.“

Klappern, nichts als Klappern! Hinter der Thür des Kabinets steckt ebenso wenig ein Prinz von Wales, wie Raki oder Kümmel in den sonderbar geformten Flaschen im Schaufenster, wie englisches oder Wiener Bier in den Fässern im Keller, wie irgend eine Waare in den wappengeschmückten, vergoldeten, mit J. T. L. bezeichneten Wagen, welche in den reichen Stadtvierteln von Paris um so rascher einherjagen,

da sie vollkommen leer sind, — eine bewegliche, lärmende Reclame, beseelt von dem fieberhaften Eifer, welcher alle Menschen und Thiere im Dienste der Agentur Tom Lévis auszeichnet. Wenn ein armer Teufel, berauscht durch den Anblick des Goldes, mit einem Faustschlage das Schaufenster der Wechselstube zertrümmerte und seine blutende Hand gierig in die Geldschüsseln tauchte, so würden Spielmarken seine einzige Beute sein; und wenn er das riesige Banknotenbündel entführte, so fände er ein Billet von fünfundzwanzig Pfund auf einem Haufen gleich großer, aber leerer Papierschnitzel! Nichts in den Schaufenstern, nichts in dem Kellergeschoß, nichts, rein nichts! Aber der Porter, den diese Engländer kosten? Das Gold, welches dieser Bojar im Austausch gegen seine Rubel erhält? Die kleine Bronze-Statuette, welche jene Griechin soeben gekauft hat? Du lieber Gott, nichts einfacher als dies. Das Bier kommt aus der Schenke nebenan, das Gold von einem Geldwechsler auf dem Boulevard, die Statuette aus dem Laden der Rue du Quatre Septembre. Ein rascher Gang zweier oder dreier Angestellter, welche im Erdgeschoß der Bestellungen warten, die ihnen durch das Sprachrohr übermittelt werden.

Durch den Hof des benachbarten Hauses entfernen sie sich, sind in wenigen Minuten zurück und kommen auf der hinteren Wendeltreppe, welche die beiden Stockwerke miteinander verbindet, in den Laden. Da ist das Verlangte, garantirt echt, denn es trägt die Etikette J. T. L. Und geniren Sie sich gar nicht, gnädigster Herr; wenn es Ihnen nicht gefällt, können Sie es wieder umtauschen. Das Lager der Agentur ist vortrefflich assortirt. Es kommt Sie etwas theurer als anderswo zu stehen, nur das Doppelte und Drei=

fache; aber ist das nicht besser, als die Läden abzulaufen, in denen man trotz des „English spoken“ oder „Man spricht deutsch“ an den Fensterscheiben kein Wort von dem versteht, was Sie sagen, diese Boulevard-Läden, wo der umstellte und überlistete Fremde immer nur den ältesten Ausschuß, die schlechtesten Ladenhüter, das unmodernste und verwaschenste Zeug erhält, die Gegenstände, welche vergangenes Jahr im Schaufenster paradirten und noch mehr durch ihr Alter als durch Staub und Sonne gelitten haben? Oh, über den gleichzeitig unterwürfigen und höhnischen, geringschätzigen und auf den Gewinn erpichten Pariser Krämer, — der Fremde will nichts mehr von ihm wissen. Er wird es schließlich müde, das Opfer der abgefeimtesten Ausbeutung zu sein, nicht nur von Seiten des Kaufmannes, sondern auch des Gasthauses, in dem er schläft, des Restaurants, in dem er seine Mahlzeiten einnimmt, des Kutschers, den er auf der Straße anruft, des Billethändlers, der ihn in ein Theater schickt, leer genug um einen Gähnkrampf zu erzeugen. Im Hause Lévis dagegen, in diesem wunderbar eingerichteten Fremdenparadies, wo Sie alle Ihre Wünsche ohne Ausnahme befriedigen können, sind Sie wenigstens sicher, nicht übervortheilt zu werden, denn J. Tom Lévis ist Engländer, und die kaufmännische Redlichkeit des Engländers ist in allen vier Welttheilen bekannt.

J. Tom Lévis ist Engländer, wie man es gar nicht stärker sein dürfte, vom Scheitel bis zur Sohle, von den viereckigen Quäckerschuhen, dem langen Rocke und den grün karrirten Hosen bis zu dem riesigen Cylinder mit winzigen Krämpen, welcher sein wohlgenährtes, rothbackiges, kindlich-gutmüthiges Gesicht überragt. Die britannische Redlichkeit ist deutlich zu lesen auf diesem Beefsteak-Teint, dem bis an die

Ohren reichenden Munde, den wasserblonden, weichen Haaren der ungleichen Bartkoteletten, — ungleich, weil ihr Besitzer die Gewohnheit hat, in Verlegenheiten an einer derselben zu kauen, — in der kurzen Hand mit den rothbehaarten, von Ringen bedeckten Fingern. Mit derselben unerschütterlichen Rechtlichkeit blickt das Auge unter den großen Gläsern der feinen Goldbrille hervor, so ungeheuer ehrlich, daß, wenn Tom Lévis einmal lügt — was auch dem besten Menschen zuweilen passirt — seine Augäpfel sich in Folge einer sonderbaren nervösen Eigenheit um sich selbst zu drehen beginnen, wie die Räderchen in einem Gyroskop.

Vollendet aber wird die anglikanische Erscheinung des Herrn Tom Lévis durch sein Cab, das erste derartige Vehikel, das man in Paris zu sehen bekam, die natürliche Schale dieses originellen Wesens. Geht ihm ein verwickeltes Geschäft durch den Kopf, oder befindet er sich in der Klemme, wie dies im Handelsstande vorzukommen pflegt, dann steigt Tom Lévis in den Cab und ist sicher, irgend einen guten Gedanken darin zu finden. Er kombinirt und erwägt alles, während die Vorübergehenden in dem vorbeirollenden durchsichtigen Kasten das Profil des in Gedanken versunkenen, mächtig an seinem rechten Backenbarte kauenden Mannes erblicken. In dem Cab hat er seine besten „Geschäfte“ ausgeklügelt, die, welche gegen das Ende des Kaiserreiches von ihm reden machten. Ach, was war das für eine gute Zeit! Paris überfüllt von Fremden, und nicht von flüchtigen Zugvögeln, sondern von festsitzenden, ausländischen Millionären, die nichts anderes als Gelage und Festlichkeiten kannten. Wir hatten den Türken Hussein-Bey, den Egypter Mehemet Pascha, zwei Fezträger, berühmt im Bois de Boulogne, — die Prinzessin Verkatscheff, welche das

ganze Silber aus ihren Bergwerken im Ural zu den vierzehn Fenstern ihrer ersten Etage auf dem Boulevard Malesherbes hinauswarf, — den Amerikaner Bergson, der die ungeheuren Einkünfte seiner Petroleumquellen in Paris verzehrte, — das Heer der anderen Nabobs endlich von allen Sorten und Farben, gelbe, braune, rothe, welche die Promenaden und Theater bevölkerten und mit so athemloser Hast ihr Geld verschwendeten und sich in den Genuß stürzten, als ob sie es geahnt hätten, wie bald sie genöthigt sein würden, den lusttaumelnden Ort zu fliehen, vor der fürchterlichen Explosion, welche so rasch nachher sein Dach zerriß, seine Spiegel und Fenster zertrümmerte. . . .

Der unentbehrliche Vermittler all dieses vergnügten Lebens war Tom Lévis, und kein Napoleonsd'or wurde verausgabt, von dem nicht ein Theil für ihn abfiel. Zu seinen ausländischen Kunden kamen damals noch einige Pariser Lebemänner, Liebhaber seltenen Wildes, Wildschützen auf wohlverwahrtem Jagdgebiete, welche sich an Freund Tom wandten als an den geschicktesten und feinsten Mittelsmann, hinter dessen barbarischem Französisch und schwerfälliger Ausdrucksweise ihre Geheimnisse außerdem noch am besten bewahrt schienen. Alle Skandalgeschichten gegen das Ende des Kaiserreiches trugen den Stempel J. T. L. Auf den Namen von Tom Lévis war die Prosceniumsloge Nr. 9 der komischen Oper abonnirt, in welcher die Baronin Mils allabendlich eine Stunde lang ihrem geliebten Tenor zuhörte, um dann unter ihrem Spitzenfichu das schweiß- und schminkegetränkte Taschentuch des Sängers als kostbarste Trophäe zu entführen. Auf den Namen von Tom Lévis lautete der Miethskontrakt des kleinen Hotels in der Avenue Clichy, das die beiden Brüder Sismondo,

zwei Chefs eines Bankgeschäftes, welches sie niemals zu gleicher Zeit verlassen konnten, zu demselben Zwecke und für dieselbe Frau benutzten, natürlich ohne eine Ahnung von dieser Kompagnieschaft an einem anderen Orte zu haben. Welch schöne, auf wenige Linien zusammengedrängte Romane enthielten die Bücher der Agentur zu jener Zeit!

„Haus mit zwei Eingängen auf dem Wege nach Saint-Cloud. Miethe, Mobiliar, Entschädigung an den Miether: so viel."

Und darunter: „Provision des Generals: so viel."

„Landhaus in Petit-Valtin bei Plombières. Garten, Stallung, zwei Eingänge, Entschädigung an den Miether: so viel."

Dabei immer: „Provision des Generals . . . ." Dieser General hatte ein Riesenkonto in den Büchern der Agentur!

Wenn Tom damals Reichthümer sammelte, so gab er auf der anderen Seite auch viel wieder aus; nicht im Spiel oder auf Pferde und Frauen, sondern um Launen, wie die eines Kindes oder eines Wilden zu befriedigen, die verrücktesten und drolligsten Einfälle, denen die Verwirklichung stets auf dem Fuße folgte. Einmal war es eine Akazienalle, die er auf seinem Landhause in Courbevoie haben wollte, und da das Wachsen der Bäume zu lange Zeit erforderte, sah man eine Woche lang auf den hier sehr nackten und von Fabriken schwarzen Ufern der Seine große Wagen fahren, jeder mit einer Akazie beladen, deren herüberhängende, von der langsamen Bewegung geschaukelte Wipfel ihre zitternden Schatten auf das Wasser warfen. Dieses in der Bannmeile von Paris gelegene Landhaus, das Tom Lévis nach Art der großen Londoner Kaufleute das ganze Jahr hindurch bewohnte, war

ursprünglich ein Lagerort für allerlei Gerümpel, bestand nur aus einem Erdgeschoß und ein paar Mansarden, wurde aber dann zu einer Quelle der ungeheuerlichsten Ausgaben für den Besitzer. In demselben Verhältniß als seine Geschäfte wuchsen, vergrößerte er auch dieses Gut; immer mehr bauend und Boden erwerbend, besaß er schließlich einen zusammengestückelten Park, Aecker und kleine Gebüsche durcheinander, — ein sonderbares Besitzthum, das seinen Geschmack und Ehrgeiz, seine englische, durch philiströse Ideen und verfehlte künstlerische Versuche noch kleinlicher und bizarrer hervortretende Excentricität verrieth. Das ordinäre Haus, dem die oberen Stockwerke sichtlich erst später aufgesetzt worden waren, umgab eine italienische Terrasse mit marmornem Säulengeländer; daneben erhoben sich zwei gothische Thürme, und ein verdeckter Brückengang führte zu einem Nebengebäude, das mit seinen durchbrochenen Balkons und seinen epheubedeckten Wänden eine Art Bauernhäuschen darstellen sollte. All dies in imitirtem Stuck, in Rohbau oder Schwarzwäldermanier bemalt, mit einer Unzahl von Thürmchen und Zinnen, von Wetterfahnen und Erkern; der Park starrend von Kiosken und Belvederen, von glitzernden Treibhäusern, Wasserbecken und dem schwarzen Rundbau eines riesigen Wasserreservoirs, das letztere überragt von einer echten Windmühle, deren Flügel, dem geringsten Lufthauche gehorchend, sich mit ewigem Knarren um ihre Axe drehten.

Auf dem kleinen Raume, den die Pariser Gürtelbahn durchmißt, sieht man eine ganze Reihe burlesker Villen an dem Waggonfenster vorbeipassiren, wie die phantastischen Träume eines zügellos durchgehenden Krämergehirns. Keine aber ist mit dem verkörperten Wahnsinn von Tom Lévis zu

vergleichen, wenn nicht etwa die seines Nachbars Specht, des berühmten Damenschneiders. Auch dieses prachtliebende Individuum bewohnt Paris nur während der Geschäftszeit, während der drei Nachmittagsstunden nämlich, die er in seinem großen Bureau den Konsultationen in Modesachen widmet, und kehrt dann sofort nach Courbevoie zurück. Der geheime Grund dieses gezwungenen Stillebens ist der, daß der liebe Specht, der „dear“ Specht sämmtlicher Damen, in seinen Schubladen neben d.n wunderbaren Mustern seiner Lyoner Fabriken wohl auch Proben der feinsten Schrift, die Krähenfüße der bestbehandschuhten Händchen von Paris besitzt, sich aber stets mit dieser Art vertraulicher Schriftstücke begnügen muß und in keinem der von ihm bekleideten Häuser verkehrt; andererseits haben ihm seine aristokratischen Verbindungen den Umgang mit der Handelswelt, zu welcher er gehört, verleidet. So lebt er sehr zurückgezogen, wie alle Parvenus von einer Bande armer Verwandten umlagert, in deren königlicher Bewirthung er wenigstens seinen Luxus entfalten kann. Seine einzige Zerstreuung, das nothwendige Salz zu dieser trostlos vereinsamten Existenz, ist die Nachbarschaft und Rivalität von Tom Lévis, der Haß und die Verachtung, mit der sie sich gegenseitig beehren, ohne übrigens zu wissen weshalb, was bekanntlich jede Aussöhnung unmöglich macht.

Baut Specht einen Thurm, — Specht ist Deutscher, liebt das Romantische, Schlösser, Thäler, Ruinen, und schwärmt fürs Mittelalter, — so läßt J. Tom Lévis gewiß sofort eine Veranda aufführen. Legt Tom eine Mauer nieder, so reißt Specht seine sämmtlichen Hecken ein. Man erzählt sich eine Geschichte, die folgendermaßen verlief: Tom erbaut einen Pavillon, welcher Specht die Aussicht nach St. Cloud be=

nimmt; sofort erhöht der Schneider sein Taubenhaus; Tom antwortet durch eine zweite Etage seines Pavillons; Specht giebt aber den Kampf nicht auf, und so wachsen die beiden Gebäude mit dem Aufwand riesiger Arbeitskräfte und unendlicher Materialien immer höher und höher, bis in einer schönen Nacht der Sturm beide ohne Mühe umwirft, da sie sehr luftig gebaut waren. Specht kommt von einer italienischen Reise zurück und bringt eine echte venetianische Gondel mit, die er in dem kleinen Hafen seiner Besitzung ausstellt; acht Tage später pafft eine hübsche Dampf-Yacht den Fluß herauf und wirft Anker vor dem Quai von Tom Lévis.

Um eine solche Lebensweise fortzusetzen, hätte das Kaiserreich ewig dauern müssen; aber dessen letzte Stunde war gekommen. Der Krieg, die Belagerung, die Abreise der reichen Fremden, war für die beiden Industriellen ein großes Mißgeschick, namentlich für Tom Lévis, dessen Landhaus durch den Krieg sehr gelitten hatte, während die Specht'sche Villa verschont blieb. Sobald aber der Frieden geschlossen war, entbrannte zwischen den beiden Rivalen der Kampf mit neuer Erbitterung, diesmal aber mit ungleichen Kräften, da der große Schneider seine Kundschaft vollzählig zurückkehren sah, Tom dagegen das Wiedereintreffen der seinigen vergebens erwartete. Der Artikel: „Auskünfte aller Art, rasch und discret", zog nicht mehr oder doch nur sehr wenig, und der geheimnißvolle General konnte in den Bureaux der Agentur keine fetten Provisionen mehr verdienen.

Jeder andere an der Stelle von Tom Lévis hätte sich eingeschränkt; dieser Teufelsbraten aber hatte einen unbezwinglichen Hang zum Geldausgeben, eine Art Starrkrampf in den Händen, der sie verhinderte, sich zu schließen. Dann waren

die Spechte da, welche, seit den Ereignissen der letzten Zeit noch trauriger gestimmt, den Weltuntergang als unmittelbar bevorstehend prophezeiten, und in ihrem Parke eine Nachbildung der Ruinen des von der Kommune zerstörten Stadthauses, halbeingestürzte und flammengeschwärzte Mauern, errichten ließen; Sonntag Abend wurde dann die ganze Geschichte bengalisch beleuchtet und sämmtliche Spechte stimmten jämmerliche Klagelieder an. Es war herzzerreißend. Tom Lévis dagegen, der aus Haß gegen seinen Nachbar feuriger Republikaner wurde, feierte die Neugeburt Frankreichs, veranstaltete Fischerstechen, Regatten und allerlei Volksfeste, wobei er einmal an einem Sommerabende in einem Anfall seiner verschwenderischen Vergnügungssucht die auf den Champs Elysées musizirende Kapelle entführte und sie auf seiner Yacht nach Courbevoie brachte.

Bei dieser Lebensweise wuchsen die Schulden ins Unendliche, aber das beunruhigte den Engländer keineswegs. Niemand verstand sich besser darauf, seine Gläubiger durch unerschütterliche Ruhe und Hoheit aus der Fassung zu bringen. Niemand, selbst seine bestgeschulten Beamten nicht, hatte seine eigene Art, die Rechnungen neugierig zu betrachten wie eine archäologische Inschrift und sie dann mit stolzer Geberde in eine Schublade zu werfen; Niemand besaß seine Kunstgriffe, die Gläubiger hintanzuhalten und Zeit zu gewinnen. Zeit gewinnen, darauf allein konnte Tom Lévis noch rechnen, um endlich eine lohnende Operation aufzustöbern, einen „großen Zug“ zu thun, wie er es in seinem bilderreichen Schacherjargon nannte. Aber er mochte das Cab besteigen, so oft er wollte, oder Paris mit fieberhaftem Schritte von einem Ende bis zum andern durchmessen, das Auge auf der Lauer, die

Zähne gespitzt, den Spuren nachwitternd und die Beute erwartend, — es war alles umsonst; Jahre vergingen und der „große Zug“ wollte noch immer nicht erscheinen.

* * *

Eines Nachmittags, der Saal war gerade gedrängt voll, trat ein großer junger Mann mit verlebten, hochmüthigen Zügen und kleinem Schnurrbärtchen in dem aufgedunsenen bleichen aber hübschen Gesichte an den Hauptschalter und wünschte Tom Lévis zu sprechen. Der Commis, getäuscht durch den befehlshaberischen Nachdruck, mit welchem dieser Wunsch ausgesprochen wurde, dachte einen Gläubiger vor sich zu haben und nahm schon seine verachtungsvollste Miene an, als der junge Mann mit scharfer, näselnder und dadurch doppelt impertinenter Stimme der „wassersüchtigen Kröte“ erklärte, er habe sofort seinen Patron davon zu verständigen, daß der König von Illyrien ihn sprechen wolle. „Ach, gnädigster Herr . . . .“ In der kosmopolitisch aus allen Welttheilen zusammengewürfelten Menge machte sich eine Bewegung der Neugier geltend, als der Name des Helden von Ragusa laut wurde. Den plötzlich sich öffnenden Abtheilungen entströmte ein Schwarm von Angestellten, um Sr. Majestät als Eskorte zu dienen und sie bei Tom Lévis einzuführen, der gerade nicht da war, aber jeden Augenblick kommen mußte.

Zum ersten Male erschien Christian persönlich in der Agentur, da bis dahin stets der alte Rosen den Verkehr unterhalten, die Rechnungen beglichen hatte. Heute aber handelte es sich um eine so intime und delikate Angelegenheit, daß der König sie sogar dem massiven und diskreten Gebisse seines Adjutanten nicht anzuvertrauen wagte. . . . Ein kleines Haus für eine Cirkusdame, die neueste Stellvertreterin von

Amy Férat, das in vierundzwanzig Stunden fix und fertig, mit Möbel und Dienerschaft, Pferd und Wagen, und — — — gewissen bequemen Eingängen, zu liefern war. Einer jener Gewaltstreiche, wie nur die Agentur Lévis sie zu vollbringen vermochte.

Der kleine Salon, in welchem er wartete, enthielt zwei Fauteuils, einen jener engen und geräuschlosen Kamine mit Gasfeuerung, deren Flamme von einem Nebenzimmer reflektirt zu sein scheint, und einen kleinen runden Tisch mit blauer Decke und dem Adreßbuch darauf. Die Hälfte des Zimmers nahm das hohe, ebenfalls mit blauen Vorhängen drapirte Gitterwerk vor einem Schreibtische ein, auf welchem neben Streusand, Radirmesser, Linealen und Federwischern das große Hauptbuch mit Metallecken geöffnet lag; darüber ein langes Fach, gefüllt von Büchern derselben Größe, mit ihren grünen Rücken in Reih' und Glied aufmarschirt wie Soldaten auf der Parade, — die Bücher der Agentur! Die in dieser kleinen Ecke herrschende Ordnung, die Frische aller sie erfüllenden Gegenstände machte dem alten, gegenwärtig abwesenden Kassier, dessen trostlose Existenz sich hier abspielen mußte, alle Ehre.

Während der König zu warten fortfuhr, in seinen Fauteuil gelehnt und die Nase aus dem Pelz in die Luft streckend, hörte er plötzlich, ohne daß irgend eine Bewegung der in den Laden führenden Glasthür oder der sie bedeckenden, wie ein Theatervorhang mit einem Guckloch versehenen Portière bemerkbar geworden wäre, hinter dem Gitter das leichte und flüchtige Kratzen einer Feder auf dem Papiere. Jemand saß am Schreibtische, und nicht der alte Kommis mit weißem Schädel, für den die Ecke eingerichtet schien, sondern das

hübscheste, kleinste Frauenzimmer, das jemals in einem Handlungsbuche geblättert hat. Auf den Ruf der Ueberraschung, welcher Christian unwillkürlich entschlüpfte, wandte sie sich um und ließ einen sanft leuchtenden, seine ganze Gestalt umhüllenden Blick auf ihm ruhen. Der ganze Raum wurde von diesem Blicke erhellt und musikalisch durchzittert von der bewegten, fast bebenden Stimme, mit welcher sie murmelte: „Mein Mann läßt Sie lange warten, gnädigster Herr."

Tom Lévis ihr Mann! . . . . Der Mann dieses lieblichen Wesens mit dem feinen bleichen Profile, den vollen und doch so graziösen Formen einer Statuette von Tanagra. Wie kam sie in diesen Käfig, zur Arbeit an den plumpen Büchern, deren weiße Blätter sich auf ihrem matten Teint wiederspiegelten, deren riesigen Umfang ihre kleinen Finger kaum zu bewältigen vermochten? Und dies an einem der herrlichsten Februartage, während draußen die Sonne schien und der ganze Boulevard von fröhlichen Menschen, von lächelnden, ihrer neuen Toiletten sich freuenden Spaziergängerinnen belebt war! Er näherte sich ihr und sagte ihr irgend eine Schmeichelei, aus welcher diese verschiedenen Gedanken herausklangen; aber kaum konnte er sprechen, so heftig schlug ihm das Herz, erfüllt von einer jener plötzlichen und zügellosen Begierden, wie sie der verzogene und blasirte Mann bisher noch niemals empfunden hatte. Dieser Frauentypus war ihm aber auch vollkommen neu, ebenso weit entfernt von den widerspenstigen Löckchen der kleinen Colette von Rosen, wie von der dirnenhaften Selbstständigkeit, den geschminkten Wangen und frechen Augen der Férat, wie von der unnahbaren, so vornehm traurigen Hoheit der Königin. Hier

sah er weder Koketterie, noch Verwegenheit, noch stolze Zurückhaltung — nichts von alledem, das ihm bisher in der großen Welt, oder in seinem Verkehre mit dem höheren Cocottenthum begegnet war.

Dieses wunderhübsche Wesen mit dem ruhigen hausmütterlichen Benehmen, mit den schönen dunklen Haaren, die sie, wie alle Frauen, welche sich nur einmal am Morgen für den ganzen Tag frisiren, glatt gescheitelt trug, diese junge Frau im einfachen dunkelvioletten Wollkleide, die sich einzig und allein durch zwei enorme, an den rosigen Ohren funkelnde Brillanten von der allerbescheidensten Komptoirdame unterschied, erschien ihm bei dieser Gefangenenarbeit am Schreibtische wie eine Karmeliterin hinter Klostermauern, oder wie eine orientalische Sklavin, die durch das vergoldete Gitter ihres Harems einen Befreier von außen herbeifleht. Sie hatte auch die ängstliche Unterwürfigkeit, die gedrückten Mienen einer Sklavin, und der leuchtende Bernsteinton an ihren Haarwurzeln, die wenig gewölbte Linie ihrer Augenbrauen, der beim Athmen leicht geöffnete Mund, gaben dieser Pariserin einen asiatischen Anstrich. Christian vergegenwärtigte sich, indem er sie anblickte, die kahle Stirn und das barocke Wesen ihres Gatten. Wie kam sie in die Gewalt eines solchen Hampelmannes? War das nicht ein Diebstahl, eine schreiende Ungerechtigkeit?

Aber die sanfte Stimme tönte langsam fort, in Entschuldigungen für den Abwesenden sich erschöpfend: „Tom kommt immer noch nicht . . . . es wird ihm in der Seele leid thun . . . . Möchten Ew. Majestät nicht mir sagen, was Sie hierher geführt hat . . . . ich könnte vielleicht . . . .“

Er erröthete ein wenig verlegen. Niemals hätte er es

über sich gewonnen, dieser Unschuld den etwas zweideutigen Zweck seines Besuches anzuvertrauen. Sie aber redete ihm zu und ein leichtes Lächeln überflog ihr Gesicht: „Ew. Majestät können ganz beruhigt sein .... Ich führe ja die Bücher der Agentur ....“

Ueber ihre Vertrautheit mit den Vorgängen im Hause konnte in der That kein Zweifel obwalten. Alle Augenblicke kam irgend ein Kommis an das Schiebfensterchen, welches die Verbindung zwischen Kassenzimmer und Hauptsaal herstellte, um sich in leisem Flüstertone über die allerverschiedensten Dinge Auskunft zu holen. „Man schickt nach dem Piano von Madame Karitides ...“ „Die Person aus dem Hotel Bristol ist da ...“ Die kleine Frau schien Alles zu wissen, warf hier ein Wort, dort eine Ziffer hin, und der auf's Aeußerste verwirrte König fragte sich wiederholt, ob es denn möglich sei, daß dieser Engel, diese ätherische Elfe, die Schliche und Spitzbübereien des Engländers wirklich kenne.

„Nein, Madame, das Geschäft, welches mich hierherführte, drängt nicht ... oder richtiger, es drängt nicht mehr ... Meine Gedanken haben seit einer Stunde eine ganz andere Gestalt angenommen ...“

Er beugt sich über das Gitter, indem er diese Worte in großer Bewegung stammelt, dann stockt er plötzlich und bereut seine Verwegenheit vor dieser lammfrommen Frau, deren lange Wimpern die Blätter des Hauptbuches streifen, während ihre ununterbrochen thätige Feder in regelmäßigen Linien über das Papier eilt. O, wie gern er sie ihrem Gefängnisse entreißen, sie in seinen Armen entführen möchte, weit, weit hinweg, sie mit zärtlichem Gemurmel einwiegend, wie eine Mutter ihr kleines Kind. Die Versuchung wird so stark, daß

er rasch aufbricht und hinwegeilt, ohne Tom Lévis gesehen zu haben. — — — — — — — — — — —

Inzwischen ist der Abend hereingebrochen, ein nebliger, naßkalter Abend. Der König, sonst so empfindlich gegen diese Witterung, bemerkt sie jetzt gar nicht, schickt seinen Wagen fort und begiebt sich zu Fuße nach dem Klub, so außer sich und begeistert, daß er unterwegs ganz laut und heftig gestikulirend mit sich selbst spricht; seine feinen Haare hängen ihm über die Augen herab, vor denen Flammen tanzen. Man begegnet in den Straßen zuweilen solchen Sterblichen, die in überströmender Seligkeit, alles um sich her vergessend, mit leichtem Schritte und erhobenem Haupte vorbeistürmen: sie scheinen ein phosphoreszirendes Leuchten an den sie streifenden Kleidern der Passanten zurückzulassen. Christian betrat den Klub in derselben glücklichen Gemüthsverfassung, in welcher ihn auch der traurige Anblick der in endloser Reihe sich öffnenden Säle nicht störte, wo das Zwielicht der Dämmerstunde, wie in allen solchen halböffentlichen Orten, denen die Wohnlichkeit, der anheimelnde Charakter des Familienlebens fehlt, doppelt melancholisch wirkte. Lampen wurden hereingebracht. Im Hintergrunde ertönte dann und wann das dumpfe Geräusch rollender Elfenbeinkugeln bei einer nachlässig gespielten Billardpartie, aus einem zweiten Raume das Knittern umgeblätterter Zeitungen, und im großen Saale das gedehnte Schnarchen eines auf dem Divan ausgestreckten Schläfers; dieser erwachte beim Eintritte des Königs, riß seinen breiten Mund zu einem schrecklichen Gähnen auf, reckte und streckte seine langen hageren Glieder, und fragte mit hohler Stimme:

„Macht man sich heute Abend lustig?“

Christian stieß einen Ruf freudiger Ueberraschung aus.

„Ah, mein Prinz, Sie suchte ich gerade!“

Prinz Axel, vulgo Hühnerschwanz, hatte nämlich in den zehn Jahren, die er als Liebhaber auf dem Pariser Trottoir verlungerte, dasselbe von oben bis unten, in seiner ganzen Länge und Breite, von Tortoni's Treppe bis an den äußersten Rinnstein, kennen gelernt, und darauf rechnete der König, um von ihm die Auskünfte zu erhalten, nach denen er dürstete. Da er das einzige Mittel kannte, welches Seine Hoheit zum Sprechen bringen und einigermaßen wenigstens diesen versumpften, erstarrten Geist erwecken konnte, den auch die französischen, im Uebermaß genossenen Weine ebensowenig aufzurütteln vermochten, wie die Nachgährung ein schweres eisenbereiftes Stückfaß zu einem Luftballon umzuformen und in den Aether emporzuheben vermag, — da der König dies Mittel kannte, rief er sofort nach Karten. Wie die Heldinnen Molière's nur mit dem Fächer in der Hand geistreich sein können, so belebte sich Prinz Axel erst dann ein wenig, wenn er „das Kartenpapier handhabte.“ Die entthronte Majestät und der in Ungnade gefallene Thronerbe, die beiden Berühmtheiten des Klubs, begannen also vor Tisch ein chinesisches Bézigue, das gommöseste Spiel der Welt, weil es den Kopf nicht angreift und dem ungeschicktesten Spieler ermöglicht, sein ganzes Vermögen ohne die geringste Anstrengung zu verlieren.

„Tom Lévis ist also verheiratet?“ fragte Christian II. nachlässig, indem er abhob. Sein Gegenüber blickte ihn mit den abgestorbenen, rothumränderten Augen an:

„Wußten nicht?“

„Nein. . . . Wer ist die Frau?“

„Sephora Leemans . . . Berühmtheit . . .“

Bei dem Namen Sephora zuckte der König zusammen.

„Sie ist Jüdin?“

„Wahrscheinlich . . .“

Ein drückendes Schweigen folgte. Und wahrlich, der Eindruck Sephora's mußte ein gewaltiger gewesen sein, ihr ovales, blasses Gesicht, ihre glänzenden Augen, ihre glatten Haare mußten einen besonderen Zauber besitzen, um das Vorurtheil dieses Slaven und Katholiken zu besiegen, dessen Phantasie von Jugend auf mit den Erzählungen von den Räubereien und teuflischen Zauberkünsten der nomadisirenden Juden seiner Heimat genährt worden war. Bald nahm er seine Fragen wieder auf. Unglücklicherweise aber verlor der Prinz, dachte deshalb nur noch an sein Spiel und brummte fortwährend in seinen langen gelben Bart:

„Ich werde immer dümmer . . . . ah . . . . immer dümmer . . . .“

Unmöglich, ihm noch ein anderes Wort zu entreißen.

„Vortrefflich, da ist Wattelet . . . komm her, Wattelet,“ rief der König einem groß gewachsenen jungen Manne zu, der soeben eintrat, hüpfend und lärmend wie ein junger Hund.

Dieser Wattelet, der Leibmaler des Großen Klubs und der vornehmen Welt, verkörperte mit seinen in der Ferne ziemlich hübschen aber von der Abspannung eines ausschweifenden Lebens markirten Zügen den modernen Künstler im Gegensatze zu der von flammender Begeisterung getragenen Schule von 1830. Tadellos gekleidet und frisirt, die lebendige Zeitung für alle Salon- und Coulissengeschichten, hatte er von dem Kunstjünger nur noch das trotz aller Geschmeidigkeit etwas unbeholfene Benehmen unter seinen weltmännischen

Kleidern, und in seinem Geiste wie in seiner Sprache eine gewisse elegante Ungelenkigkeit, dabei einen Zug von Sorglosigkeit und Aufschneiderei um den Mund. Eines Tages dekorirte er den Speisesaal im Klub, und hatte sich dabei den Herren so angenehm und unentbehrlich zu machen gewußt, daß er von da an mit zum Hause gerechnet und zum lebenslänglichen Festordner der etwas eintönigen Lustbarkeiten ernannt wurde, denen er wenigstens eine malerische Phantasie und eine in allen möglichen Schichten der Gesellschaft gereifte Erziehung zubrachte. Den „lieben Wattelet“, den „kleinen Wattelet“, konnte Niemand mehr missen. Er war der Vertraute sämmtlicher Klubmitglieder, ihrer Frauen und ihrer Maitressen, entwarf auf einer Karte ein Ballkostüm für die Herzogin von V*** und zeichnete auf der Rückseite das fleischfarbene Trikot von Mademoiselle Alzire, der kleinen Moschusratte des Herrn Herzogs, ihres Gemahls. Jeden Donnerstag öffnete er sein Atelier seiner hochgeborenen Kundschaft, welcher die dort herrschende Freiheit, das phantastische Sichgehenlassen ebenso behagte, wie die in einander verschwimmenden hellen Farben der Tapeten und Schaustücke, der lackirten Möbel und herumstehenden Bilder. Seine Art zu malen ähnelte ihm selbst: elegant, aber durchsetzt von ein ganz klein wenig Gemeinheit, Frauenporträts mit dem ganzen Verständniß des Pariser Raffinements, der gekünstelten Gesichter und tollen Frisuren gemalt, so daß Specht mit der herablassenden Verachtung des reich gewordenen Krämers für den zu Ruf gelangenden Künstler zu sagen pflegte: „Nur dieser Kleine versteht die Frauen zu malen, die ich kleide.“

Kaum hatte der König ein Wort gesagt, so begann Wattelet zu lachen.

„Aber, gnädigster Herr, das ist ja die kleine Sephora.“

„Du kennst sie?“

„Genau.“

„Dann laß hören!“

Und während die Partie von den beiden großen Herren weitergespielt wurde, setzte sich der Maler, stolz auf die ihm eingeräumte Vertraulichkeit, rittlings auf einen Stuhl, hüstelte ein wenig, räusperte sich und begann in der Art eines Gauklers, welcher auf dem Jahrmarkte die Merkwürdigkeiten seiner Schaubude erklärt:

„Sephora Leemans, geboren in Paris im Jahre achtzehnhundertfünf-, sechs- oder siebenundvierzig, ... bei Trödlern in der Rue Eginhard, in der Vorstadt, ... ein verschimmeltes Gäßchen zwischen der Passage Charlemagne und der Kirche St. Paul, tiefstes Judenviertel . . . . Ew. Majestät sollten eigentlich Ihrem Kutscher sagen, bei der Rückkehr nach Saint Mandé einmal den Weg durch jenes Gassengewirre zu nehmen, . . . Sie würden da ein sonderbares Paris zu sehen bekommen, . . . Häuser und Köpfe ein Gemisch von Elsaß und Jerusalem, Kramläden und Trödlerbuden, vor den Thüren mannshohe Lumpenhaufen, in denen alte Weiber mit Hakennasen wühlen, wenn sie nicht gerade einen fettigen Regenschirm abputzen, — dazu Hunde, Ungeziefer und Gerüche aller Art, ein echtes mittelalterliches Ghetto, in den dazu passenden Häusern mit eisernen Balkonen und halbwüchsigen Fenstern herumkrabbelnd. . . .

„Vater Leemans ist aber trotzdem kein Jude, sondern ein Belgier aus Gent, guter Katholik, und die Kleine mag zehnmal Sephora heißen, so ist sie doch höchstens eine halbe Jüdin und hat nur den Teint, die Augen dieses Stammes,

nicht aber dessen gebogene Nase; im Gegentheil, ein so hübsches, gerades Näschen wie nur möglich. Wo sie es her hat, mag ein Anderer wissen; Vater Leemans hat eine wahre Kupfertrommel im Gesichte. Verschaffte mir meine erste Medaille in der Ausstellung, diese Kupfernase . . . Ja wohl, der brave Herr zeigt in der Ecke des stinkenden Loches, das er seine Kunsthandlung zu nennen beliebt, sein Porträt, gezeichnet Wattelet, und es ist wahrlich keins meiner schlechtesten Bilder! Für mich war es damals ein Mittel, Eintritt in die Baracke zu erlangen und Sephora den Hof zu machen, für die ich einen kuriosen Stich hatte . . .“

„Einen Stich?“ fragte der König, dem die Boulevardsprache immer noch hin und wieder etwas zu rathen aufgab. „Ach so . . . ich verstehe . . . Fahr' fort, Wattelet.“

„Ich war nicht der einzige Täuberich, wie Sie sich leicht denken können. Den ganzen Tag ging die reine Wallfahrt nach dem Laden der Rue de la Paix; Sie müssen wissen, gnädigster Herr, daß Vater Leemans damals zwei Geschäfte besaß. Der schlaue Alte hatte den Umschwung der letzten zwanzig Jahre wohl begriffen. Der romantische Kunsttrödler im abgelegenen Stadtviertel, wie ihn Hoffmann und sogar noch Balzac schildern, hat dem Antiquitätenhändler Platz machen müssen, welcher im elegantesten Theile von Paris mit Schaufenster und Gasbeleuchtung paradirt. Für sich und die Kenner behielt Leemans seine schimmlige Bude in der Rue Eginhard; für das große Publikum dagegen, für die Passanten, für den stets lüsternen Pariser Müßiggänger, eröffnete er im Herzen der Rue de la Paix einen prachtvollen Antiquitätenladen, welcher mit dem matten Golde und dunklen Silber alter Schmucksachen die glänzendsten, von Reichthümern

strotzenden Magazine der modernen Goldschmiede und Juweliere in derselben Straße ausstach.

„Sephora war damals fünfzehn Jahre alt, und ihre stille, jugendfrische Schönheit paßte vortrefflich zu all diesen Alterthümern. Dabei so klug und geschickt in allen Geschäftssachen, mit demselben Scharfblicke wie ihr Vater den wirklichen Werth eines Kunstgegenstandes im Nu abschätzend. Was da für Kenner in den Laden kamen, nur um des Vergnügens willen, bei Gelegenheit ihre zarten Finger zu berühren oder ihre seidenweichen Haare zu streifen! Die Mutter durchaus nicht störend, ein altes Weib mit so schwarzen Augenrändern, daß es aussah, als ob sie eine Brille trüge, stets flickend und stichelnd, die Nase auf ein Stück Spitze oder alten Teppich herabgebeugt, ihre Tochter gar nicht weiter beaufsichtigend ... Und wie Recht hatte sie! Sephora war eine gesetzte Person, die nichts von dem geraden Wege abbringen konnte.“

„Wirklich?“ sagte der König, der sich darüber sehr zu freuen schien.

„Urtheilen Sie selbst, Sire. Mutter Leemans schlief in dem großen Laden; die Tochter dagegen kehrte jeden Abend gegen zehn Uhr in die Trödelbude zurück, um den Alten nicht allein zu lassen. Wohlan denn, dieses wunderbare Geschöpf, dessen Schönheit berühmt war und in allen Zeitungen besungen wurde, das mit einem bloßen Kopfnicken den Königswagen Aschenbrödels hätte herbeizaubern können, erwartete jeden Abend den Omnibus und begab sich direkt nach dem väterlichen Eulenneste zurück. Des Morgens kam sie, da die Omnibusse so früh nicht gehen, stets und bei jedem Wetter zu Fuß in die Stadt, ihr schwarzes Fähnchen unter einem Regenmantel verborgen, und ich schwöre Ihnen, daß unter

dem ganzen Heer von Ladenmamsells, welche in Häubchen Hüten und bloßem Haar die Rue de Rivoli-Saint-Antoine herabsteigen und stets einen Schwarm von Anbetern nach sich ziehen, daß unter all den blassen oder lachenden Lärvchen und frischen Mäulchen, die in der Morgenkühle hüsteln, nichts sich befand, das auch nur entfernt mit ihr sich hätte vergleichen können."

„Um welche Zeit, Ladenmamsells?" grunzte der in Feuer gerathene Prinz.

Den ungeduldigen Christian ärgerte die Störung. „Lassen Sie ihn doch ausreden! . . . Und dann?"

„Damals, gnädigster Herr, war es mir gelungen, mich in das Heiligthum meines Engels einzudrängen, und ich verfolgte meinen Weg mit großer Vorsicht. . . . Sonntags erfreute man sich an einem kleinen Familienlotto mit einigen Handelsfreunden aus der Passage Charlemagne. . . . Schöne Gesellschaft! Ich brachte aus derselben stets einige Flöhe mit nach Hause! Wenigstens durfte ich aber neben Sephora sitzen und ihr unter dem Tische das Knie drücken, während sie mir mit ihrem klaren Engelsblicke ins Auge sah, mich in dem Glauben an die Unschuld und Reinheit einer wirklich tugendhaften Seele bestärkend. . . . Da finde ich eines schönen Tages, wie ich wieder in die Rue Eginhard komme, im Laden alles drunter und drüber, die Mutter in Thränen, den Vater vor Wuth schäumend und an einer alten Steinflinte hantierend, mit welcher er durchaus den infamen Entführer niederschießen wollte. . . . Die Kleine war mit dem Baron Silva durchgebrannt, einem der reichsten Kunden des alten Leemans, welcher ihm, wie ich später erfuhr, die Tochter selbst verschachert hatte, wie den ersten besten alten Schmuck. . . ."

„Während einiger Jahre verbarg Sephora ihr Glück und ihre Liebschaft mit dem siebzigjährigen Galan in der Schweiz, in Schottland, an den Ufern der blauen Seen. Dann höre ich eines schönen Morgens, daß sie wieder zurück sei und am äußersten Ende der Avenue d'Antin ein „Family=Hotel" halte. Ich laufe hin und finde meine alte Flamme, wie immer anbetungswürdig und friedlich, an der Spitze einer sonderbaren Table d'hôte, besetzt von Brasilianern, Engländern und Cocotten. Die Hälfte der Gäste war noch beim Salat, als die andere Hälfte sich schon erhob und ein kleines Spielchen begann. Dort lernte sie Tom Lévis kennen, der weder besonders schön, noch jung und obendrein arm wie eine Kirchenmaus war. Wie er das Kunststück fertig brachte, weiß Niemand. Genug, sie verkaufte seinetwegen ihr Geschäft, heiratete ihn und half ihm die Agentur einrichten, die sich zuerst sehr gut machte, jetzt aber den Krebsgang geht, so sehr, daß Sephora, die stets wie eine Nonne auf dem sonderbaren Herrschaftssitze hauste, den Tom Lévis sich geschaffen hat, vor einigen Monaten in Gestalt des köstlichsten Buchhalters wieder zum Vorschein kam und die Agentur seitdem mit ihrer Gegenwart beglückt. . . . Teufel auch, die Kundschaft weiß ein Lied davon zu singen! Die Blüthe der Klubs ist wieder ein ständiger Gast in der Rue Royale. Man „flirtet" an dem Gitter des Kassenzimmers, wie früher in der Kunsthandlung oder in dem Bureauzimmer des „Family=Hotels". Ich aber spiele nicht mehr mit. Die Frau macht mir schließlich Angst. Seit zehn Jahren immer dieselbe, ohne ein Fältchen oder eine Runzel, mit den niedergeschlagenen langen Wimpern, deren Spitzen sich wie Angelhaken emporkrümmen, das Gesicht so voll und jung wie je, — und all das für den grotesken Ge=

mahl, den sie anbetet! Auch die Verliebtesten müssen da schließlich verwirrt und entmuthigt werden."

Der König ballte die Karten ärgerlich in der Faust zusammen.

„Ah bah! Ist es denn möglich? Ein scheußlicher Pavian, ein Pagode wie dieser Tom Lévis . . . . kahlköpfig . . . . fünfzehn Jahre älter als sie . . . ein kauderwelschender Taschendieb . . ."

„Es giebt Frauen, die so etwas lieben, gnädigster Herr!"

„Nichts zu machen bei dem Weib", fügte der Prinz in seiner schleppenden und gemeinen Sprache hinzu; „hab' lange genug Lampe angeblasen . . . Kein Docht . . ."

„Beim Henker ja! Wir kennen Ihre Manier, die Lampe anzublasen, Prinz!" sagte Christian, nachdem er begriffen hatte. „Sie haben keine Geduld . . . Hindernisse dürfen bei Ihnen nicht existiren . . . Ich aber, ich behaupte, daß ein Mann, der sich die Mühe gäbe, sich in Sephora zu verlieben, der sich durch kein Stillschweigen, keine Abweisung beirren ließe . . . Sache eines Monats! Keinen Tag länger!"

„Wette, daß nein," sagte Axel.

„Wieviel?"

„Zweitausend Louisd'or."

„Ich halte sie. Wattelet, verlange das Buch."

Dieses Wettbuch des Großen Klubs ist in seiner Art ebenso seltsam und lehrreich, wie die Geschäftsbücher der Lévis'schen Räuberhöhle. Die stolzesten Namen der französischen Aristokratie verherrlichen dort die barocksten und unsinnigsten Wetten, diejenige des Herzogs von Courson-Launay z. B., der sämmtliche Haare seines Körpers verwettet und verloren hatte und in Folge dessen gezwungen war, sich wie eine Maurin

am ganzen Körper zu enthaaren, so daß er zwei Wochen lang weder gehen noch sitzen konnte. Es sind aber noch andere, extravagantere Erfindungen da, und darunter die Namenszüge von Helden, die hundertmal auf den ruhmvollen Blättern der Geschichte glänzen und hier dem Wahnsinn als Folie dienen.

Mehrere Klubmitglieder hatten sich mit respektvoller Neugier um die Wettenden versammelt, und diese ebenso lächerliche wie cynische Wette, die bei berauschten, von Lebenslust überschäumenden Jünglingen vielleicht verzeihlich gewesen wäre, erhielt durch den Ernst all dieser kahlen Schädel, die hohe sociale Stellung der Anwesenden, den heraldischen Werth der verpflichteten Unterschriften, einen Anflug von der Wichtigkeit eines internationalen Vertrages, der die Geschicke Europas zu regeln bestimmt ist.

Die Fassung war wörtlich folgende:

„Am 3. Februar 1875 hat Se. Majestät Christian II. um zweitausend Louisd'or gewettet, daß noch vor Ende des laufenden Monats Sephora L. seine Maitresse sein werde."

„Se. königliche Hoheit der Prinz Axel hält die Wette."

„Es wäre jetzt vielleicht richtiger gewesen, Rigolo und Hühnerschwanz zu zeichnen," sagte sich Wattelet, indem er das Buch forttrug, und über die Züge des salonfähigen Clowns glitt der Schimmer eines hämischen Lächelns.

VI.

Die Folgen des Exils.

„Schön, schön, wir kennen das! „Aoh — Yes — Goddam — Shocking". — Dieser Münze bedienen Sie sich stets, wenn Sie weder bezahlen, noch antworten wollen. . . . Aber Bibi beißt darauf nicht an! Bringen wir unsere Rechnung in's Reine, alter Schelm!"

„Wahrhaftig, Master Lebeau, Sie thun reden zu mir mit einer Vehemenz . . ."

Und um dieses Wort „Vehemenz" auszusprechen, auf dessen Kenntniß er besonders stolz zu sein schien, denn er wiederholte es mehrere Male, warf sich Tom Lévis gewaltig in die Brust und vergrub sein Kinn in die riesige weiße Kravate, welche er wie ein englischer Geistlicher um den Hals geschlungen trug. Gleichzeitig begannen sich seine Augen zu drehen, als ob sie dafür bezahlt bekämen, so daß trotz des weit offenen Blickes nichts von dem zu enträthseln war, was hinter dieser Stirn vorging; der unter den gesenkten Lidern seitlich hervorschielende Blick seines Gegners setzte der Beredsamkeit des Engländers die List entgegen, welche sich außerdem deutlich in der kleinen und glatten Wieselschnauze kundgab.

Mit seinen frisirten und gelockten Haaren, seinen tadellos schwarzen Kleidern und seiner bedächtigen Haltung hatte Master Lebeau etwas von einem Staatsanwalte am alten Châtelet; da es aber nichts Besseres giebt, um die innere Natur eines Menschen hervorzulocken, als der zornige Streit um Geldsachen, so ließ auch dieser wohlerzogene, gleich seinen Nägeln gefeilte Mann, der feine Lebeau, der Liebling aller fürstlichen Vorzimmer, der ehemalige Kammerdiener der Tuilerien, in diesem Augenblicke den geldgierigen, schmutzigen, abgefeimten Schuft durchblicken, der er in Wirklichkeit war.

Um sich vor einem starken, den Hof überschwemmenden Frühlingsregen zu schützen, hatten sich die beiden Ehrenmänner in die große Remise zurückgezogen, deren frisch getünchte Wände bis zur halben Höhe mit dichten Strohmatten belegt waren, um die zahlreichen und glänzenden, Rad an Rad aufgestellten Equipagen vor der Feuchtigkeit zu schützen. Hier gab es Wagen aller Art, große, nur aus Gold und Spiegelscheiben zusammengesetzte Staatskarossen, bequeme Jagdwagen, leichte Koupés und Landauer, bis zu dem Schlitten herab, welchen die Königin im Winter auf dem kleinen See zu benutzen pflegte; in dem Zwielicht der großen Halle sahen sie sämmtlich aus wie jetzt ruhende, sonst aber sehr muntere Luxusthiere, glänzend und kostbar wie die phantastischen Pferde der assyrischen Märchen. Die benachbarten Ställe, aus welchen das Schnauben der edlen Rosse und ihr Stampfen gegen den Holzboden herübertönte, der geöffnete Sattelraum mit seinem gebohnten Fußboden und den getäfelten Wänden, an denen die blitzenden Geschirre und Sättel, Zaumzeug und Reitpeitschen zierlich geordnet hingen, vervollständigten das Bild eines vornehmen Hausstandes.

Tom und Lebeau stritten mit einander in einer Ecke, und das Geräusch ihrer Stimmen vermischte sich mit dem Plätschern des Regens auf dem asphaltirten Hofe. Der Kammerdiener namentlich, der sich zu Hause wußte, schrie sehr laut. Dieser Spitzbube von Lévis! Wer hätte sich eines solchen Gaunerstreiches versehen! Als Ihre Majestäten das „Hotel des Pyramides“ verließen, um sich in Saint-Mandé einzurichten, wer hatte da das Geschäft eingefädelt? War es Lebeau, ja oder nein? Und dies trotz des offen geäußerten Widerstrebens Aller . . . Was hatte man dagegen ausgemacht? Sollten nicht alle Provisionen und Trinkgelder der Lieferanten ehrlich getheilt werden? War es nicht so?

„Aoh . . . Yes . . . geuiß uar es so.“

„Warum jetzt also schwindeln?“

„No, no, niemals schuindeln,“ sagte Tom Lévis, die Hand auf dem Herzen.

„So, alter Schuft? . . . Sie erhielten von allen Lieferanten vierzig Procent, was ich Ihnen beweisen kann, und mir sagten Sie nur von zehn . . . Von der Million, welche die hiesige Einrichtung gekostet hat, erhielt ich also fünf Procent, das heißt fünfzigtausend Frank, und Sie fünfunddreißig Procent, das heißt siebenmal fünfzigtausend Frank, also dreimalhundertfünfzigtausend Frank . . . dreimalhundertfünfzigtausend Frank . . . dreimalhundert . . . .“

Er erstickte vor Wuth, als steckte ihm diese Ziffer wie eine Gräte in der Kehle. Tom versuchte ihn zu beruhigen. Erstens sei das alles sehr übertrieben . . . dann die enormen Kosten, die er habe . . . viele Außenstände, schwere Eingänge . . . abgesehen davon, daß es für ihn, Lévis, doch ein abgethanes Geschäft sei, während Lebeau immer da bleibe und in

einem Haushalt, der über zweimalhunderttausend Frank jährlich verbraucht, doch reichlich Gelegenheit habe, noch mehr zu verdienen. Damit ließ sich aber der Kammerdiener nicht abspeisen. Seine Privatgeschäfte gingen Niemanden etwas an, und am allerwenigsten ließe er sich von einem solchen schäbigen Engländer über's Ohr hauen!

„Herr Lebeau, Sie seien eine impertinente Kerl! Ich uill nicht mehr sprechen zu Ihnen . . .“

Und Tom Lévis machte Miene, die Thür zu gewinnen. Aber der Andere verstellte ihm den Weg. „Fortgehen, ohne zu bezahlen? . . . Das wäre!“ Seine Lippen waren bleich vor Zorn. Die vor Wuth klappernde Wieselschnauze streckte sich dem Engländer entgegen, dessen unerschütterliche Kaltblütigkeit den Kammerdiener so außer Fassung brachte, daß er Tom endlich mit einem gemeinen Fluche die Faust unter die Nase hielt. Aber schnell wie der Blitz und mit einer Handbewegung, die eher dem französischen Pantoffelspiele als dem jenseits des Kanals heimischen Boxen entlehnt schien, schlug der Engländer die Faust seines Gegners bei Seite und sagte im reinsten Pariser Vorstadtdialekte:

„Hand weg, mein Junge, oder ich werde unangenehm.“

Die Wirkung dieser wenigen Worte grenzte an's Wunderbare. Der verblüffte Lebeau sah sich zuerst nach allen Seiten um, wie um sich zu vergewissern, daß es wirklich der Engländer gewesen sei, der so gesprochen habe; dann wandte er seinen Blick wieder zu Tom Lévis zurück, der plötzlich sehr roth geworden war und mit windschnell drehenden Augen dastand, und brach in eine tolle Heiterkeit aus, in welche auch schließlich der Agent mit einstimmte.

„O, der Spitzbube, der abgefeimte Schelm . . . Ich hätte es aber merken sollen . . . Köstlicher Gauner!“

Sie waren noch ganz außer Athem vor Lachen, als hinter ihnen in der Thür der Sattelstube die Königin erschien. Seit einigen Minuten im Nebenraume, wo sie ihre Lieblingsstute selbst ankoppelte, hatte sie kein Wort der ganzen Unterhaltung verloren. Der Verrath an sich, von Seiten so tief unter ihr stehender Leute, berührte sie wenig. Was sie von Lebeau, dem heuchlerischen Lakaien, dem Zeugen aller ihrer Demüthigungen und Leiden, zu halten hatte, wußte sie seit lange; den anderen, den Menschen mit dem Cab, kannte sie kaum, — ein Lieferant! Aber die Unterredung dieser Leute hatte ihr einige wichtige Thatsachen enthüllt. Ihre Einrichtung kostete also eine Million, und ihr Haushalt, den sie für so bescheiden und eingeschränkt hielt, zweimalhunderttausend Frank jährlich, während ihre Einkünfte kaum vierzigtausend betrugen. Wie konnte sie nur so lange Zeit blind gewesen sein in Bezug auf ihre Lebensweise, die Unzulänglichkeit ihrer wirklichen Mittel! . . . Wer aber bestritt diese Ausgaben? Wer bezahlte für sie diesen Luxus: Haus, Pferde, Wagen, sogar ihre Kleider und milden Gaben . . . Eine dunkle Schamröthe brannte auf ihren Wangen, als sie trotz des Regens den Hof direkt durchschritt und die kleine Freitreppe zur Intendanz hinaufstieg.

Rosen, der gerade damit beschäftigt war, Rechnungen zu sichten und jede derselben mit einem Häufchen von Goldstücken zu belasten, sprang beim Eintritt der Königin überrascht auf.

„Nein . . . Bleiben Sie!“ sagte sie rauh; und über den Schreibtisch des Herzogs gebeugt, auf welchen sie die noch mit dem Reithandschuh bekleidete Faust stützte, fuhr sie in entschlossenem, keine Widerrede duldendem Tone fort:

„Rosen, wovon leben wir seit zwei Jahren? Keine Ausflüchte! Ich weiß, daß alles, was ich nur gemiethet glaubte, auf unseren Namen gekauft und bezahlt ist . . . Ich weiß, daß Saint-Mandé allein uns über eine Million kostet, so viel also, als wir von Illyrien mitgebracht haben. Sie werden mir sofort sagen, wer uns seit damals unterstützt, aus wessen Händen wir das Almosen empfangen!“

Das verstörte Gesicht des alten Mannes, das klägliche Zittern aller seiner Runzeln, verriethen Friederike den wahren Sachverhalt.

„Sie! Sie sind es!“

Daran hätte sie zu allerletzt gedacht. Er entschuldigte sich, stotterte etwas von: „Pflicht . . . Dankbarkeit . . . Wiedererstattung . . .“

„Herr Herzog!“ sagte sie heftig. „Der König nimmt nie zurück, was er einmal gegeben hat, und man hält die Königin nicht aus, wie eine Tänzerin.“

Zwei große Thränen standen in ihren blitzenden Augen, Thränen des Stolzes, welche nicht auf die Wangen herabfließen.

„O, Verzeihung . . . Verzeihung . . .“ Er bat so demüthig und küßte ihre Fingerspitzen mit so traurigem Gesichte, daß sie, ein wenig besänftigt, fortfuhr:

„Sie werden Ihre sämmtlichen Vorschüsse zusammenrechnen, mein lieber Rosen, und einen Schein darüber ausstellen, den der König sobald als möglich einlösen wird. Von jetzt an aber werde ich selbst mich um unseren Etat kümmern und darüber wachen, daß er unsere Einkünfte nicht überschreite. Pferde und Wagen sollen verkauft, die überflüssigen Diener entlassen werden. Entthronte Fürsten müssen sich mit Wenigem begnügen.“

„Sie täuschen sich, Majestät," fuhr der alte Herzog begeistert auf, „gerade im Exil bedarf das Königthum seines ganzen Glanzes. Wenn man meinen Rath befolgt hätte, würden Ew. Majestäten sich nicht hier, in der Vorstadt, eingerichtet haben, und dies in einer Weise, die vielleicht für einen vorübergehenden Sommeraufenthalt gut genug gewesen wäre. Ich wollte, daß Sie mitten im Herzen von Paris einen Ihrer würdigen Palast bewohnten, da ich überzeugt bin, daß die größte Gefahr für entthronte Könige das Sichgehenlassen ist, in welches sie gar zu leicht verfallen, wenn sie in die Reihe gewöhnlicher Menschen zurücktreten, in das gewöhnliche Straßengewirre hinabsteigen... Ich weiß wohl, daß man mich oft lächerlich gefunden hat mit meinen Etikettefragen, meiner kindischen, altväterischen Strenge in diesen Dingen. Aber diese Formsachen sind wichtiger als je; sie helfen die stolze Haltung bewahren, welche sich im Unglücke so leicht verliert. Sie sind die unnachgiebige Rüstung, welche den Soldaten auch dann noch aufrecht erhält, wenn er schon tödtlich verwundet ist."

Die Königin schwieg einen Augenblick still, und über ihre reine Stirn flog ein nachdenklicher Schatten. Dann aber erhob sie den Kopf wieder und sagte fest:

„Nein, es geht nicht . . . Es giebt noch einen höheren Stolz, als diesen . . . Ich wünsche, daß noch heute Abend die Aenderungen getroffen werden, die ich vorhin anordnete."

„Aber Ew. Majestät können das nicht wollen," entgegnete der Herzog dringend, fast flehend. „Pferde und Wagen verkaufen . . . das käme ja einem königlichen Bankerotte gleich! Welches Aufsehen! Welcher Skandal!"

„Was jetzt vorgeht, ist noch skandalöser!"

„Wer weiß es denn? Wer ahnt es auch nur? Wie sollte sich Jemand träumen lassen, daß der alte Geizhals von Rosen ... Sie selbst wollten es soeben noch kaum glauben ... Oh, Majestät, ich beschwöre Sie, lassen Sie Sich gefallen, was Sie meine Ergebenheit zu nennen so gnädig sind .. Vor Allem, Sie versuchen Unmögliches ... Wenn Sie wüßten ... Die Einkünfte eines ganzen Jahres würden ja kaum für die Spielkasse des Königs ausreichen."

„Der König wird nicht mehr spielen, Herr Herzog."

Das wurde in einem Tone, mit einem Blicke gesagt ... Rosen hörte auf, in die Königin zu dringen.

„Ich werde thun, wie Ew. Majestät befehlen. Nur um das Eine flehe ich Sie an: erinnern Sich Ew. Majestät, daß all mein Eigenthum Ihnen gehört, und daß ich es wohl verdient habe, der Erste zu sein, an den Sie Sich im Falle der Noth wenden."

Er wußte genau, daß die Noth nicht lange auf sich warten lassen werde.

Am andern Tage schon begannen die geplanten Einschränkungen Platz zu greifen. Die halbe Dienerschaft erhielt den Abschied und die überflüssigen Equipagen wurden nach dem Tattersall geschickt, wo sie recht gute Preise erzielten, mit Ausnahme der für Privatleute zu auffälligen Galawagen. Schließlich schlug man sie doch an einen amerikanischen Cirkus los, der damals nach Paris kam und mit großem Pomp auftrat; dort dienten die prachtvollen Karrossen, welche Rosen hatte bauen lassen, um seinen Fürsten einen Theil des entschwundenen Glanzes zu ersetzen und die dereinst den Wiedereinzug in die heimische Residenz verherrlichen sollten, jetzt der Schaustellung von chinesischen Zwergen und gelehrten Affen,

zu historischen Aufzügen und Apotheosen à la Franconi. Beim Schlusse der Vorstellungen erschienen die fürstlichen Wagen mit den kaum überstrichenen Wappenschildern auf dem Sande der Reitbahn und umfuhren dieselbe dreimal nach den Klängen der Musik, während an den herabgelassenen Fenstern irgend ein Grimassen schneidender Clown oder sonst ein beliebtes Mitglied der Truppe in rosaseidenem Tricot auftauchte und mit seinem platten, kurz geschorenen Schädel, das Gesicht starrend von Schweiß und Schminke, die johlende Menge begrüßte. Diese zum Flitterstaat der „hohen Schule" herabgewürdigten, mit abgerichteten Pferden und Wunderelephanten in einem und demselben Schuppen untergebrachten Reliquien ehemaliger Größe — welche Vorbedeutung für das Königthum!

Diese Versteigerung im Tattersall, die zur selben Zeit stattfand, als man die bevorstehende Diamantenauction der Königin von Asturien im „Hotel Drouot" ankündigte, machte einiges Aufsehen; aber Paris beschäftigt sich nicht lange mit einem und demselben Gegenstande, und seine Gedanken wechseln täglich mit dem Neuerscheinen der Zeitungen. Vierundzwanzig Stunden lang sprach man von diesen beiden Auctionen, und den andern Tag dachte Niemand mehr an sie. Christian II. unterwarf sich ohne Murren den von der Königin gewünschten Einschränkungen; seit seinem traurigen Abenteuer bei Gelegenheit der letzten Deputation erschien er in Gegenwart seiner Gemahlin stets wie verwirrt, noch demüthiger als sonst, eine kindliche Demuth gleichsam als Rechtfertigung seiner kindischen Streiche zur Schau tragend.

Was kümmerten ihn übrigens die häuslichen Reformen? Sein Leben, jetzt ganz aus Zerstreuungen und Vergnügungen

zusammengesetzt, spielte sich ja außerhalb des Hauses ab! Sonderbarer Weise hatte er schon seit sechs Monaten kein Geld mehr von Rosen verlangt. Das erhob ihn ein wenig in den Augen der Königin, die andererseits sehr zufrieden damit war, das phantastische Cab des Engländers nicht mehr im Hofe halten zu sehen und auf der Treppe nicht mehr dem unterthänigen Lächeln des Höflings und Gläubigers in einer Person begegnen zu müssen.

Bei alledem aber gab der König viel aus, machte sich häufiger „lustig“ als je. Woher verschaffte er sich das Geld? Elysée erfuhr es auf die sonderbarste Weise durch Onkel Sauvadon, den braven Mann, dem er früher „Gedanken über Alles“ beigebracht hatte und mit dem er auch jetzt noch dann und wann verkehrte. Ab und zu frühstückte er bei ihm in Bercy und brachte ihm Nachrichten von Colette, die der Alte zu seinem tiefsten Leidwesen so gut wie gar nicht mehr zu sehen bekam. Und doch war Colette sein Adoptivkind, die Tochter eines armen, aber zärtlich geliebten und bis zu seinem Tode von ihm unterhaltenen Bruders. Stets um ihr Wohl besorgt, hatte er ihre Amme und ihr Taufkleid bezahlt und sie später einem der adeligsten Klöster von Paris zur Erziehung übergeben. Sie war seine Leidenschaft, seine lebende Eitelkeit, die hübsche Puppe, auf deren Haupt er all die ehrgeizigen Träume häufte, welche in seinem Geiste, dem Geiste des zum Millionär gewordenen Krämers umherwirbelten; wenn im Besuchszimmer des Klosters die kleine Sauvadon ihrem Onkel zuflüsterte: „Siehst du jene dort, — ihre Mutter ist Baronin, oder Herzogin, oder Marquise,“ dann sagte der Millionen-Onkel mit einem gewissen Zucken seiner breiten Achseln: „Pah, wir werden noch etwas Besseres aus

dir machen!“ Er machte sie auch wirklich zur Prinzessin, als sie achtzehn Jahre alt war. Denn an Hoheiten auf der Suche nach reichen Erbinnen fehlt es in Paris nie; die Agentur Lévis hat stets eine große Auswahl davon auf Lager, man braucht nur entsprechend dafür zu bezahlen. Und Onkel Sauvadon fand zwei Millionen nicht zu viel, um dafür das Recht zu haben, bei den Empfangsabenden der jungen Prinzessin von Rosen anwesend zu sein und in irgend einer Fensternische sein breites Lächeln zeigen zu dürfen, das zwischen den zwei gestutzten, seit Ludwig Philipp aus der Mode gekommenen Backenbartstreifen aussah, wie die gewulsteten Ränder eines irdenen Napfes zwischen zwei steifen Helmbüschchen. Seine kleinen, grauen, lebhaften und pfiffigen Augen — die Augen Colettens — milderten ein wenig den Eindruck all des Naiven und Inkorrekten, das stotternd dem dicken, unfertigen, wie ein Hufeisen geschnittenen Munde entfuhr, sowie die Enthüllungen der großen, vierschrötigen Hände, welche auch in ihrer strohfarbenen Glacébekleidung nicht vergessen konnten, daß sie einst Fässer auf dem Quai gerollt hatten.

Anfangs traute er dem Frieden nicht, sprach nie ein Wort und erschreckte die Leute durch seine Stummheit. Teufel auch, das Lagerhaus von Bercy ist nicht der rechte Ort, und der Handel mit Weinen, die ihre Röthe dem Fuchsin oder Campeche-Holz verdanken, ist nicht die rechte Schule, um sich die Sprache der vornehmen Welt anzueignen! Später hatte er, Dank den Unterweisungen Mérauts, stets einige fertige Meinungen, einige kühne Ansichten über das wichtigste Tagesereigniß oder das neueste Buch im Vorrath. Der Onkel sprach und machte seine Sache gar nicht schlecht, abgesehen freilich von ein paar so ungeheuren Schnitzern, daß die Decke

hätte einfallen mögen, und von dem eigenthümlichen Schrecken, den dieser Wasserträger in weißer Weste um sich her verbreitete, wenn er gewisse Theorien à la de Maistre in seiner grotesken Weise von sich gab. Und da kommen plötzlich die illyrischen Hoheiten, welche ihn gleichzeitig seines Gedankenlieferanten und der Möglichkeit berauben, mit dem so erworbenen geistigen Eigenthume zu glänzen! Colette, durch ihr Amt als Ehrendame zurückgehalten, verließ Saint-Mandé nicht mehr; und Sauvadon kannte den Hofmarschall zu gut, um hoffen zu dürfen, je bei Hofe zugelassen zu werden. Nicht einmal davon zu sprechen hatte er gewagt. Der Herzog so einen Menschen bei der stolzen Friederike einführen! Einen Weinhändler aus Bercy! Und nicht einmal einen von den Geschäften zurückgezogenen, sondern einen in voller Thätigkeit befindlichen Weinhändler; denn trotz seiner Millionen und trotz der flehentlichsten Bitten seiner Nichte arbeitete Sauvadon immer noch und verbrachte seine Tage im Lagerhause oder auf dem Quai, die Feder hinter dem Ohre, die weißen Haare vom Winde zerzaust, mitten unter Fuhrleuten und Matrosen, welche die Fässer auf- und abluden, oder auch unter den Riesenbäumen des alten, verstümmelten Parkes, in welchem seine Reichthümer in Form unzähliger Tonnen unter großen Schuppen lagerten. „Ich würde sterben, wenn ich nicht mehr arbeitete," pflegte er zu sagen. Er lebte in der That auf bei dem Lärm der rollenden Fässer und beim Einathmen des angenehmen Weingeruchs, welcher den feuchten, den größten Theil seiner Schätze bergenden Kellern entströmte, in denen er fünfundvierzig Jahre zuvor seine Laufbahn als Küferjunge begonnen hatte.

Hierher kam Elysée zuweilen, um seinen ehemaligen

Schüler zu besuchen und eines jener Frühstücke sich schmecken zu lassen, wie man sie nur in Bercy unter den Bäumen des Parks oder im hochgewölbten Keller bekommen kann, — den frisch aus dem Fasse gezapften Wein, den soeben dem Weiher entnommenen, noch zappelnden Fisch und das leckere Ragout, das man nur noch im äußersten Winkel des Languedoc oder der Vogesen so zuzubereiten versteht. Jetzt war freilich keine Rede mehr von „Gedanken über Alles“, da man keine Soiréen mehr bei Colette besuchte; aber der gute Mann plauderte gern mit Méraut und freute sich, wenn dieser so recht von Herzen aß und trank, denn er hatte immer noch das elende Stübchen der Rue Monsieur-le-Prince vor Augen und behandelte Elysée stets wie einen soeben geretteten Schiffbrüchigen. Rührende Zuvorkommenheit eines Mannes, der den Hunger kennen gelernt hat, für einen Anderen, den er arm weiß. Méraut erzählte ihm von seiner Nichte, von dem Leben in Saint-Mandé, und verschaffte ihm derart wenigstens einen Wiederschein jener hohen Regionen, die den braven Mann so viel gekostet hatten und in die er selbst doch nie gelangen konnte. Gewiß fühlte er sich gehoben bei dem Gedanken an die junge Ehrendame, welche mit gekrönten Häuptern bei Tische saß und sich in einem Hofceremoniell bewegte; aber der Kummer, sie nicht selbst in dieser Würde sehen zu können, vermehrte seinen Groll gegen den alten Rosen.

„Was hat er denn eigentlich für einen Grund zu seinem Hochmuthe? Seinen Namen und Titel? Diesen selben Namen und Titel habe ich für Geld gekauft. Seine Kreuze und Sterne, seine breiten Ordensbänder? Die kann ich auch haben, wenn ich will . . . Richtig, mein lieber Méraut, Sie

wissen wol noch nicht . . . Seitdem wir uns zum letzten Male sahen, ist mir etwas Angenehmes widerfahren."

„Was denn, mein Onkel?"

Er nannte ihn „Onkel", mit jener dem Südländer eigenthümlichen Vertraulichkeit, dem Verlangen, seiner eigenthümlichen Sympathie für den dicken Weinhändler einen bezeichnenden Ausdruck zu verleihen.

„Ich habe den „illyrischen Löwen" bekommen, mein Lieber, das Commandeurkreuz . . . Der Herzog, der so groß thut mit seinem breiten Bande! Wenn ich ihm zu Neujahr gratuliren gehe, binde ich mir es auch um . . . Das wird ihn schon lehren, mich über die Achsel anzusehen."

Elysée traute seinen Ohren nicht. Der Löwen-Orden, einer der ältesten und ehrwürdigsten Europas, dem Onkel Sauvadon verliehen? . . Wofür? Für den Handel mit gefärbten Weinen?

„O, die Geschichte ist sehr einfach," sagte der Alte mit einem klugen Zwinkern seiner grauen Aeuglein, „ich habe mir das Commandeurkreuz geleistet, wie früher meiner kleinen Colette den Prinzentitel. Für etwas mehr Geld hätte ich auch das Großkreuz haben können, das ebenfalls zu verkaufen war."

„Wo?" fragte der bleiche Elysée.

„In der Agentur Lévis, Rue Royale. Man findet Alles bei diesem verteufelten Engländer. Mein Commandeur hat mich zehntausend Frank gekostet, das Großkreuz sollte fünfzehntausend bringen. Aber ich kenne Jemanden, der es sich trotzdem gekauft hat. Rathen Sie, wer? . . . Biscarat, der große Coiffeur Biscarat auf dem Boulevard des Capucines. . . . Aber, mein Guter, was ich Ihnen da sage, weiß ganz

Paris . . . Gehen Sie nur zu Biscarat, so werden Sie in dem großen Saale, wo er inmitten seiner dreißig Gehülfen arbeitet, eine riesige Photographie sehen, die ihn als Figaro darstellt, das Rasirmesser in der Hand und die Schärpe des Großkreuzes um die Brust. . . . Dieselbe Zeichnung ist im Kleinen auf allen Flacons wiederholt, die er verkauft . . . Wenn der General das sähe, würde ihm sein Schnurrbart gewiß in die Nase steigen . . . Sie wissen ja, wie er das macht . . .“

Er versuchte, die Lieblingsgrimasse des alten Rosen nachzuahmen; da er aber keinen Schnurrbart besaß, wollte es ihm durchaus nicht gelingen.

„Haben Sie Ihr Diplom hier, lieber Onkel? Möchten Sie es mir zeigen?“

Elysée hoffte immer noch, daß er es mit irgend einem Betruge, mit einer kleinen Fälschung zu thun habe, die der ehrenwerthen Agentur Lévis wohl zuzutrauen war. Aber nein, Alles schien in Ordnung, in der gewohnten Form ausgestellt, mit dem illyrischen Wappen gestempelt, mit der Unterschrift Boscovich' und dem hingekritzelten Namenszuge Christians II. versehen. Jeder Zweifel mußte diesem Beweise gegenüber verstummen: es wurden mit Genehmigung des Königs Kreuze und Ordensbänder verschachert; und um sich endgültig von der Richtigkeit dieser Thatsache zu überzeugen, brauchte Méraut nur bei seiner Rückkehr nach Saint-Mandé dem Rathe einen Besuch abzustatten.

In einer Ecke der riesigen Halle, welche den ganzen Oberstock des Hotels einnahm und dem Könige — der aber niemals arbeitete — als Arbeitskabinet, Fechtsaal und Bibliothek-Zimmer diente, fand er Boscovich zwischen Kasten und

dicken Mappen, in deren Löschpapierblättern die letztgesammelten Pflanzen trockneten. Die Wälder von Vincennes und Boulogne, in denen die reichste Flora Frankreichs vertreten ist, gaben dem verbannten Gelehrten Stoff genug, eine neue Sammlung anzulegen. Außerdem hatte er kurz zuvor das Herbarium eines verstorbenen berühmten Botanikers erstanden; und ganz versenkt in das Beschauen seiner neuen Reichthümer, beugte er seinen blutleeren Kopf über eine Lupe und untersuchte mit größter Behutsamkeit jedes einzelne der schweren Blätter, zwischen denen die getrockneten Pflanzen und verblaßten Blumen mit ihren abgeplatteten, sorgsam ausgebreiteten Wurzeln eingeschichtet lagen. War die Pflanze gut erhalten und intakt, so stieß er einen freudigen Ruf aus, betrachtete sie lange und sagte mit feuchter Lippe ihren lateinischen Namen und was sonst noch am Fuße der Pflanze stand, laut vor sich hin. Zuweilen aber entschlüpfte ihm auch ein zorniger Ausruf, wenn die Blume von jenem unsichtbaren, den Botanikern wohlbekannten Wurme angefressen war, dem im Pflanzenstaube geborenen und von diesem lebenden Atome, welches die größte Gefahr für die Sammlungen darstellt und oft deren Untergang herbeiführt. Der Stengel hält sich noch, sowie man aber das Papier aufhebt, fällt alles, Blume und Wurzeln, auseinander und verwandelt sich in ein kleines Häufchen Staub.

„Es ist der Wurm, der Wurm,“ sagte Boscovich, die Lupe vor dem Auge; und er zeigte mit einer gleichzeitig traurigen und stolzen Miene auf eine kleine Oeffnung, ähnlich derjenigen, wie sie der Bohrwurm im Holze verursacht, durch welche das Ungeheuer eingedrungen war. Diesem Anblicke gegenüber konnte der Verdacht, welchen Elysée-vielleicht

gehabt hatte, nicht Stand halten; dem da vor ihm sitzenden, nur in seiner Sammelwuth lebenden Manne war keine Infamie zuzutrauen, aber auch ebensowenig die geringste Spur von Widerstandsfähigkeit. Bei dem ersten Worte von „Ordensverleihungen" begann er zu zittern und warf über seine Lupe hinweg einen furchtsamen und mißtrauischen Seitenblick auf den unbequemen Frager. Was wollte man von ihm? Freilich habe der König in der letzten Zeit eine Anzahl Diplome aller Grade mit unausgefüllten Namen von ihm anfertigen lassen; weiter wisse er aber nichts, hätte sich auch niemals erdreistet, eine Frage an den König zu richten.

„Wohlan denn, Herr Rath," sagte Elysée ernst, „dann theile ich Ihnen mit, daß Se. Majestät im Vereine mit der Agentur Lévis die Ordensauszeichnungen um Geld verkauft."

Darauf erzählte er ihm die Geschichte von dem Barbier mit dem Großkreuze, über welche ganz Paris lachte. Boscovich hielt es für angezeigt, einen schwachen Schrei der Ueberraschung, wie ihn Frauen auszustoßen pflegen, hören zu lassen. Im Grunde war seine Entrüstung nicht besonders groß; denn alles, was nicht mit seiner Leidenschaft zusammenhing, interessirte ihn blutwenig. Sein daheim gebliebenes Herbarium verkörperte ihm das Vaterland, und das jetzt in Angriff genommene das Exil in Frankreich.

„Aber bedenken Sie doch, es ist infam .... ein Mann wie Sie zu so schmutzigen Händeln die Hand bieten!..."

Der Andere war trostlos, daß man ihm die Augen gewaltsam über etwas öffnete, das er nicht sehen wollte.

„Ma che ... ma che ... Was kann ich denn dabei thun, mein guter Herr Méraut? Der König ist doch der König....

Wenn er sagt: „Boscovich, schreib' das und das," so gehorcht meine Hand, ohne weiter darüber nachzudenken . . . Und Seine Majestät ist so gut, so großmüthig gegen mich. Sehen Sie, auch diese herrliche Sammlung verdanke ich der Huld Seiner Majestät, welcher meine Verzweiflung über den Verlust meines Herbariums zu Herzen ging . . . Fünfhundert Frank, ein prachtvoller Gelegenheitskauf . . . Als Zugabe erhielt ich noch den Hortus Cliffortianus von Linné, editio princeps."

Mit diesen naiv-cynischen Worten enthüllte der arme Teufel sein ganzes Innere, trocken, todt und grau wie sein Herbarium. Die Manie, grausam wie der unscheinbare Pflanzenwurm, hatte alles durchbohrt, zerfressen. Erst dann begann es sich in dem Botaniker zu regen, als Elysée ihm drohte, die Königin zu benachrichtigen. Da endlich legte er seine Lupe bei Seite und begann mit leiser Stimme und tiefen Seufzern, wie eine arme Sünderin im Beichtstuhl, Enthüllungen zu machen. Vieles ginge unter seinen Augen vor, das ihm tiefen Kummer bereite . . . Den König verderbe die schlechte Gesellschaft . . . E poi, che volete? Er hat einmal kein Talent zum Regieren, findet keinen Geschmack daran, konnte sich niemals dafür erwärmen . . .

„Hören Sie! So erinnere ich mich einer Geschichte . . . es ist schon lange her, noch zu Lebzeiten des hochseligen Königs Leopold . . . Als dieser — es war gerade nach Tische — seinen ersten Schlaganfall bekam und man dem jungen Christian sagte, daß er seinem Onkel wol bald auf den Thron folgen werde, da fing der Kleine — er war damals kaum zwölf Jahre alt und spielte Croquet im Garten — bitterlich an zu weinen, schüttelte sich wie in einer nervösen Krisis und rief fortwährend: „Ich will nicht König sein . . . ich will nicht

König sein ... mag doch Vetter Stanislaus meinen Platz einnehmen ...“ Oft und oft fand ich in den Augen des nachmaligen Königs Christian den erschreckten und angstvollen Ausdruck wieder, mit dem er sich damals an seinen Spielhammer klammerte, als ob er gefürchtet hätte, daß man ihn gewaltsam in den Thronsaal schleppen würde, und erinnerte mich an sein Schreien: „Ich will nicht König sein ...“

Der ganze Charakter Christians sprach sich in dieser Anekdote aus. Er war ja in der That kein schlechter, sondern nur ein kindischer, zu jung verheiratheter Mensch mit brausenden Leidenschaften und ererbten Lastern. Das Leben, das er führte, die im Klub verbrachten Nächte, die Dirnen und Gelage, — all das gehört in gewissen Kreisen zu der gewöhnlichen Lebensweise eines verheiratheten Mannes. Hier aber trat als erschwerender Umstand die Königswürde hinzu, die er nicht aufrecht zu erhalten wußte, Pflichten, welche seinen Charakter und seine Kräfte überstiegen, und vor allem das lange Exil, das ihn allmälig immer mehr demoralisirte. Auch kräftigere Naturen als die seine können diesem Wirrsal von unterbrochenen Lebensgewohnheiten, von stets erneuter Ungewißheit, von dem mit jeder Erwartung verbundenen, entnervenden Schwanken zwischen unsinniger Hoffnung und herzbeklemmender Angst, nicht auf die Dauer widerstehen. Wie das Meer, so hat auch das Exil seine betäubende, niederschlagende Wirkung. Es ist ein Stadium des Ueberganges. Nur durch eine feste Beschäftigung oder durch regelmäßig eingehaltene Studien kann man der Monotonie einer langwierigen Ueberfahrt begegnen. Womit aber soll sich ein König beschäftigen, der kein Volk, keine Minister, keinen Staatsrath mehr besitzt, nichts mehr zu entscheiden und zu unterzeichnen, dabei

aber zu viel Verstand hat oder auch zu ironisch angelegt ist, um an dem bedeutungslosen Scheinbilde dieser ganzen Herrlichkeit Vergnügen zu finden, und der andererseits viel zu ungebildet ist, um sich irgend einer geistigen Arbeit mit Hingebung zu widmen? Dann auch ist das Exil nicht nur das Meer, sondern gleichzeitig der Schiffbruch, welcher die privilegirten Reisenden der ersten Klasse mit denen des Zwischendecks und allerletzten Ranges bunt durcheinander wirft. Es gehört ein gewaltiger Seelenstolz, die Natur eines wahren Königs dazu, um die entwürdigenden Vertraulichkeiten des großen Haufens keine Gewalt über sich gewinnen zu lassen, um auch inmitten aller Entbehrungen und Nothlagen, welche den Standesunterschied in dem allgemeinen, rein menschlichen Elende aufgehen machen, König zu bleiben.

Der dem Exil folgende Verfall, den der Herzog von Rosen mit großen Opfern so lange hingehalten hatte, begann sich jetzt in dem königlichen Hause von Illyrien geltend zu machen. Der König war bereits bis zu den erwähnten Mitteln herabgesunken, um das Geld für sein vergnügtes Leben aufzutreiben. Angefangen hatte er damit, wie ein junger Offizier Wechsel zu unterschreiben, was ihm ebenso einfach und durch die Hülfe von Tom Lévis sogar noch bequemer erschien, als die „Anweisungen auf Unsere Privatschatulle“, welche er früher auf den Chef des Civil- und Militärkabinets zog. Die Wechsel verfielen, wurden prolongirt und schwollen zu einer respektablen Höhe an, bis endlich Tom Lévis, der sich auf dem Trockenen sah, eines Tages das hübsche Geschäft mit den Orden und Titeln ausdachte, da das Metier eines Königs ohne Volk und Civilliste keine anderen Hülfsquellen darbot. Der arme Löwe von Illyrien wurde also ausgeschlachtet wie das

gemeinste Stück Rindvieh, in Viertel und Scheiben zerlegt, und wie auf der Fleischbank zum Kaufe ausgeboten: so und so viel das Bruststück und das Schulterstück, soviel die Seitentheile und die Klauen. „Das ist aber nur der Anfang, einmal in dem Cab von Tom Lévis, wird der König auf einem so schönen Wege nicht stillstehen bleiben“, so sagte sich Méraut, als er von Boscovich herunter kam. Auf diesen, das sah er wohl, war kein Verlaß, denn einem Angriff auf seine schwache Seite konnte er nie widerstehen. Er selbst, Elysée, war noch zu neu im Hause, um irgend welchen Einfluß auf Christian's Entschließungen zu haben. Wie wär's, wenn er sich an den alten Rosen wendete? Aber kaum hatte der Hofmeister zu sprechen begonnen, als ihm der Herzog den furchtbaren Blick eines in seiner Religion angegriffenen Fanatikers zuwarf; für ihn blieb der König stets die unantastbare Majestät, auch wenn er noch so tief gesunken wäre. Ebensowenig konnte Elysée etwas von Seiten des Mönches hoffen, dessen wildes Gesicht jetzt nur noch sehr selten, von der Reise kommend oder sich wieder auf den Weg machend, im Schlosse erschien, jedesmal noch magerer und noch mehr von der Sonne verbrannt. . . .

Die Königin? . . . Seit einigen Monaten sah er sie so traurig und dabei fieberhaft erregt, ihre schöne, schweigsame Stirn stets von Wolken umschattet, wenn sie zu den Unterrichtsstunden erschien, denen sie nur noch zerstreut folgte, mit abwesendem Geiste und unthätig auf ihrer Arbeit ruhenden Händen. Sie wurde von schweren Sorgen gefoltert, die ihr bisher stets fremd geblieben waren und sie desto tiefer verletzten, je erhabener sie sich über dieselben fühlte, — von gemeinen Geldsorgen, von der Demüthigung, sich Hände entgegengestreckt zu sehen, die sie nicht mehr füllen konnte.

Lieferanten, Hülfsbedürftige, Exils- und Unglücksgenossen, — denn das traurige Gewerbe des Souveräns hat auch dann noch Pflichten, wenn es keine Rechte mehr besitzt, — Alle, die den Weg nach dem Hause kennen gelernt hatten, als es noch in Blüthe stand, warteten jetzt stundenlang in den Vorzimmern und gingen dann enttäuscht, mit Worten auf den Lippen fort, welche die Königin, ohne sie zu hören, aus den Mienen der Unzufriedenen errieth, aus dem Benehmen der Leute, die sich geberdeten wie Jemand, der schon mehrere Male einen und denselben Weg nutzlos gemacht hat. Sie versuchte wirklich, Ordnung in ihre neue Lebensweise zu bringen; aber mannigfache Unfälle traten hinzu, verunglückte Geldanlagen, festgerannte Kapitalien. Man mußte Zeit zu gewinnen suchen, oder alles verlieren. Arme Königin Friederike, die in Bezug auf Leiden alles zu kennen glaubte, — jene die Seele vergiftende Noth, die harten, stechenden Sorgen des gewöhnlichen täglichen Lebens waren ihr bisher fremd geblieben. Jetzt gab es auch für sie, wie für den Chef eines Bankhauses, Monatsschlüsse, an die sie in schlaflosen Nächten mit Zittern dachte. Es kam vor, daß sich die Auszahlung der Dienstlöhne verzögerte, und dann glaubte sie, in dem nachlässigen Vollzuge eines Befehls oder in einem etwas weniger unterwürfigen Blicke die Unzufriedenheit eines Lakaien zu entdecken. Jetzt endlich lernte sie auch Schulden kennen, die ohne Unterlaß peinigenden und in ihren unverschämten Verfolgungen auch die höchsten und bestvergoldeten Thüren sprengenden Schulden! Der alte Herzog, ernst und stumm wie immer, spürte all diesen Beängstigungen seiner Königin nach und umschlich sie, als ob er ihr stets sagen wollte: „Ich bin da.“ Aber sie war fest entschlossen, alle Hülfsquellen zu erschöpfen, ehe sie ihr Wort zurücknahm

und sich an denjenigen wandte, dem sie eine so derbe Lektion ertheilt hatte.

Eines Abends war man wieder in dem großen Saale versammelt, schweigend und traurig wie immer. Der König war wie gewöhnlich abwesend. Um den Whisttisch hatten sich beim Scheine der hohen, silbernen Armleuchter die gewöhnlichen Partner der Königin gruppirt: ihr gegenüber der Herzog, Madame Eleonore und Boscovich als Gegner. Auf dem Piano spielte die Prinzessin halblaut einige Melodien der „Klänge aus Illyrien", welche Friederike zu hören niemals müde wurde; bei dem kleinsten Zeichen der Ermunterung ließ die Musicirende die Kriegs- und Heldengesänge voller ertönen. Diese Erinnerungen an das Vaterland, welche ein wehmüthiges Lächeln oder einen heldenmüthigen Ausdruck auf den Gesichtern der schweigend am Tische Spielenden hervorriefen, unterbrachen allein die Stimmung des als endgültig hingenommenen Exils, die in dem bürgerlich-reichen, ein gekröntes Haupt beherbergenden Salon herrschte.

Es schlug zehn Uhr.

Statt sich, wie sonst allabendlich um diese Zeit, in ihre Gemächer zurückzuziehen und damit das Zeichen zum Aufbruche zu geben, heftete die Königin heute einen zersteuten Blick auf die Anwesenden und sagte:

„Sie können sich entfernen. Ich habe mit Herrn Méraut zu arbeiten."

Elysée, welcher am Kamine in einem Buche geblättert hatte, schloß dasselbe, verbeugte sich und ging in das Unterrichtszimmer, um Schreibmaterialen zu holen.

Als er zurückkam, war die Königin allein. Sie horchte auf das Rollen der vorfahrenden und sich entfernenden Wagen,

dann wurde das Hauptthor geschlossen, in den Gängen und auf den Treppen ertönte das Kommen und Gehen, das Oeffnen und Schließen der Thüren, das in einem großen Hause das Herannahen der Schlafenszeit begleitet. Endlich wurde es still ringsumher, um so stiller, als das ausgedehnte Gehölz den entfernten Lärm der Großstadt in seinen Zweigen auffing. Der leere, noch ganz erleuchtete Saal erschien in dieser Ruhe und Einsamkeit wie vorbereitet für irgend eine tragische Scene. Friederike, auf den Tisch gestützt, schob mit einer Handbewegung die Schreibmappe zurück, welche Méraut vor sich hingelegt hatte.

„Nein, nein! Wir arbeiten heute nicht," sagte sie, „es war nur ein Vorwand. Setzen Sie sich und lassen Sie uns plaudern . . ."

„Ich habe Sie um etwas zu bitten," fügte sie leiser hinzu.

Aber es mußte sie viel Ueberwindung kosten, das auszusprechen, was sie ihm zu sagen hatte, denn sie sammelte sich während einer Minute, Augen und Mund halb geschlossen und auf den plötzlich gealterten Zügen jenen tiefschmerzlichen Ausdruck, den Elysée zuweilen an ihr bemerkt hatte und der ihm das schöne Antlitz noch schöner erscheinen ließ, verklärt von dem Stempel der Pflichterfüllung und Aufopferung, in seinen reinen Linien geheiligt durch die erhabensten Gefühle der Königin und Frau. Es war eine religiöse Ehrfurcht, die sie ihm in solchen Momenten einflößte . . . . Endlich nahm sie ihren ganzen Muth zusammen und fragte ihn mit leiser, fast unhörbarer, schüchterner Stimme, die Worte eines nach dem andern wie furchtsame Schritte vor einander setzend, ob er nicht in Paris einen jener . . . einen jener Orte kenne, wo man . . . . auf Pfänder leihe . . .

Ihn, Elysée, den ruhelosen Proletarier, dies fragen, ihn, der sämmtliche Pariser Leihhäuser nur allzugut kannte und sich seit zwanzig Jahren derselben bediente, im Winter seine Sommerkleider und im Sommer seine Wintergarderobe dort versetzte . . . . .! Ob er den „Nagel“, ob er die „Tante“ kenne! Er konnte sich eines vorübergehenden Lächelns nicht erwehren, das diese mit seinen Jugenderinnerungen verwebten Studentenausdrücke in ihm erweckten. Aber die Königin fuhr fort, indem sie ihrer Stimme eine größere Festigkeit zu geben versuchte:

„Ich möchte Ihnen etwas anvertrauen, um es dorthin zu tragen . . . . einige Juwelen . . . . Man ist zuweilen in Verlegenheit . . . .“

Und ihre schönen, jetzt voll aufgeschlagenen Augen enthüllten einen tiefen Abgrund übermenschlichen Schmerzes.

Dieses königliche Elend, . . . so viel Größe in den Staub getreten . . . War es denn möglich? . . .

Méraut antwortete nur mit einem Kopfnicken, daß er alles zu thun bereit sei, was man von ihm verlange.

Hätte er ein Wort gesprochen, so wäre er in Schluchzen ausgebrochen; hätte er eine Bewegung gemacht, so wäre er vor dieser erhabenen Dulderin auf die Kniee gesunken. Und dennoch begann seine schwärmerische Anbetung sich durch eine Beimengung von Mitleid zu mildern. Jetzt erschien ihm die Königin etwas weniger unnahbar, etwas weniger hoch über dem täglichen Leben, als ob er in der traurigen Eröffnung, die sie ihm soeben gemacht hatte, einen Ton des Proletariats hätte durchklingen hören, etwas wie den Anfang eines Falles, der sie ihm näher brachte.

Rasch erhob sie sich und nahm aus dem durchsichtigen

Kasten die alte Reliquie, welche sie wie eine Handvoll Edelsteine aller Farben auf den Tisch setzte.

Elysée erschauerte . . . die Krone! . . .

„Ja die Krone! . . . Sechshundert Jahre ist sie jetzt in unserem Hause . . . Könige sind gestorben, Ströme edlen Blutes sind geflossen, um sie zu vertheidigen . . . nun muß sie dazu beitragen, unser Leben zu fristen. Es bleibt uns kein anderer Ausweg.“

Es war ein prachtvolles, in feinstem, altem Golde gearbeitetes Diadem, aus welchem zwei reich besetzte Bügel sich erhoben, die sich in der Mitte über der aus rothem Sammt gebildeten Kappe vereinigten. Auf den Bügeln, auf dem unteren Reif, in der Mitte der goldenen Kleeblätter und an der Spitze der dieselben tragenden, durchbrochenen Arkaden befanden sich sämmtliche Arten bekannter Edelsteine, durchscheinend blaue Saphire, dunkelblaue Türkisen, strahlende Topase, flammendrothe Rubinen, Smaragden wie Wassertropfen auf grünen Blättern, kabbalistische Opale und milchfarbene, metallglänzende Perlen; sie alle aber wurden übertroffen von den überallhin verstreuten Diamanten, deren Facetten die tausende von farbigen Strahlen in sich vereinigten und wie ein leuchtender Staubkegel, eine von der Sonne durchschienene Dunstwolke, den Glanz des durch die Jahrhunderte nachgedunkelten Diadems milderten, so daß es sanft aufleuchtete, wie die ewige Ampel im Hintergrunde des Allerheiligsten.

Die Königin deutete mit zitterndem Finger hierhin und dorthin:

„Sie müssen einige Steine ausbrechen, die größten . . .“

„Womit?“

Sie sprachen ganz leise, wie zwei Verbrecher. Aber in dem Saale sahen sie nichts, was ihnen zu ihrem Vorhaben dienen konnte.

„Leuchten Sie mir,“ sagte die Königin.

Sie gingen in die Glasveranda, wo die hochgehaltene Lampe phantastische Schatten erweckte und einen langen Lichtstreifen auf die im Dunkel liegenden Rasenplätze draußen im Garten warf.

„Nein, nein, keine Scheere,“ murmelte sie, als er sich ihrem Arbeitskorbe näherte; sie ist nicht stark genug . . . ich habe schon versucht . . .“

Endlich entdeckten sie auf dem Kübel eines Granatbaumes, dessen feine Zweige durch das Fenster dem Mondscheine sich zuneigten, ein Gartenmesser. Wieder in den Saal zurückgekehrt, versuchte Elysée mit der Spitze des Instrumentes einen riesigen, ovalen Saphir auszubrechen, welchen die Königin ihm bezeichnete; aber der solid gefaßte Stein gab nicht nach, glitt unter dem Eisen aus und blieb unerschütterlich an seinem Platze. Auch war die Hand des Arbeitenden, welcher den Stein zu beschädigen oder den Reif, auf dessen Gold die Spuren früherer Versuche sichtbar waren, zu sprengen fürchtete, weder kräftig noch sicher. Der Royalist litt unter dem Schimpfe, den er der Krone, dem Symbole der Monarchie, anzuthun gezwungen wurde. . . . Und wahrhaftig, sie lebte, diese Krone. . . . Er fühlte sie zittern, sich widersetzen, sich vertheidigen. . . .

„Ich kann nicht . . . ich kann nicht . . .“ sagte er, sich den Schweiß von der Stirne trocknend.

„Es muß sein,“ erwiderte die Königin.

„Aber man wird es bemerken!“

Ein stolzes, ironisches Lächeln umflog ihre Lippen.

„Es bemerken! . . . Sieht man sie denn überhaupt an? Wer denkt denn hier an sie, wer kümmert sich um sie, außer mir?“

Und während er seine mühevolle Arbeit wieder aufnahm, das bleiche Gesicht mit den langen, über die Augen herabfallenden Haaren niedergebeugt, zwischen seinen Knieen das königliche Diadem haltend, welches das Eisen zerstückelte und zerstieß, — leuchtete ihm Friederike mit hochgehaltener Lampe, so kalt wie die Steine, welche mit Stücken Goldes vermischt auf dem Teppich glänzten, unversehrt und herrlich trotz des Herausgebrochenseins.

*
* *

Am anderen Tage kehrte Elysée, welcher den ganzen Vormittag außer dem Hause verbracht hatte, erst nach St. Mandé zurück, als es bereits zum Frühstück geläutet hatte, setzte sich verwirrt und bewegt zu Tische und betheiligte sich kaum an der Unterhaltung, deren Mittelpunkt er sonst gewöhnlich war. Diese innere Bewegung theilte sich auch der Königin mit, ohne aber ihr Lächeln oder den sonoren Klang ihrer Stimme zu beeinträchtigen; auch nach aufgehobener Tafel verging eine lange Zeit, bis sie sich einandern nähern, frei mit einander sprechen konnten, denn das Hofcerémoniell, der Dienst der Ehrendame, die eifersüchtige Ueberwachung der Frau von Silvis, gestatteten dies nicht. Endlich kam die Unterrichtsstunde. Während der kleine Prinz seine Bücher zusammensuchte, fragte sie Elysée hastig:

„Was fehlt Ihnen? Was ist schon wieder geschehen?“

„Ach, Madame, alle Steine sind falsch . . .“

„Falsch! . . .“

„Sorgfältige Nachahmungen der echten . . . Wie ist das geschehen? Wann? Durch wen? Es ist also ein Missethäter im Hause selbst!“

Bei dem Worte „Missethäter“ war die Königin entsetzlich bleich geworden. Dann sagte sie plötzlich zwischen den krampfhaft zusammengepreßten Zähnen, einen Blitz von Zorn und Verzweiflung in den Augen:

„Es ist wahr. Ein Missethäter ist hier. Und wir Beide kennen ihn wohl . . .“

Mit fieberhafter Bewegung ergriff sie das Handgelenk Elysées und preßte es stark, wie um einen nur ihnen bekannten Pakt mit ihm zu schließen:

„. . . aber wir werden ihn niemals verrathen, nicht wahr?“

„Niemals,“ erwiderte Elysée, die Augen abwendend; sie hatten einander ohne weitere Erklärungen verstanden.

VII.

Des Volkes Freuden.

Es war am Nachmittage des ersten Sonntags im Monat Mai. Ein wunderherrlicher, lichtdurchglühter, der Jahreszeit um einen Monat voräusgeeilter Tag, und so lind und warm, daß die Königin den Wagen aufschlagen ließ, in welchem sie mit dem kleinen Prinzen und dessen Hofmeister im Gehölz von Vincennes spazieren fuhr. Diese erste Liebkosung des Frühlings, welche durch die jungen Zweige strich, erwärmte das Herz der Königin und erhellte mit freudigem Schimmer ihr Gesicht, das unter der blauen Seide ihres Sonnenschirms wie verklärt hervorblickte. Sie fühlte sich glücklich, ohne einen Grund dafür zu wissen, und vergaß inmitten der sie umgebenden Heiterkeit für ein paar Stunden die Bitterniß der letzten Zeit; in eine Ecke des Landauers gedrückt, ihr Kind an ihre Seite geschmiegt, überließ sie sich dem Wohlgefühle eines vertraulichen Plauderns mit Elysée, der ihnen gegenüber saß.

„Es ist eigenthümlich,“ sagte sie, „aber mir scheint immer, als ob wir uns schon früher einmal gesehen haben müßten. Ihre Stimme, Ihr Gesicht erwecken in mir stets eine Rück-

erinnerung. Wo mögen wir uns nur zum ersten Male begegnet sein?"

Der kleine Zara glaubte sich dessen recht wohl zu entsinnen. Es sei da unten im Kloster, in der unterirdischen Kirche gewesen, wo Herr Elysée ihm eine so große Furcht eingejagt habe . . . Und in dem schüchternen, sanften Blicke, den jetzt das Kind auf seinen Lehrer heftete, lag immer noch ein Anflug dieser abergläubischen Furcht . . . Aber nein! Die Königin war überzeugt, daß schon vor jenem Weihnachtsabende eine Begegnung stattgefunden haben müsse —

„Wenn es nicht vielleicht in einer früheren Existenz war," fügte sie fast ernst hinzu.

Elysée lachte.

„Ew. Majestät täuschen Sich nicht. Sie hatten mich wirklich schon einmal gesehen, aber nicht in einem anderen Leben, sondern hier in Paris am ersten Tage Ihrer Ankunft. Ich stand gegenüber dem Hotel des Pyramides, auf dem Mauerabsatze des Tuileriengitters . . ."

„Und Sie riefen: „Es lebe der König!" Jetzt erinnere ich mich genau . . . Also Sie waren es . . . Wie mich das freut! Sie waren der Erste, der uns hier willkommen hieß . . . Wenn Sie wüßten, wie wohl mir damals dieser Ruf that . . ."

„Und mir erst!" erwiderte Méraut. „So lange hatte ich keine Gelegenheit mehr gehabt, ihn auszustoßen, diesen Triumphschrei: „Es lebe der König!" So lange schon hatte er mir auf den Lippen geschwebt . . . Für mich ist er ein Familienruf, verwebt mit allen Freuden und Erlebnissen meiner Kinderjahre, der Ruf, in den wir daheim alles zusammenfaßten, was unser Herz bewegte. Dieser Ruf giebt mir, für Augenblicke wenigstens, den südlichen Accent, die Stimme und Geberde

meines Vaters wieder; es steigt mir dann in die Augen, wie ich dies so oft bei ihm gesehen habe . . . Armer Vater, bei ihm war es instinctiv, ein in wenige Worte zusammengedrängtes Glaubensbekenntniß . . . Als er eines Tages auf der Rückkehr von einer Reise Paris berührte, ging er gerade über den Carrousselplatz, als Ludwig Philipp aus dem Schlosse kommen sollte. An dem Gitter wartete eine Menge von Leuten, wie immer, wenn es etwas zu sehen giebt, aber gleichgültig, feindselig fast, — in der Stimmung des Volkes beim Niedergang einer Regierung. Kaum hört mein Vater, daß der König vorbeikommen werde, so drängt er sich bis in die erste Reihe, um den Briganten, den Lumpen von Ludwig Philipp, der den legitimen Herrscher um seinen Platz bestohlen hat, einmal ganz in der Nähe zu sehen und ihn mit seiner Verachtung zu erdrücken . . . Plötzlich erscheint der König und durchschreitet den leeren Hof inmitten des Todesschweigens der Menge, — eines schweren, auf dem ganzen Schlosse lastenden Schweigens, in welchem man bereits den Waffenlärm der Revolte, das Krachen des Thrones, vorahnend zu hören glaubt . . . Ludwig Philipp war schon alt, sah sehr gewöhnlich aus und ging mit kleinen, trippelnden Schritten auf das Thor zu, seinen Regenschirm in der Hand. Nichts von einem Könige, einem Herrscher. Meinem Vater aber erschien er nicht so; er sah nur den Repräsentanten der Monarchie, der in dem großen, von den glorreichsten Erinnerungen erfüllten Palaste der Könige von Frankreich einsam dahinschritt, — in jener entsetzlichen Einsamkeit, mit welcher der Haß eines Volkes die Fürsten umgiebt, — sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, all sein Groll war vergessen, unwillkürlich riß er die Mütze herunter und stieß oder schluchzte vielmehr ein so über-

zeugungsinniges, treuherziges „Es lebe der König!“ heraus, daß der Greis erbebte und ihm mit einem langen, bewegten Blicke dankte.“

„Ebenso hätte auch ich Ihnen danken müssen,“ sagte Friederike und ihre Augen ruhten mit solch inniger Erkenntlichkeit auf Méraut, daß der arme Junge erblich; bald aber nahm sie wieder das Wort, an das soeben Gehörte anknüpfend: „Und doch war Ihr Vater nicht von Adel?“

„Oh nein, Madame, von allerbescheidenster bürgerlicher Herkunft, ein Arbeiter, ein Weber.“

„Das ist doch sonderbar,“ sagte sie nachdenklich . . . .

Er antwortete hierauf und damit wurde ihr nie endender Streit über das Volk wieder aufgenommen. Die Königin liebte das Volk nicht, hatte kein Verständniß für dasselbe und betrachtete es mit einer Art von körperlichem Grauen. Sie fand es brutal, abschreckend in seinen Freuden wie in seiner Rache. Selbst während der Krönungsfeste, in den Flitterwochen ihrer Regierung, hatte sie Furcht vor ihm gehabt, Furcht vor der tausendköpfigen Menge, die ihr zujubelte und deren Gefangene sie sich gleichsam fühlte. Sie und das Volk hatten einander niemals verstehen können; Gnadenakte, Gunstbezeugungen, Almosen, fielen aus ihrer theilnahmlosen Hand auf das Volk herab wie jener verzauberte Samen, der nicht aufgeht, ohne daß man die Härte des Bodens oder die Unfruchtbarkeit des Samenkornes bestimmt dafür verantwortlich machen könnte. Unter den Märchen, mit welchen Frau von Silvis den Geist des kleinen Prinzen nährte, befand sich auch eines von einer jungen syrischen Prinzessin, die man an einen Löwen verheirathet hatte und welcher das Brüllen ihres wilden Gemahls, das gewaltige Schütteln seiner Mähne, eine

entsetzliche Furcht einflößte. Trotzdem war er voll zärtlicher und liebevoller Aufmerksamkeiten für sie, der arme Löwe; er brachte ihr das seltenste Wildpret und große Honigscheiben, bewachte ihren Schlummer und gebot dem Meere, den Wäldern und allen Thieren Stillschweigen, wenn sie ruhen wollte. Aber nichts konnte sie von ihrem Widerwillen, ihrer beleidigenden Furcht heilen, bis der Löwe eines Tages wüthend wurde und ihr ein schreckliches „Geh' fort!“ zubrüllte, mit weitgeöffnetem Rachen und gesträubter Mähne, als ob er ebenso viel Lust hätte, sie zu zerreißen, wie ihr die Freiheit wiederzugeben. Aehnlich war die Geschichte Friederikens und ihres Volkes; und seitdem Elysée in ihrer Nähe lebte, mühte er sich vergebens ab, ihr den Glauben an die verborgene Güte, die ritterliche Ergebenheit und wilde Empfindlichkeit dieses großen Löwen beizubringen, der so oft zum Scherze brüllt, bis er endlich wirklich zornig wird. O, wenn die Könige nur gewollt hätten, . . . wenn sie weniger mißtrauisch gewesen wären! . . . Und da Friederike ihren Schirm mit ungläubiger Miene hin- und herbewegte:

„Ich weiß wohl, das Volk flößt Ihnen Furcht ein . . . Sie lieben es nicht, oder richtiger, Sie kennen es nicht . . . Aber sehen Sich Majestät in diesen Alleen, unter diesen Bäumen um . . . Was hier spazieren geht und sich so harmlos seines Lebens freut, gehört zu der Bevölkerung des unruhigsten Viertels von Paris, desjenigen, in dessen entpflasterten Straßen alle Revolutionen beginnen . . . Wie bescheiden und gutmüthig, wie natürlich und kindlich sehen diese Leute aus! Mit welchem Behagen erfreuen sie sich ihres Ruhetages, der schönen Jahreszeit!“

Von der Hauptallee, welche der Landauer im Schritt

durchfuhr, sah man in der That unter dem noch jungen, mit den ersten wilden Blumen geschmückten Dickicht fröhliche Menschen, die auf der Erde ihr Mahl einnahmen, weiß blinkende Teller und offene Deckelkörbe, im Verein mit den dicken Gläsern aus den Weinstuben, die wie große Päonien aus dem jungen Grün hervorsahen; Tücher und Blousen hingen an den Zweigen, unter denen Männer in Hemdärmeln und Frauen in bloßer Taille saßen; hier las, dort ruhte man; auf den hellen Lichtungen flatterten die leichten Kleidchen, — dort wurde Federball oder Blindekuh gespielt, oder auch nach den ab und zu herüberwehenden Klängen eines unsichtbaren Orchesters ein Tänzchen improvisirt. Und endlich Kinder, Kinder allerorten, die Verbindung zwischen den Schmausenden und Spielenden herstellend, in ganzen Trupps von einer Familie zur anderen laufend, jauchzend und springend, das ganze Gehölz wie in einem ungeheuern Schwalbengezwitscher vereinend, in ihrem zwecklosen Hin- und Herschießen zwischen den hellen Zweigen auch die Raschheit und Ungebundenheit der zierlichen Vögel nachahmend. Im Gegensatze zu dem gehegten und gepflegten, durch kleine Hecken eingefriedigten Bois de Boulogne, erschien das Vincenner Gehölz mit seinen überall freien Alleen, mit seinen grünen Rasenplätzen und kräftig geschwungenen Bäumen, wie geschaffen für die ungezwungene Lust des feiernden Volkes, als ob die Natur selbst hier lebenskräftiger und huldvoller wäre als dort.

Bei einer Biegung des Weges enthüllte sich plötzlich der hellschimmernde, luftige Spiegel des Sees, welcher seine grünen Ufer weit in den Wald hineinschiebt, und entlockte dem kleinen Prinzen einen lauten Ausruf des Entzückens. Es war ein herrlicher Anblick, gerade wie wenn man sich durch

die steinigen Irrgänge eines bretonischen Dorfes hindurchgewunden hat und nun mit einem Schlage das Meer vor sich sieht, dessen leuchtende Fluth bis an das Ende des letzten Gäßchens heranrauscht. Beflaggte Boote mit Ruderern in rothen und blauen Jacken durchfurchten den See nach allen Richtungen; wie Silber leuchteten die Stellen, wo das Ruder ins Wasser schlug und kleine, sprudelnde Spritzwellen erzeugte. Schaaren von Enten schwammen schnatternd umher, stille Schwäne umkreisten mit ihren leichten, vom Winde aufgeblähten Federn stolz die Ufer des Sees, und ganz am Ende sandte die Musik auf der Insel hinter deren grünem Vorhange hervor dem ganzen Gehölze ihre fröhlichen Weisen zu, denen die Oberfläche des Wassers als Schallleiter diente. Ueber alledem schwebte eine heitere Unordnung, der Athem des Windes und der Fluthen, das Flattern der Wimpel, die Rufe der Bootsleute, — auf den Hügeln ringsumher saßen die Leute in Gruppen, tollten die Kinder, und aus den zwei kleinen, fast ins Wasser gebauten Kaffeehäusern, auf deren Dielen die Schritte wie auf einer Brücke dröhnten, drang frohes, geräuschvolles Leben.

An den Ufern des Sees wenig Wagen. Nur ab und zu eine große Lohnkutsche, deren Insassen an ihren neuen Röcken und grellfarbenen Tüchern mit Leichtigkeit als Hochzeitsgäste aus einem der Arbeiterviertel zu erkennen sind, die eine Nachfeier des Festes hier im Grünen veranstalten; oder auch ein sonst zu kaufmännischen Zwecken dienender Wurstwagen, der in vergoldeten Lettern die Firma seines Eigenthümers trägt und von dicken Damen mit riesigen Blumenhüten besetzt ist, die mitleidig und stolz zugleich auf die im Sande watenden Fußgänger herabsehen. Am zahlreichsten aber sind die kleinen

Kinderwagen vertreten, der erste Luxus des verheiratheten Arbeiters, jene wandernden Wiegen, in denen die kleinen, von Spitzenhäubchen umrahmten Köpfchen so glückselig hin- und herschaukeln und mit den halbgeschlossenen Augen, welche die gegen den blauen Himmel sich abzeichnenden Zweige anblinzeln, den Schlummer erwarten.

Zwischen all den kleinen Leuten machte die wappengeschmückte Equipage mit den edlen Pferden und der galonnirten Dienerschaft ein gewisses Aufsehen, da Friederike bisher immer nur an Wochentagen hier erschienen war. Man stieß sich mit dem Ellbogen an; die in ganzen Banden einherziehenden, durch ihren Sonntagsstaat etwas genirten Arbeiterfamilien traten bei dem Geräusch der heranrollenden Räder zur Seite, um sich dann umzusehen und dem Wagen nachzublicken, wobei sie ihrer Bewunderung für die stolze Schönheit der Königin und den vornehm-zarten Knaben an ihrer Seite unverhohlen Ausdruck verliehen. Zuweilen guckte auch ein keckes Kindergesicht aus dem Gebüsche und rief: „Guten Tag, Madame“ .... Waren es die Worte Elysées oder das herrliche Wetter, die bis an den äußersten, heute auch durch keinen Rauch aus den Fabrikschornsteinen verunzierten Horizont sich erstreckende Heiterkeit, oder die Herzlichkeit der ihr gespendeten Grüße? Friederike fühlte jetzt eine Art von Sympathie für diesen Arbeiter-Sonntag, der sich fast überall durch eine, im Hinblick auf das schwere Tagewerk und die seltene Muße besonders rührende Reinlichkeit und Sauberkeit auszeichnete. Und Zara erst war kaum im Wagen zu erhalten, so zappelte er vor Vergnügen; am liebsten wäre er ausgestiegen und hätte sich mit den anderen Kindern auf dem Rasen umhergewälzt oder sich auf dem Wasser fahren lassen.

Jetzt kam die Equipage in stillere Alleen, wo die Leute lasen, auf den Bänken schliefen, oder paarweise, eng an einander geschmiegt, in den dichtesten Laubgängen einherwandelten. Hier bewahrte der Schatten etwas Geheimnißvolles, Ursprüngliches, wie das unhörbare Athmen des Waldes. Vögel piepten in den Zweigen. Je mehr man sich aber von dem See, dem Mittelpunkte des geräuschvollen Treibens, entfernte, desto deutlicher tönte der Wiederhall eines anderen Festes herüber: krachende Schüsse, Pauken- und Trommelwirbel, Trompetenschall und Glockengeläute, die sich von einem gewaltigen Lärm abhoben, der ununterbrochen über die Fläche zog. Man hätte bei dem Getöse an die Plünderung einer Stadt denken können.

„Was ist das? Was geht da vor?“ fragte der kleine Prinz.

„Das ist der Pfefferkuchen-Markt, Hoheit,“ sagte der alte Kutscher, sich auf dem Bocke umdrehend; und da die Königin einwilligte, sich dem Volksfeste etwas zu nähern, bog der Wagen aus dem Park in eine Reihe winkliger, halbfertiger Gäßchen ein, in denen sich sechsstöckige Neubauten neben elenden Hütten erhoben, dazwischen Stallgassen und Gemüsegärten. Ueberall kleine Schänken mit ihren Fäßchen und Tischchen, alles in derselben häßlich-grünen Farbe gehalten. Allerorten großes Gedränge, aus welchem die Tschakos und weißen Handschuhe der Soldaten hervorstechen. Wenig Lärm. Man hört dem umherziehenden Geiger oder Harfenisten zu, der von der Erlaubniß, zwischen den Tischen zu spielen, Gebrauch macht und eine Arie aus „Favorita“ oder „Trovatore“ herunterfiedelt oder klimpert, denn das leichtlebige Pariser Völkchen schwärmt für sentimentale Musik und streut Almosen aus, wenn es sich gut amüsirt.

Plötzlich hält der Landauer an. Die Wagen dürfen nur bis zum Eingange des breiten Vincenner Weges fahren, in welchem der Jahrmarkt abgehalten wird, und der nach Paris zu mit den beiden, in die staubige Luft hineinragenden Säulen an der Barrière du Trône abschließt. Was man von hier aus sehen kann: das Getriebe einer ungeheuern, frohen Menschenmenge inmitten einer riesigen Barackenstraße, macht die Augen des kleinen Zara von einer solchen Neugier leuchten, daß die Königin vorschlägt, auszusteigen. Dieser Wunsch der stolzen Friederike, im Sonntagsgewühle zu Fuß zu gehen ist so außerordentlich und überrascht Elysée dermaßen, daß dieser zögert.

„Es ist also Gefahr dabei?“

„O nein, nicht die geringste, Madame . . . Nur wäre es besser, daß uns Niemand begleitete, wenn wir auf den Jahrmarktsplatz gehen. Die Livrée würde zu viel Aufsehen erregen.“

Auf Befehl der Königin bleibt der Lakai, welcher sich bereits zum Mitgehen anschickte, bei dem Wagen, der auf die Rückkehrenden warten soll; man will nur die paar ersten Buden besichtigen, nicht etwa den ganzen Platz.

Zuerst kommen ein paar kleine Zelte, ein mit weißem Tuche bedeckter Tisch, Spiel- und Würfelbuden. Die Meisten gehen an ihnen vorbei, kaum einen Blick auf sie werfend. Dann die ambulanten Bäckereien, die sich durch den scharfen Geruch verbrannten Fettes weithin bemerkbar machen, mit den großen, blaß in das Tageslicht hineinlodernden Flammen, an denen weißgekleidete Küchenjungen hinter ganzen Bergen gezuckerter Pfannkuchen eifrig hantieren. Daneben, immer im Freien, der Bäcker von Eibischpretzeln, welcher den nach Man-

deln riechenden weißen Teig in riesige Ringe auszieht, um diese dann in einander zu verschlingen . . . Der kleine Prinz ist starr vor Staunen. Alles erscheint ihm so neu, ihm, der wie ein Vogel in der Volière, in den hohen Zimmern eines Schlosses, hinter dem vergoldeten Gitter eines Parkes erzogen, dann inmitten von Schrecknissen und Mißtrauen größer geworden ist, niemals ohne Begleitung ausgeht und das Volk immer nur vom hohen Balcon oder dem von Garden umgebenen Wagen herab gesehen hat. Zuerst eingeschüchtert, schmiegt er sich eng an die Mutter und hält ihre Hand fest in der seinen; allmälig aber berauscht ihn der Lärm, das Getriebe des Festes. Die Drehorgelmusik reißt ihn hin. In der hastigen Art, mit welcher er seine Mutter fortzieht, liegt eine tolle Lust, immer weiter und weiter zu laufen, dorthin, wo der Lärm noch größer, die Menge noch dichter ist, — gleichzeitig bekämpft von dem Verlangen, überall stehen zu bleiben und alles zu bewundern. So entfernen sie sich unwillkürlich immer weiter von ihrem Ausgangspunkte, wie ein Schwimmer, der sich vom Wasser dahintreiben läßt; sie können dies um so leichter, da niemand sie beachtet und unter all den bunten Toiletten die einfache, in matten Farben gehaltene Kleidung der Königin ebenso wenig auffällt, wie die vornehme Eleganz Zaras, dessen gestärkter, weitumgelegter Kragen, dessen nackte Waden und kurzes Röckchen nur ein paar Frauen zu der Bemerkung veranlassen: „Das ist ein Engländer“. . . . Er geht zwischen seiner Mutter und Elysée, die einander ob seines Entzückens zulächeln. „Mutter, Mutter, sieh doch! . . . Herr Elysée, was geht dort unten vor? . . . Lassen Sie uns hingehen!“ Und von einer Seite des Weges zur anderen, im sonderbarsten Zickzackmarsche, kommt man im=

mer tiefer in die dichte Menge, deren Wellenbewegung folgend.

Elysée meint, ob man nicht jetzt lieber umkehren möchte; aber das Kind ist wie trunken. Es bittet und fleht, zieht seine Mutter an der Hand, und die Königin ist so glücklich über die Erregung ihres sonst so müden, verdrossenen Kleinen, ist selbst so erregt von diesem Volkstreiben, daß man immer und immer vorwärts geht . . . Die Luft wird schwüler, wie wenn die sich neigenden Strahlen der Sonne einen Gewitterdunst heraufzögen; und damit gewinnt das in tausend Farben schillernde Fest einen feenhaften Anstrich. Die Stunde der Paraden ist da. Das ganze Personal der Circusse und Schaubuden ist draußen, unter den kleinen Schirmdächern am Eingange, vor den aufgeblähten Leinenwänden, auf denen die gemalten Riesenthiere und Herculesse durch die Bewegung des Zeuges zu leben scheinen. Hier wird ein großes militärisches Schaustück vorgeführt: eine Anzahl von Uniformen aus der Zeit Karls IX. und Ludwig XV., Hakenbüchsen und Flinten, Perrücken und Federbüsche durcheinander, wozu die ohrenzerreißende Blechmusik die Marseillaise spielt; auf der Estrade gegenüber machen junge, wie Pferde an einem Brautwagen weiß aufgezäumte Circuspferde ihre Kunststücke, rechnen mit dem Hufe und verbeugen sich mit der Brust; nebenan stellt die echte Jahrmarktsbude ihren Hanswurst in karrirter Blouse, ihre kleinen, in Tricots eingezwängte „Wilden" und ein langes, ganz in Rosa gekleidetes Mädchen mit sonnverbrannten Zügen aus, das mit goldenen und silbernen Kugeln, Flaschen und blinkenden Zinnmessern, die sich über ihrer mit Glasnadeln reichbesteckten Frisur kreuzen, Jongleurkünste produeirt. Der kleine Prinz verliert sich in endlosen Betrachtungen vor dieser

wunderbar schönen Person, bis eine Königin, eine echte Feenkönigin, mit glitzerndem Diademe und kurzer Tunika aus Silbergaze, vor seinem trunkenen Blicke erscheint und mit gekreuzten Beinen sich an die Rampe lehnt. Er hätte sich von ihrem Anblicke nicht mehr losreißen können, wenn nicht jetzt das Orchester seine Aufmerksamkeit gefesselt hätte, — fürwahr, ein ganz außerordentliches Orchester, denn es besteht weder aus Militärpersonen, noch aus rosagekleideten Herculessen, sondern aus wirklichen Leuten von Welt, einem Herrn mit kurzem Backenbarte und glänzendem Schädel, welcher sich herabläßt, das Cornet à piston zu blasen, und einer Dame, aber einer echten, vornehmen Dame, die sogar etwas von der feierlichen Frau von Silvis an sich hat, mit seidener Mantille und einem Hute, auf dem ein ganzer Blumengarten zittert, welche mit außerordentlich robusten Armbewegungen auf eine große Pauke losschlägt, während ihre zerstreuten Blicke nach rechts und links umherschweifen. Wer weiß? Vielleicht irgend ein Fürstenpaar, das ebenfalls ins Unglück gekommen ist . . . Aber da sind noch andere Wunder anzustaunen! Wie in einem endlosen, unaufhörlich wechselnden Panorama tanzen hier Bären an der Kette, dort Neger im Leinenschurze, weiterhin Teufel und Teufelinnen mit purpurrothen Kopfbinden; berühmte Faustkämfer rufen zum Ringen auf, die eine Faust in die Hüfte gestemmt, in der andern die für den Liebhaber bestimmte Unterhose über den Köpfen der Menge schwenkend; Fechtmeisterinnen mit Panzertaillen und rothen, golddurchwirkten Strümpfen, das Gesicht von der Maske bedeckt, die Hand in ledernen Fechthandschuhen, schütteln ihre Rappiere; ein ganz in schwarzen Sammet gekleideter Mann, eine Art Columbus oder Copernicus, beschreibt mit seiner diamanten=

geschmückten Reitpeitsche magische Kreise in der Luft, während hinter der Estrade ein fader Stallgeruch und das Gebrüll der wilden Thiere aus der Menagerie Garel hervorkommt. Alle diese lebenden Curiositäten vermengen sich mit den nur bildlich dargestellten Riesendamen in Ballkleidung mit nackten Schultern und rosagefiederten Armen, — Schattenrisse von sitzenden und mit verbundenen Augen in der Zukunft lesenden Somnambulen, denen ein schwarzbärtiger Doctor zur Seite steht, — Ungeheuer, Mißgeburten, Merkwürdigkeiten und Sonderbarkeiten aller Art, zuweilen nur hinter zwei großen, von einem Stricke gehaltenen Laken verborgen, mit einem Stuhle und Teller als Kassenraum. Und überall, auf Schritt und Tritt, der König des Festes, der Pfefferkuchen in allen Formen und Farben, in Bilderpapier eingeschlagen, mit seidenen Bändern umwunden, mit Zuckerwerk und gebrannten Mandeln verziert, — der Pfefferkuchen in Form von platten, grotesken Menschenkindern, welche die neuesten Pariser Berühmtheiten darstellen: Amandas Geliebten oder den Prinzen Hühnerschwanz mit seinem unzertrennlichen Begleiter Rigolo, — der Pfefferkuchen in roth ausgeschlagenen, goldgefranzten Läden, in Körben und auf ambulanten Verkaufsbrettern, einen Geruch von Honig und Früchten allüberall innerhalb der Menschenmenge verbreitend, die eng zusammengepreßt, sich langsam vorwärts bewegt, und in welcher die Circulation schwierig zu werden beginnt. Eine Umkehr ist jetzt unmöglich. Man muß dem herrschenden Strome folgen, vorwärts und rückwärts, bald zu dieser, bald zu jener Bude, denn die lebendige Menschenwelle sucht nach den Seiten hin auszuweichen, ohne jedoch eine Lücke zu finden, in welche sie sich ergießen könnte. Aber nur Lachen und Scherzen hört man

in dem unaufhörlichen, starken Gedränge. Noch niemals hat die Königin das Volk so nahe gesehen. Von seinem Athem und der rauhen Berührung seiner kräftigen Schultern gestreift, empfindet sie zu ihrer Verwunderung weder Ekel noch Schreck, und dringt langsam in der Menge vor, mit jenem zögernden Schritte, welcher trotz der abwesenden Wagen dem Zuge eine Art von Feierlichkeit verleiht. Die gute Laune all dieser Leute beruhigt sie, wie auch die überschäumende Fröhlichkeit ihres Sohnes, und die Unzahl der kleinen Kinderwagen, welche sich mitten im dichtesten Gewühle bewegen. „So drängt doch nicht! Ihr seht ja, daß hier ein Kind ist.“ Und nicht eins, nicht zehn, nicht zwanzig, sondern hunderte und hunderte von Kindern, von den Müttern auf dem Arme oder von den Vätern auf dem Rücken getragen; und Friederikens Züge überfliegt ein liebenswürdiges Lächeln, wenn sie eines der Proletarierköpfchen sieht, das ungefähr in gleichem Alter mit dem ihres Sohnes steht. Elysée dagegen beginnt unruhig zu werden. Er weiß, was eine anscheinend noch so ruhige Menschenmenge zu bedeuten hat und kennt die Gefahren ihres Hin- und Herfluthens. Wenn eine der dicken Wolken da oben sich in Regen auflöst, — welche Verwirrung, welch panischer Schrecken! Und vor seiner stets arbeitenden Einbildungskraft erscheinen die schrecklichen Scenen, die Körper an Körper erdrückten Menschen auf dem Platze Ludwig XV., die entsetzliche Anhäufung eines ganzen Volkes inmitten des großen Paris, zwei Schritte nur von ungeheuren leeren Straßen, in die man aber nicht gelangen kann . . .

Zwischen seiner Mutter und seinem Lehrer, welche ihn schützen und führen, wird dem kleinen Prinzen sehr warm. Auch klagt er, nichts mehr sehen zu können. Elysée hebt

ihn, gleich den Arbeitern um ihn her, auf seine Schultern; damit geht die Freude aufs Neue an, denn von da oben ist der Anblick des Festes ein prachtvoller. Der Abendhimmel ist von Lichtstreifen und großen, ziehenden Schatten durchsetzt; in der langen Perspective zwischen den zwei Säulen der Barrière wehen Fahnen und Standarten, bauscht sich die Leinwand an der Vorderseite der Buden. Die kleinen Kasten der russischen Riesenschaukeln erheben sich ununterbrochen in die Luft, mit Menschen gefüllt; ein dreistöckiges Carousſel, lackirt und aufgeputzt wie ein Spielzeug, dreht sich schwindelerregend im Kreise mit seinen Löwen, Leoparden und Fabelthieren, auf denen die Kinder so steif wie Hampelmänner hocken. In der Nähe fliegen hunderte von rothen, an einem Bindfaden befestigte Gummiballons; unzählige Windmühlen aus gelbem Papier drehen sich wie Feuerwerkskörper an ihren Holzstäben; und die Menge beherrschend ragen eine Unzahl von kleinen Blondköpfen in die Luft. Die schon etwas erbleichten Strahlen der sich neigenden Sonne werden von den Wolken zurückgeworfen, die Gegenstände bald scharf erhellend, bald mehr im Dunkel lassend, und dies verleiht dem Ganzen einen neuen Reiz. Hier erleuchten sie einen Bajazzo und seine Colombine wie zwei weiße Flecke, die einander gegenüber gestikuliren, eine Pantomime in Kreide auf dem schwarzen Hintergrunde der Bühne; dort einen langen, mit spitzer griechischer Mütze ausstaffirten Gaukler, der gebückt dasteht und sich so geberdet, als ob er die schwarz auf seiner Treppe fluthende Menge in das Innere seiner Bude hineinschöbe. Der Gaukler hat den Mund weit offen und schreit oder brüllt augenscheinlich; aber man hört ihn ebensowenig wie die wüthend geläutete Glocke hier an der Ecke einer Estrade, oder die Schüsse

aus den Flinten, welche man laden und rauchen sieht. Denn es verliert sich Alles in dem ungeheuren Getöse des Jahrmarktes, in dem elementaren, aus allen möglichen Geräuschen zusammengesetzten Lärm von Schnarren, Vogelflöten, Pauken, Trommeln, Sprachrohren, Thiergebrüll, Drehorgeln, Dampfpfeifen. Wie man einen Bienenschwarm mit Geräusch anlockt, so bemüht sich auch hier alles, mit dem unermüdlichsten und lärmendsten Instrumente die Menge herbeizuziehen; dazu tönen Schreie aus den Schaukeln und Buden, und von zehn zu zehn Minuten die Züge der Gürtelbahn, welche an dem Jahrmarkte vorbeibrausen und mit ihrem Pfeifen den tollen Lärm durchgellen.

Plötzlich wird der Königin von der Erschöpfung, von dem erstickenden Dunste der Menschenmenge, von den schrägen und warmen Strahlen der Nachmittagssonne, von all den tausenden glitzernder und sich bewegender Dinge schwindlig. Ihre Kräfte verlassen sie. Sie hat nur noch die Zeit, den Arm Elysées zu erfassen, um nicht hinzufallen, und während sie sich krampfhaft an ihn klammert, aufrecht und bleich, die Worte zu murmeln: „Nichts . . . es ist nichts . . .“ Aber ihr Kopf, in welchem die Pulse schmerzhaft klopfen, ihr ganzer, das Bewußtsein verlierender Körper, ruhen eine Minute lang an ihm . . . Oh, er wird sie niemals vergessen, diese Minute! . . . . Jetzt ist es vorbei, die Königin hat ihre Kraft wiedererlangt. Ein frischer Hauch auf ihrer Stirn hat sie rasch wieder zu sich gebracht; aber sie läßt den stützenden Arm nicht mehr los, und dieser königliche Schritt, der sich dem seinigen anpaßt, dieser warm und leicht auf ihm ruhende Handschuh, versetzen Elysée in eine unsägliche Verwirrung. Die Gefahr, die Menschenmenge, Paris, das Volksfest, alles

ist vergessen. Er befindet sich im Zauberlande, wo die ausschweifendsten, feenhaftesten Träume sich verwirklichen. Mitten in dem Volksgewühl schreitet er dahin, ohne es zu sehen oder zu hören, getragen von einer ihn ganz einhüllenden Wolke, die ihn unterstützt, ihn vorwärts treibt, und unmerklich aus der breiten Straße in einen stilleren Weg hinausführt . . . Hier erst findet er sich wieder, fühlt er wieder den Boden unter seinen Füßen . . . Der Wagen der Königin ist weit entfernt. Unmöglich, zu ihm zurückzugelangen. Sie müssen zu Fuß nach Hause gehen, in der Dämmerung breite Alleen und lange, von gefüllten Schänken eingesäumte, von angeheiterten Passanten belebte Straßen durchschreiten. Es ist ein echter Jungenstreich, aber beide haben kaum einen Gedanken für diesen sonderbaren Heimweg. Der Kleine spricht und spricht unaufhörlich, wie alle Kinder nach einer Festlichkeit; ihr kleines Mäulchen beeilt sich, alle die Eindrücke, Gedanken und Ereignisse wiederzugeben, welche sie mit ihren Augen eingesammelt haben. Elysée und die Königin wandeln schweigend dahin. Er, noch erschauernd in Seligkeit, sucht sich die köstliche und unvergeßliche Minute, welche ihm das Geheimniß, das traurige Geheimniß seines Lebens enthüllt hat, immer wieder in die Erinnerung zurückzurufen, um sie sofort wieder daraus zu verscheuchen. Friederike denkt an all das Neue und Unbekannte, das sie soeben gesehen hat. Zum ersten Male hat sie das Herz des Volkes schlagen gefühlt, ihr Haupt an die Schulter des Löwen gelehnt. Ein mächtiger und sanfter Eindruck ist ihr davon zurückgeblieben, wie der einer zärtlichen, schutzverheißenden Umarmung.

VIII.

Der große Coup.

Die brüsk wie von einem Selbstherrscher geöffnete Thür sendet von einem Ende der Agentur zum andern einen Luftzug, welcher die blauen Schleier und Staubmäntel aufbläht, die kleinen Federn auf den Reisehüten und die Rechnungen in den Händen der Angestellten bewegt. Hände strecken sich aus, Köpfe verneigen sich: J. Tom Lévis ist eingetreten. Ein an den ganzen Kreis gerichtetes Lächeln, einige kurze Befehle an die Buchhalterei, die in außerordentlich fröhlichem Tone gestellte Frage, „ob die Sendung an Se. Königliche Hoheit den Prinzen von Wales abgegangen sei", — und schon ist er in seinem Cabinete, während die Commis einander durch Augenzwinkern ihr Erstaunen über die wunderbar gute Laune ihres Herrn und Meisters zu erkennen geben. Zweifellos muß etwas vorgefallen sein. Selbst die schweigsame Sephora merkt dies hinter ihrem Gitter und fragt den eintretenden Tom leise:

„Was giebt's?"

„Eine ganze Menge!" sagt ihr Gemahl mit einem breiten

stillen Lachen und dem bei großen Gelegenheiten auftretenden Augendrehen.

„Komm',“ bedeutet er seiner Frau.

Und beide steigen die fünfzehn engen, steilen Stufen herab, welche in das untere Geschoß und dort in ein sehr zierlich ausgestattetes, mit Divan und Damentoilette versehenes, fast stets durch eine Gasflamme erhelltes Boudoir führen; die kleine, auf die Rue Royale gehende Lichtpforte ist mit mattem, dickem Hornglase verschlossen. Von da aus kann man in die Keller- und Hofräume gelangen, was Tom den Vortheil bietet, ungesehen aus- und eingehen, lästige Besucher und Gläubiger vermeiden zu können, all das, was der Pariser Jargon „Pflastersteine“ nennt, d. h. Personen und Dinge, welche den Verkehr stören. Bei so verwickelten Geschäften wie die der Agentur Lévis sind derartige Schliche unentbehrlich; ohne sie würde das ganze Leben in unnützem Zank und Streit vergehen.

Selbst die ältesten Beamten Toms, Leute also, die schon ganze fünf oder sechs Monate bei ihm sind, haben noch niemals dieses geheimnißvolle Boudoir betreten; nur Sephora besitzt das Recht, hierher zu kommen. Es ist das vertrauliche Heim des Agenten, sein Inneres, sein Gewissen, die Puppe, aus welcher er jedesmal verwandelt herauskommt, so etwas wie eine Schauspielergarderobe, der übrigens das Boudoir jetzt mit seinen angezündeten, den Marmor und die Draperien der Toilette beleuchtenden Gasflammen, namentlich aber durch die sonderbare Mimik auffallend gleicht, welcher Herr J. Tom Lévis, Agent für Fremde, sich in diesem Augenblicke hingiebt. Im Handumdrehen öffnet er seinen langen englischen Ueberrock und wirft ihn in eine Ecke, dann eine Weste und noch

eine und noch eine von allen Stärken und Farben, wickelt sich die zehn Meter weißen Mousselins ab, welche seine Cravatte bilden, thut dasselbe mit den um seinen Körper geschlungenen Flanellbinden, und aus der behäbig runden, apoplectischen Gestalt, welche Paris in dem damals einzigen Cab durchrollte, hat sich plötzlich mit einem Seufzer der Erleichterung ein kleines, ausgetrocknetes, hageres Männchen wie eine abgespulte Garnrolle herausgeschält, ein greulicher, fünfzigjähriger Pariser Gassenjunge, der mit seinen Runzeln, Narben und kahlen Stellen aussieht, als ob man ihn soeben aus einem glühenden Kalkofen gezogen hätte, — dabei von jungenhaftem, bengelhaftem Benehmen, — der echte, unverfälschte Tom Lévis, das will sagen: Narcisse Poitou, der Sohn eines Tischlers in der Henkelgasse.

Bis zu zehn Jahren zwischen den Hobelspänen der väterlichen Werkstatt, und vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahre auf der Straße, dieser unvergleichlichen Schule unter freiem Himmel, aufgewachsen, hatte Narcisse schon früh den Abscheu vor dem niederen Volke und jeder Art von Arbeit in sich erwachen gefühlt, gleichzeitig mit einer verzehrenden Einbildungskraft, welche in der Pariser Gosse und ihrem heterogenen Inhalte bessere Nahrung fand, als in einer Weltumsegelung. Schon als kleines Kind dachte er sich Unternehmungen und Geschäfte aus. Späterhin verhinderte ihn diese Beweglichkeit seiner Träumereien, seine Kräfte auf irgend etwas zu vereinigen, sie nutzbringend zu verwerthen. Er reiste in der Welt umher und sprang von einer Beschäftigung zur andern über. Nachdem er Goldgräber in Australien, Squatter in Amerika, Schauspieler in Batavia, Polizeidiener in Brüssel gewesen war, überall Schulden gemacht, in allen vier Welt-

theilen Bären angebunden hatte, ließ er sich als Geschäftsagent in London nieder, wo er ziemlich lange blieb, und wo er es schließlich hätte zu etwas bringen können, wenn ihn nicht seine unersättliche, nimmer ruhende Phantasie, die Phantasie des Wollüstigen, welche stets nur im Vorgenuß des Kommenden lebt, in das abgrundtiefe Elend Britanniens zurückgeworfen hätte. Diesmal fiel er sehr tief und wurde des Nachts im Hyde-Park aufgegriffen, als er auf die Schwäne des Weihers wilderte. Einige Monate Gefängniß verleideten ihm vollends das freie England, und er strandete wieder als herrenloses Gut auf dem Pariser Trottoir, das den Anfang seiner Laufbahn gesehen hatte. Wieder war es eine mit seinen Gauklerneigungen zusammenhängende Laune, welche ihn veranlaßte, sich in Paris als Engländer aufzuspielen, was ihm übrigens bei seiner genauen Kenntniß der angelsächsischen Sitten, Sprache und Lebensweise sehr leicht wurde. Dieser Gedanke war ihm plötzlich, instinctiv, bei seinem ersten „Geschäfte“ als Unterhändler gekommen.

„Wen soll ich denn melden?“ fragte ihn ein langer, frecher Bengel in Livrée.

Poitou kam sich in dem glänzenden Vorzimmer so abgeschabt und abgerissen vor, daß er davor zitterte, ungehört hinausgeworfen zu werden; er empfand das Bedürfniß, sich durch etwas Abnormes, Fremdartiges, eine Haltung zu geben.

„Aoh . . . Melden Sie Sir Tom Lévis.“

Und sofort fühlte er sich von diesem improvisirten Namen, dieser entliehenen Nationalität gehoben; die Vervollkommnung der dazu gehörigen Eigenthümlichkeiten machte ihm viel Freude und gewährte ihm außerdem den Vortheil, daß die noth-

wendige Behutsamkeit in Sprache und Haltung sein angeborenes Feuer dämpfte und ihm seine Kniffe auszudenken gestattete, während es aussah, als ob er nach Worten suchte.

Eigenthümlicher Umstand! Von den unzähligen Combinationen dieses erfindungsreichen Geistes erwies sich der ungesuchte Einfall der Anglisirung als der glücklichste. Er verdankte ihm die Bekanntschaft mit Sephora, welche damals in den Champs Elysées ihr „Familienhotel“ hielt, — ein zierliches, dreistöckiges Häuschen mit rosa Vorhängen an den Fenstern und einer kleinen Freitreppe auf die Avenue d'Antin. An einem Fenster des Erdgeschosses zeigte sich das ruhig-klassische, auf eine Handarbeit oder das Cassabuch herabgebeugte Profil der stets in Gesellschaftskleidung befindlichen Wirthin. Im Hause selbst eine sonderbar gemischte Gesellschaft: Clowns und Bookmakers, Stallmeister und Roßtäuscher, das englisch-amerikanische Zigeunerthum, das schlimmste von allen, der Abschaum der Lasterhöhlen und Spielbänke. Die weiblichen Insassen ergänzten sich aus den Tänzerinnen des benachbarten Mabille, von welchem die Musik im Sommer allabendlich herübertönte, um sich im Hotel mit dem Lärm der zankenden Bewohner und mit dem Geklimper der Spielmarken und Goldstücke zu vermengen; denn nach Tische wurde immer Bank aufgelegt. Verirrten sich zuweilen anständige, durch das trügerische Aushängeschild getäuschte Fremden zu Sephora, so wurden sie von den sonderbaren Gästen und dem im Hause herrschenden Tone gewiß noch am ersten Tage verjagt, kaum, daß sie die Koffer ausgepackt hatten.

Inmitten dieser Abenteurer und Schwindler erwarb sich Meister Poitou, oder vielmehr Tom Lévis, trotzdem er nur eine Mansarde unter dem Dache bewohnte, sehr bald eine ge-

wisse Achtung durch seinen Frohsinn, seine Geschmeidigkeit und seine genaue Kenntniß der Geschäfte, aller Geschäfte. Er legte die Ersparnisse der Dienstleute an und gewann durch diese das Vertrauen ihrer Herrin. Wie hätte er es auch nicht erringen sollen, der Mann mit dem guten, offenherzigen, lächelnden Gesichte und der stets angeregten Laune, welche ihn besonders kostbar für die Table d'hôte erscheinen ließ, die Gäste stets zum Wetten und Trinken aufmunternd. Die sonst so kalte und verschlossene Wirthin ließ sich nur Mr. Tom gegenüber vertraulich gehen. Wenn er des Nachmittags zuweilen beim Kommen oder Weggehen sich in dem kleinen, reinlichen, mit Spiegeln und Decken reich ausgestatteten Bureauzimmer aufhielt, erzählte ihm Sephora von ihren Geschäften, zeigte ihm ihre Schmucksachen und Bücher, und bat ihn um Rath bezüglich der heutigen Speisekarte, oder der besten Behandlung der großen Blattpflanze, welche neben ihrem Schreibtische stand. Sie lachten zusammen über die Liebesbriefe und Anträge aller Art, welche sie erhielt; denn sie war eine von jedem Gefühle unbeeinflußte Schönheit. Ohne jedes Temperament, behielt sie immer und überall kaltes Blut, behandelte die Leidenschaft wie ein Geschäft. Man sagt, daß der erste Liebhaber für das ganze Leben entscheidend sei; derjenige Sephora's, der von Vater Leemans ausgesuchte Greis, hatte ihr das Blut für immer erkältet und die Liebe verderbt. In dieser sah sie nichts als das Geld, und dann auch die Intrigue, die List und den Schacher, denn das bewunderswerthe Geschöpf war im Trödel und nur für den Trödel geboren. Nach und nach bildete sich ein Verhältniß zwischen ihr und Tom heraus, eine Freundschaft wie zwischen Vormund und Mündel. Er berieth und leitete sie mit einer Geschicklichkeit,

einer stets regen Erfindungsgabe, welche diesen gesetzten und methodischen, aus orientalischem Fatalismus und schwerblütigem flandrischem Naturell zusammengesetzten Charakter zur Bewunderung hinriß. Sie erfand niemals etwas, hatte niemals einen blitzschnellen, von dem Augenblicke selbst eingegebenen Gedanken, und so mußte sie geblendet werden von dem Geiste Tom's, diesem stets prasselnden Feuerwerke. Vollends aber wurde sie bezaubert, als eines Abends ihr Pensionär, nachdem er bei Tische auf die komischste Art der Welt das Französische geradebrecht hatte, ihr in's Ohr flüsterte, als er im Bureau seinen Zimmerschlüssel aus ihrer Hand nahm:

„Und Sie wissen, — nicht die Spur von Engländer."

Von da ab verliebte sie sich in ihn, oder — um die Dinge beim rechten Namen zu nennen — sie versetzte sich auf ihn wie eine Frau von Welt auf den Schauspieler, den nur sie allein kennt, fern von den Lampen, der Schminke und dem Bühnenflitter, so wie er ist, und nicht, wie er den Andern erscheint. Die Liebe will immer etwas voraus haben. Auch entstammten sie beide demselben Pariser Rinnstein. Bei Sephora hatte er zwar nur den Saum ihrer Kleider beschmutzt, während Narcisse sich ganz und gar in ihm umhergewälzt hatte; den Flecken aber und die Vorliebe für den Schlamm bewahrten sie beide in gleicher Weise. Der ausgeprägte Zug, die wüste Falte, welche die lauernde Physiognomie des echten Parisers aus der Hefe des Volkes auszeichnet und auch zuweilen unter der Maske des Engländers hervorguckte, zeigte sich bei Sephora manchmal wie vom Blitze erhellt in den biblischen Linien ihres Gesichtes, in dem Spotte und gemeinen Lachen ihres göttlich schönen Mundes.

Die sonderbare Liebe der Schönen zu dem Ungeheuer

wurde immer größer, je vertrauter die Frau mit dem Leben des Gauklers, seinen Schlichen und Kniffen wurde, von der Erfindung des Cabs bis zu der der vielfachen Westen, mit deren Hilfe Tom Lévis, der doch nicht mehr in die Länge wachsen konnte, sich wenigstens ein majestätischeres Ansehen zu geben versuchte; immer größer, je enger sie sich diesem auf den Augenblick berechneten, wirbelnden Leben voll von Projecten, Träumen, großen und kleinen „Geschäften“, anschloß. Und dieser Pavian von Mensch war so gewaltig in seiner Art, daß er noch nach zehn Jahren einer legitimen, bürgerlichen Ehe sie gerade so zu unterhalten und zu bezaubern wußte, wie in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft. Um sich hiervon zu überzeugen, brauchte man sie nur an dem genannten Tage zu sehen, wie Sephora sich auf dem kleinen Divan vor Lachen wälzte und in freudiger Extase einmal über das andere rief: „Was er doch närrisch ist!“ — während der kahlköpfige, knochige, eckige Tom in seinen farbigen, gestrickten Unterkleidern, derart auf den magersten Ausdruck seiner selbst zurückgeführt, sich vor ihr einem wilden Gig*) überließ, den er mit hölzernen Geberden und rasendem Fußtrampeln executirte. Als beide endlich müde waren, sie vom Lachen und er vom Tanzen, warf er sich neben sie auf den Divan, näherte sein Affengesicht ihrem Engelsköpfchen und rief, indem er ihr seine Freude direct in's Gesicht blies:

„Ueberflügelt, die Spechts! Aus dem Sattel geworfen, die ganze Spechterei! Ich habe meinen Coup, den großen Coup!“

„Wahrhaftig? Wer ist's denn?“

---

*) Englischer Matrosentanz.

Bei dem Namen, welchen er nannte, kräuselten sich die hübschen Lippen Sephora's verächtlich.

„Wie? Der große Gimpel? . . . Aber der hat ja keinen rothen Heller mehr . . . Wir haben ihn kahl geschoren, barbirt, ihn und seinen Illyrischen Löwen . . . Hat ja kein Härchen mehr auf dem Buckel . . .“

„Lach' nicht über den Illyrischen Löwen, meine Tochter; das Fell allein ist zweihundert Millionen werth“, sagte Tom, wieder zu seinem gewohnten Phlegma zurückkehrend.

Die Augen der Frau leuchteten. Er wiederholte, jede Silbe betonend:

„Zweihundert Millionen.“

Dann setzte er ihr kühl und klar den ganzen Sachverhalt auseinander. Es handelte sich darum, Christian II. dahin zu bringen, daß er den Vorschlag des Landtags annehme und für den ihm gebotenen schönen Preis auf seine Rechte an den Thron verzichte. Alles in Allem, was ist's auch? Eine Unterschrift, nichts weiter. Christian allein hätte sich auch schon lange dafür entschieden. Aber seine Umgebung, die Königin namentlich, hält ihn zurück, hindert ihn daran, den Verzicht zu leisten. Ueber kurz oder lang muß es aber doch so weit kommen. Kein Pfennig mehr im Hause. Ganz St. Mandé hat Geld zu fordern, der Schlächter und der Futterhändler, — denn trotz des Elends der Herrschaft stehen immer noch Pferde im Stalle. Dabei offenes Haus und offene Tafel, anscheinender Luxus und dahinter die bittersten Entbehrungen. Die königliche Wäsche mit den eingestickten Kronen bekommt Löcher, aber neue wird nicht angeschafft. Die Schränke leer, die werthvollsten Silbersachen versetzt; die kaum noch genügende Dienerschaft muß oft Monate lang auf ihren

Lohn warten. Alle diese Einzelheiten hatte Tom von Lebeau, dem Kammerdiener, der ihm auch die Geschichte von den zweihundert Millionen und der Scene erzählt hatte, die auf das Bekanntwerden des Vorschlages gefolgt war.

Seitdem der König die zweihundert Millionen sich so nahe wußte, daß er sie gegen eine Federspitze voll Dinte haben konnte, war er ganz verändert, lachte nicht mehr, sprach nicht mehr, und dachte immer nur diesen Einen Gedanken, der sich wie ein stets dieselbe Stelle an der Stirn einnehmender Nervenschmerz in seinen Geist gebohrt hatte. In einer wahren Hundelaune ging er umher und seufzte oft schwer vor sich hin. Trotzdem war in seinem persönlichen Dienste keine Veränderung vor sich gegangen; er hatte wie bisher seinen Schreiber und Kammerdiener, seinen Leibkutscher und seine Lakaien. Derselbe kostspielige Luxus in Möbeln und Einrichtung umgab ihn. Die durch und durch stolze Friederike glaubte die Noth unter ihrer unnahbaren Hoheit Allen verbergen zu können, und hätte niemals gestattet, daß dem Könige irgend welche Entbehrungen auferlegt würden. Wenn er zufällig einmal in St. Mandé speiste, mußte die Tafel stets aufs Reichlichste versehen sein. Was ihm aber fehlte und sie ihm nicht bieten konnte, das war das Taschengeld für den Club, für den grünen Tisch, für die Dirnen. Zweifellos mußte der König nach dieser Seite hin schließlich unterliegen. Eines schönen Morgens, nach einer beim Baccarat oder bei der Roulette durchwachten Nacht, wird er, außer Stande zu bezahlen und nicht gewillt schuldig zu bleiben, — denk' dir nur Christian von Illyrien auf dem schwarzen Brette des Großen Clubs! — wird er also seine schöne Feder zur Hand nehmen und seine Entlassung als König mit einem Zuge unterschreiben. Das wäre sogar schon ge=

schehen, ohne den alten Rosen, der trotz des Verbotes der Königin im Geheimen wieder anfing, die Schulden des Allergnädigsten Herrn zu bezahlen. Deshalb ging auch der Plan dahin, ihn zu größeren Ausgaben zu verlocken und ihm solche Schulden auf den Hals zu laden, welche auch die Kräfte des alten Herzogs überstiegen. Dazu gehörte freilich ein bedeutendes Capital, um die Vorschüsse zu leisten.

„Aber“, sagte Tom Lévis, „das Geschäft ist so gut, daß wir das Geld schon finden werden. Am besten wäre es, mit Vater Leemans zu sprechen, damit es in der Familie bleibt. Nur Eins fehlt mir noch, die Hauptsache, — das ist die Frau!“

„Welche Frau?“ fragte Sephora mit einem großen Aufblick ihrer unschuldigen Augen.

„Diejenige, welche dem König den Strick um den Hals zu legen hätte ... Wir brauchen eine, die das Rupfen gründlich versteht, eine Tüchtige und mit gesundem Magen, die sich gleich an die größten Bissen macht.“

„Amy Férat vielleicht?“

„Ah bah, abgenutzt, bis auf die Knochen ... Und dann nicht tüchtig genug! Das soupirt und singt und macht sich lustig wie die grüne Jugend ... Nicht die Frau dazu, alle Monat ihre kleine Million aufzuknabbern, in aller Stille, ohne scheinbar daran zu rühren, ihr Zuckerwerk dabei hoch zu halten und nur kleinweise davon abzugeben, immer nur per Quadratcentimeter und theurer als eine Baustelle in der Rue de la Paix.“

„O, ich wüßte wohl, wie die Sache zu führen“, sagte Sephora träumerisch ... „Aber wer ...“

„Ja, wer?“

Das stille Lachen, in dem sich die Beiden begegneten, kam einer Association gleich.

„Sieh", sagte er, „da du doch schon angefangen hast..."

„Wie? Du weißt also? . . ."

„Merke ich denn nicht sein Spiel, wenn er dich ansieht, und sein Courmachen am Gitter, wenn er mich ausgegangen glaubt? Ueberdies macht er gar kein Geheimniß daraus und erzählt von seiner Liebschaft jedem, der es hören will . . . Er hat sie sogar schwarz auf weiß in dem Wettbuche des Clubs verewigt."

Als sie die Geschichte der Wette hörte, regte sich die ruhige Sephora doch etwas auf . . .

„So! Wirklich! Zweitausend Louisd'ors, daß er . . . Das ist denn doch zu stark!"

Sie erhob sich und machte einige Schritte im Zimmer, um ihren Zorn abzuschütteln; dann wandte sie sich wieder zu ihrem Gatten.

„Siehst du, Tom, schon über drei Monate läuft mir dieser große Tölpel nach . . . und nicht s o viel hat er erreicht . . ."

Und man hörte das Abschnellen eines kleinen, soliden Nagels von einem Zahne, der nur auf's Beißen wartete.*)

— Sie log nicht. Trotzdem er ihr so lange schon nachjagte, war er immer noch nicht weiter, als ihr die Fingerspitzen küssen, an ihren Federhaltern kauen und sich an dem

*) Das Anstemmen und schnalzende Abschnellen des rechten Daumennagels von der oberen Zahnreihe ist eine in den lateinischen und levantinischen Ländern gebräuchliche Geberde, um den höchsten Grad der Nichtigkeit, des Nichtvorhandenseins, auszudrücken.

Vorbeistreifen ihres Kleides berauschen zu dürfen. So etwas war dem Prinzen Tausendschön, dem verzogenen, von herausfordernden Blicken und parfümirten Briefchen belagerten Liebling der Frauen, noch niemals begegnet. Sein hübscher Lockenkopf, dem der Eindruck einer Krone verblieb, die durch die Königin unterhaltene Sage von seinem Heldenthume, und vor allem der verführerische Duft, welcher die vielgeliebten Wesen umgiebt, hatten ihm in den Aristokratenkreisen vielfach Abenteuer der schönsten Art eingetragen. Mehr als eine junge Frau konnte sich eines Aeffchens aus dem königlichen Käfige rühmen; und in der, großentheils gutdenkenden, monarchisch gesinnten Coulissenwelt gab es einer dieser Damen sofort ein gewisses Ansehen, wenn sie in ihrem Geheimalbum das Bild Christian II. hatte.

Dieser Mann, dem sonst Augen, Lippen und Herzen zuflogen, der gewohnt war, seinen Blick niemals vergeblich auf etwas Begehrenswerthem ruhen zu lassen, mühte sich jetzt seit Monaten vergebens vor dieser friedlichsten und kühlsten aller Naturen ab. Sie spielte sich als musterhafte Kassiererin auf, rechnete und zählte und wandte die schweren Blätter um, so daß der Schmachtende kaum etwas anderes von ihr sah, als die sammtene Rundung ihres Profils mit dem Anfluge eines schwachen, im Augenwinkel endenden Lächelns. Zuerst unterhielt dieser Kampf die Laune des Slaven, dann trat die Eigenliebe hinzu, da er auf sein Unternehmen alle Augen des großen Clubs gerichtet fühlte, und schließlich wurde eine wahre Leidenschaft daraus, genährt durch die Leere seiner müßiggängerischen Lebensweise, in welcher die Flamme ungehindert immer höher und höher emporlodern konnte. Er kam alle Tage gegen 5 Uhr, die vorzugsweise beliebte Besuchsstunde in Paris, in welcher

über die Ausfüllung des Abends entschieden wird; nach und nach räumten die andern jungen Leute des Clubs, welche ebenfalls um Sephora herumlungerten, respectvoll das Feld. Diese Lichtung in den Reihen der Kunden und damit auch in der Zahl der laufenden kleinen Geschäfte machte die Dame noch kälter; und da auch der Illyrische Löwenorden nichts mehr einbrachte, begann sie Christian zu verstehen zu geben, daß er sie störe und in allzu königlicher Weise den Platz an ihrem Gitter mit Beschlag belege. All dies aber änderte sich plötzlich am Tage nach ihrer Unterhaltung mit Tom.

„Man hat gestern Abend Ew. Majestät im Theater bemerkt . . .“

Bei dieser Frage, die ein ängstlich-trauriger Blick begleitete, fühlte Christian II. sein Herz pochen.

„In der That . . . Ich war dort . . .“

„Ganz allein? . . .“

„Aber . . . hm . . .“

„Ach! Was es für glückliche Frauen giebt . . .“

Um jedoch das Herausfordernde dieser Worte abzuschwächen, fügte sie sofort hinzu, daß sie schon seit lange ein unendliches Verlangen darnach habe, in dasselbe Theater zu gehen, um die schwedische Tänzerin zu bewundern. Aber ihr Mann wolle sie nirgends hinführen.

Er schlug ihr natürlich vor, mit ihm dahin zu gehen.

„O, Sie sind zu sehr bekannt . . .“

„Wenn wir uns aber im Hintergrunde einer Loge verbergen . . .“

Kurz, man verabredete sich für den nächsten Abend, welchen Tom auch glücklicherweise außer dem Hause verbringen wollte. Welch köstlicher Streich! Sie saß in bescheidener,

klug zusammengestellter Toilette auf dem Vordersitze der Loge, in kindlicher Freude strahlend beim Anblicke der fremden Tänzerin, die damals in Paris von sich reden machte, einer Schwedin mit eckigen Geberden und kleinem Gesichte, mit schwarzen, unter dem blonden Scheitel wie die Augen eines Nagethiers funkelnden, den ganzen Augapfel einnehmenden Augensternen, in ihrer dunkeln Kleidung und ihren großen schweigsamen Sprüngen einer geblendet umherflatternden riesigen Fledermaus außerordentlich gleichend.

„Wie ich mich amüsire!... Wie ich mich amüsire! . . .“ sagte Sephora.

Und der lebenslustige König, der unbeweglich hinter ihr saß und eine Schachtel Bonbons auf den Knieen hielt, empfand eine bisher ungeahnte, süße Lust, wenn ihr nackter, nur mit Spitzen bekleideter Arm oder ihr frischer Athem ihn streifte. Er brachte sie dann noch zum Bahnhofe St. Lazare, da sie nach Courbevoie zurückfahren mußte; unterwegs im Wagen umschlang er sie leidenschaftlich und wollte sie an seine Brust ziehen.

„Oh!“ sagte sie traurig, „Sie verderben mir mein ganzes Vergnügen.“

Der große Wartesaal der ersten Classe war leer und nur schwach beleuchtet. Sie setzten sich beide auf eine Bank, und die fröstelnde Sephora flüchtete sich unter den großen Pelz Christians. Hier hatte sie nichts mehr zu fürchten, ließ sich gehen und flüsterte dem Könige leise Worte in's Ohr. Von Zeit zu Zeit ging ein seine Laterne schwenkender Beamter vorüber, manchmal auch ein Trupp von Schauspielern, welche innerhalb der Bannmeile wohnten und nach dem Theater heimkehrten. Einmal auch ein geheimnißvolles Pärchen, das sich

fest umschlungen hielt und die dunkelsten Winkel des Saales aufsuchte.

„Wie glücklich sie sind!“ murmelte sie. „Weder Bande noch Pflichten . . . nur der Stimme des Herzens folgend . . . Alles andere ist doch nur Betrügerei . . .“

Sie wußte ein Lied davon zu singen; und plötzlich, wie wider ihren Willen hingerissen, erzählte sie ihm mit herzbewegender Aufrichtigkeit von ihrer traurigen Existenz, von den Nachstellungen und Versuchungen, denen ein junges, durch den Geiz ihres Vaters mittelloses Mädchen in Paris ausgesetzt ist, — von dem scheußlichen, ihr ganzes Leben vergiftenden Handel, als sie sechszehn Jahre alt war, — von den vier an der Seite des Greises zugebrachten Jahren, dessen Krankenwärterin sie eigentlich nur gewesen war; dann kam sie darauf zu sprechen, wie sie, um der Nothwendigkeit willen, eine Stütze, einen Halt zu haben und nicht mehr in die Trödlerhände von Vater Leemans zu fallen, sich entschlossen hätte, diesen Tom Lévis, einen Geldmenschen, zu heirathen. Sie hätte sich hingegeben, aufgeopfert, jedes Vergnügens beraubt, lebendig auf dem Lande vergraben, sich dann endlich der Arbeit als Buchhalter unterzogen, und dies alles ohne ein Wort des Dankes von diesem Ehrgeizigen, der nur seinen Geschäften lebe und bei der geringsten Auflehnung, bei jedem Wunsche nach dem kleinsten Vergnügen sogar, ihr stets ihre Vergangenheit vorhalte, ihre Vergangenheit, an der sie doch unschuldig sei.

„Diese Vergangenheit,“ sagte sie, sich erhebend, „welche mir auch den blutigen Schimpf eingebracht hat, der mit Ihrem Namen versehen in dem Buche des Großen Clubs steht.“

Die zum Einsteigen läutende Glocke schloß gerade an der richtigen Stelle diesen kleinen Theatereffect ab. Sephora ent-

fernte sich mit ihrem leisen Schritte, grüßte Christian noch mit Auge und Hand und ließ ihn bestürzt, regungslos, wie angedonnert von dem soeben Gehörten zurück ... Sie wußte also davon? ... Wie konnte sie ...? Oh, wie er sich zürnte ob seiner Gemeinheit, seiner Windbeutelei ... Den ganzen Rest der Nacht verbrachte er mit Schreiben; er flehte sie um ihre Verzeihung an in einem Französisch, das er mit allen Blüthen seiner heimathlichen Poesie, welche die Geliebte dem girrenden Täubchen, der rosigen Frucht der Lazerole vergleicht, ausschmückte.

Es war ein wunderbarer Einfall Sephora's, ihm diese Wette vorzuwerfen. Das gab ihr volle Macht über den König, und für lange hinaus. Dadurch erklärte sich auch ihre ursprüngliche Kälte, der fast feindselige Empfang, den sie ihm so oft hatte zu Theil werden lassen, sowie die kluge Berechnung, mit welcher sie sich jetzt nur schrittweise preisgab. Muß ein Mann nicht alles geduldig von derjenigen hinnehmen, welcher er eine solche Schmach angethan hat? Christian wurde zum schüchternen und folgsamen Diener aller ihrer Launen, ihr von ganz Paris gekannter Cicisbeo, — dies aber nur dem Namen nach; und entschuldigte ihn auch in den Augen der Welt die Schönheit der Dame, so hatte doch die Freundschaft und Vertraulichkeit ihres Gatten wenig Erfreuliches für ihn. „Mein Freund Christian II.“, sagte Tom Lévis bei jeder Gelegenheit mit stolzem Recken seiner kleinen Gestalt. Einmal hatte er sogar die glänzende Idee, den König in Courbevoie zu empfangen, — eine Idee, die den Specht's einen jener wüthenden Eifersuchtsanfälle verursachte, welche die Lebenstage des berühmten Schneiders abkürzten. Der König sah sich Haus und Park an, bestieg die Yacht und willigte auch darein,

sich auf der Freitreppe inmitten der „Schloßherrschaft“ photographiren zu lassen, welche das Andenken an diesen unvergeßlichen Tag im Bilde verewigen wollte; und des Abends, während man zu Ehren Sr. Majestät ein Feuerwerk abbrannte, dessen Raketen sich in den Fluthen der Seine spiegelten, ging Sephora am Arme Christian's die Hecken entlang und sagte ihm, das Gesicht glühend von dem Wiederscheine des bengalischen Feuers:

„Oh, wie ich Sie liebte, wenn Sie nicht König wären ...“

Das war ein erstes und sehr geschicktes Bekenntniß. Alle seine bisherigen Maitressen hatten in ihm stets den Monarchen, den berühmten Namen, die lange Ahnenreihe angebetet. Sephora dagegen liebte ihn nur um seiner selbst willen. „Wenn Sie nicht König wären, . . .“ er war es in so verschwindendem Maße, daß er ihr gern auch den letzten Fetzen Purpur geopfert hätte, welcher sich kaum noch auf seinen Schultern hielt.

Ein anderes Mal sprach sie sich noch deutlicher aus, als er sie bleich und verweint antraf, und mit besorgten Fragen über den Grund ihres Kummers in sie drang.

„Ich fürchte sehr, daß wir einander nicht mehr lange sehen werden,“ sagte sie.

„Und warum?“

„Er hat mir soeben erklärt, daß die Geschäfte hier in Frankreich zu schlecht gingen und wir die Bude zumachen müßten, um uns anderswo niederzulassen.“

„Müssen Sie denn mitgehen?“

„Ach, ich weiß wohl, daß ich seinem Ehrgeiz nur im Wege stehe . . . Er sagte mir: „Komm mit, wenn Du willst ...“ Aber ich kann ja nicht anders, als ihm folgen, . . was sollte ich hier ganz allein beginnen?“

„Du Böse, bin ich denn nicht da?"

Sie sah ihm gerade und starr in die Augen.

„Ja, es ist wahr, Sie, Sie lieben mich . . . Und ich liebe Sie auch . . . Ich könnte Ihnen angehören, ohne Schande . . . Aber nein, es ist unmöglich . . ."

„Unmöglich?" fragte er, ganz hingerissen von der paradiesischen Aussicht.

„Sie stehen zu hoch für Sephora Lévis, gnädigster Herr . . ."

Darauf er, mit köstlichem Selbstbewußtsein:

„Ich werde Sie bis zu mir erheben, Sie zur Gräfin, zur Herzogin machen. Das ist eines der Rechte, die mir noch bleiben; und dann werden wir wol noch irgendwo in Paris ein Nestchen finden, das wir Ihrem Range entsprechend einrichten und wo wir ganz, ganz allein, nur für uns und unser Glück leben können."

„Oh, das wäre zu schön."

Träumerisch erhob sie ihre feuchten, treuherzigen Kinderaugen zu ihm. Bald aber fügte sie lebhaft hinzu:

„Es geht doch nicht . . . Sie sind König, und eines schönen Tages, mitten im herrlichsten Glücke, würden Sie mich verlassen."

„Niemals!"

„Und wenn man Sie zurückruft . . ."

„Wohin denn? Nach Illyrien? Das ist für immer vorbei! Vergangenes Jahr habe ich eine jener Gelegenheiten versäumt, die niemals wiederkehren."

„Wirklich wahr?" fragte sie mit einer jetzt ungeheuchelten Freude. „Oh, wenn ich dessen sicher sein könnte . . ."

Er hatte, um sie zu überzeugen, ein Wort auf den Lippen,

das er nicht aussprach, das sie aber wohl verstand; und des Abends, als Sephora wie gewöhnlich Tom Lévis alles wiedererzählte, erklärte dieser feierlich: „Er hat angebissen . . . man muß mit dem Vater sprechen . . .“

*   *
*

— Auch der alte Leemans hatte sich, wie seine Tochter, von der feurigen und bilderreichen Beredtsamkeit Toms blenden lassen und sich wiederholt an den Unternehmungen der Agentur mit Geld betheiligt. Er gewann und verlor, was ihn weiter nicht störte; als er aber zwei- bis dreimal — um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen — „geleimt“ worden war, zog sich der brave Mann zurück. Er zankte nicht und wurde nicht heftig, denn dazu war er zu praktisch und ein zu großer Feind unnützer Worte; nur wenn sein Schwiegersohn ihm wieder von einer Betheiligung an einem seiner wunderbaren Luftschlösser sprach, die seine flinke Zunge bis in den Himmel zu erheben wußte, dann zeigte sich ein Grinsen in dem Barte des Trödlers, das sehr deutlich als: „Nichts da, mein Söhnchen, damit ist's vorbei,“ zu lesen war, und ein Niederschlagen der Augenlider, welches die Extravaganzen Tom's auf das richtige Niveau ausführbarer Dinge zurückzuwerfen schien. Tom wußte das; und da er kluger Weise darauf hielt, daß das illyrische Geschäft in der Familie bleibe, entsandte er Sephora zu dem Trödler, welcher in seinen alten Tagen eine Art von Zuneigung zu seinem einzigen Kinde, in dem er sich selbst wiederaufleben sah, gefaßt hatte.

Seit dem Tode seiner Frau hatte Leemans den Laden in der Rue de la Paix aufgegeben und sich auf seine Trödelbude beschränkt. Dort suchte ihn denn Sephora eines frühen Morgens auf, um ihn sicher anzutreffen, denn er blieb wenig

zu Hause, der Alte. Ungeheuer reich und scheinbar vom Handel zurückgezogen, fuhr er auch jetzt noch fort, Paris von Früh bis Abend zu durchstreifen, bei den Händlern vorzusprechen, den Auktionen beizuwohnen, den geschäftlichen Dunstkreis aufzusuchen und mit einer überraschenden Geistesschärfe die Menge kleiner Trödler, Bilder- und Kunsthändler zu überwachen, bei denen er im Geheimen — und dies, um seinen Reichthum nicht zu verrathen — mit Kapitalien betheiligt war.

Sephora kam aus Laune oder in Folge einer Jugenderinnerung zu Fuß nach der Rue Eginhard. Ihr Weg führte sie fast durch dieselben Straßen, welche sie früher von und zu ihrem Laden eingeschlagen hatte. Es war noch nicht acht Uhr. In der Morgenkühle sah man wenig Wagen; über dem Bastillenplatze hing noch als Rest der Dämmerung eine röthlichgelbe Wolke, in welche der vergoldete Freiheitsengel seine Flügel zu tauchen schien. Aus allen von dort herführenden Straßen ergoß sich ein Strom hübscher Mädchen, die zur Arbeit gingen. Wäre der Prinz Axel überhaupt im Stande gewesen, so früh aufzustehen, heute hätte er gewiß Grund zur Zufriedenheit gehabt. Zu zweien und dreien eilten sie lustig plaudernd den großen Arbeitssälen in den Straßen St. Martin, St. Denis und Vieille-du-Temple zu; hie und da tauchte auch eine elegantere Erscheinung auf, welche den entfernteren, aber auch erst später geöffneten Boulevardläden zuschritt. Zwar waren die Gesichter nicht so belebt wie am Abend, wenn die Mädchen nach gethaner Arbeit, den Kopf voll von den Erlebnissen eines Pariser Tages, mit Lärm und Lachen nach Hause tänzeln, — oft auch freilich mit einer gewissen Sehnsucht nach dem bei Andern bewunderten Luxus, welche das Dachtämmerchen noch niedriger und die Treppe noch

steiler und dunkler erscheinen läßt. Wenn aber diese jungen Köpfe auch ein wenig verschlafen waren, so gab ihnen die genossene Ruhe doch eine gewisse Frische, erhöht durch die sorgsam gekämmten Haare, das in die Zöpfe geflochtene oder am Busen befestigte Endchen Band, und die noch vor Tagesanbruch sauber abgebürsteten Kleider. Ab und zu ein falscher Schmuck an dem von der Kälte rosig gefärbten Ohre, ein goldglänzender Kamm, ein flimmerndes Schloß am Gürtel, der weiß aus der Tasche eines Regenmantels hervorguckende Saum einer Zeitung. Dabei welche Eile und welcher Muth! In leichten Mäntelchen und dünnen Röckchen gehen sie mit unsicherem Schritte auf den zu hohen, vom vielen Gebrauche schief getretenen Absätzen. Bei Allen der Wunsch und das angeborene Talent zu gefallen, eine eigene Art, mit erhobenem Haupte und forschenden Augen einherzugehen, neugierig auf das, was der beginnende Tag ihnen bringen wird; Charaktere, die auf jeden Zufall eingerichtet sind, wie der Pariser Typus — dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß er gar keiner ist — auf alle Umwandlungen.

Sephora war durchaus nicht gefühlvoll, und sah niemals etwas außer der Sache selbst und dem gegenwärtigen Augenblicke; aber sie hatte doch ihren Spaß an dem wirren und eilfertigen Getrippel um sie her. Alle diese Lärvchen erinnerten sie an ihre eigene Jugend, ebenso wie der Morgenhimmel und das alte, so merkwürdige und auch in den letzten fünfzehn Jahren unverändert gebliebene Stadtviertel, in welchem fast jede Straße den Namen großer Kaufleute trägt. Als sie durch die finstere Wölbung schritt, welche den Eingang der Rue Eginhard bildet, streifte sie den langen Talar des in die benachbarte Synagoge gehenden Rabbiners; zwei

Schritte weiter traf sie den Rattenfänger mit seiner Stange und dem Brettchen, an welchem die haarigen Leichname hangen, — auch eine Figur aus dem alten Paris, welche man nur noch in diesem Gewirre verschimmelter Straßen antrifft, wo sämmtliche Ratten der Stadt ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben; noch weiter endlich den Droschkenkutscher, welchen sie auch in ihrer Jugend jeden Morgen so gesehen hatte, in seinen dicken, wenig an's Gehen gewöhnten Stiefeln plump daherschreitend, und in der Hand, so feierlich wie das Wachslicht bei einer Prozession, die Peitsche haltend, welche der Degen des Kutschers, das Abzeichen seines Grades ist und ihn niemals verläßt. An der Thür der wenigen Läden, aus denen die ganze Straße besteht und die man soeben öffnete, hingen dieselben Lumpen, hörte sie dasselbe hebräisch-deutsche Kauderwelsch wie früher, und als sie die niedrige Vorhalle des väterlichen Hauses, sowie den kleinen Hof durchschritten hatte und jetzt an der gesprungenen Klingel zog, kam sie sich vor, als ob sie fünfzehn Jahre weniger auf den Schultern hätte, fünfzehn Jahre, die sie freilich nicht sehr drückten. Ganz wie früher war es auch jetzt die alte Darnet, welche die Thür öffnete, eine kräftige, pausbackige Auvergnerin, die mit ihren schwarzen Kleidern, dem eng gebundenen Brusttuche und der weißgeränderten Haube, die Trauer einer Kohlenhandlung zu tragen schien. Ueber ihre Stellung im Hause mußte man sich sofort klar sein, wenn man nur ihre Art sah, die Thür zu öffnen, und das Lächeln, das die gekniffenen Lippen der beiden Frauen umspielte, als sie einander gegenüberstanden.

„Mein Vater ist da?"

„Ja, Madame, in der Werkstatt; ich werde ihn rufen."

„Ist unnöthig. Ich finde den Weg schon."

Sie ging durch das Vorzimmer, den Saal und mit drei Schritten auch durch den Garten, ein schwarzes Loch mit einigen Bäumen zwischen hohen Mauern, in dessen engen Gängen sich eine Unmasse alten Krams, Eisen- und Bleistücke, schmiedeeiserne Geländer und alte Ketten aufhäuften, deren verrostetes und geschwärztes Metall sehr gut zu dem verwahrlosten Buxbaum und dem schimmlich-grünen Aussehen des Gartens paßte. Auf der einen Seite befand sich ein Schuppen, bis hinauf angefüllt mit allerlei Gerümpel, zerbrochenen Möbelgestellen aller Jahrhunderte und bestaubten Tapetenrollen; auf der anderen Seite eine Werkstatt mit weiß übertünchten Scheiben, um den indiscreten Blicken der Nachbarn den Eingang zu wehren. Hier erhob sich bis zur Decke in scheinbarer Unordnung eine Sammlung von Reichthümern, deren wirklichen Werth der Alte allein kannte, Laternen, Kronleuchter, Fackelhalter, Rüstungen, Räucherschalen, antike oder ausländische Bronzen. Im Hintergrunde zwei Schmiedeheerde, eine Drehbank und ein paar Schraubstöcke. In diesem Heiligthum verjüngte und kopirte der Trödler die alten Modelle mit wunderbarer Geschicklichkeit und wahrer Mönchsgeduld. Früher hatten hier vom Morgen bis zum Abend fünf oder sechs Arbeiter um den Meister gelärmt; jetzt dagegen hörte man nur das Klopfen eines einzigen Hammers auf Edelmetall, zuweilen das Kreischen einer Feile, und am Abend verrieth nur eine einzige Lampe, daß die Bude noch nicht ganz ausgestorben sei.

Als seine Tochter eintrat, war der alte Leemans gerade mit der Herstellung eines Leuchters aus der Zeit Ludwig XIII. beschäftigt, dessen Modell er vor sich stehen hatte; er trug eine große Lederschürze und die Hemdärmel aufgekrämpt, so

daß die blondbehaarten, wie mit Kupfersplittern aus der Werkstatt besäten Arme sichtbar wurden. Bei dem Geräusch der sich öffnenden Thür erhob er sein kupfriges, fast ganz von weißrothem Haar und Bart verdecktes Gesicht, und runzelte seine buschigen Augenbrauen, unter denen der Blick wie zwischen den herabfallenden Stirnfedern eines Geiers hervorschoß.

„'n Morgen, Pa," sagte Sephora, die so that, als ob sie die verlegene Geberde nicht bemerke, mit welcher der brave Alte den Leuchter zu verbergen suchte; denn er liebte es einmal nicht, in seiner Arbeit gestört oder belauscht zu werden.

„Du bist's, Kleine?"

Er rieb seine alte Schnauze an den beiden zarten Wangen.

„Was ist dir eingefallen?" fragte er, sie in den Garten hinausdrängend. „Wie kommst du dazu, so früh aufzustehen?"

„Ich habe dir etwas sehr Wichtiges mitzutheilen . . ."

„So komm."

Er führte sie dem Hause zu.

„Aber, weißt Du, ich möchte nicht die Darnet dabei haben."

„Schon gut," sagte der Alte, in sein Gestrüpp hineinlächelnd, und sobald sie eingetreten waren, rief er der Dienerin zu, die immer etwas zu putzen hatte und auch jetzt wieder an einem venetianischen Spiegel herumpolirte:

„Darnette, geh' in den Garten und sieh', ob ich da bin."

Der Ton, in welchem dies gesagt wurde, bewies, daß der alte Pascha noch lange nicht zu Gunsten der Lieblingssklavin abgedankt hatte.

Vater und Tochter blieben nun allein in dem kleinen,

reinlich gehaltenen Wohnzimmer, das mit seinen gewöhnlichen Wollteppichen und den mit weißen Schutzdecken versehenen Möbeln in auffälligem Gegensatze stand zu dem Tohuwabohu der staubigen Reichthümer in Schuppen und Werkstatt. Wie die feinen Köche, welche nur die einfachsten Gerichte gern essen, hatte auch Vater Leemans, der große Kenner und Aufspürer von Kunstgegenständen, nicht einen einzigen derselben in seinen Privatzimmern; auch sein Handelscharakter trat hierin zu Tage, die Art des Kaufmannes, welcher die Sachen abschätzt und ohne Leidenschaft oder Bedauern verhandelt und austauscht, *im* Gegensatze zu dem Kunstliebhaber, welcher sich, bevor er irgend eine Seltenheit aus der Hand giebt, erst ängstlich darnach erkundigt, wie der neue Besitzer sie halten, zur Geltung bringen wird. Nur sein großes, von Wattelet gemaltes Portrait, das ihn inmitten seines Eisenkrams darstellte, machte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel und zierte eine der Wände. Bis auf die etwas weißer gewordenen Haare hatte er sich nicht im geringsten verändert; er war immer noch derselbe magere Mann mit dem gewölbten Rücken und dem Hundekopfe, von welchem die langen Haare und der platte röthliche Bart kaum etwas anderes frei ließen, als die durch eine chronische Entzündung rothgefärbte Nase, welche dem nüchternen Theetrinker das Aussehen eines Trunkenboldes verlieh. Dieses Bild und ein auf dem Kamine liegendes Gesangbuch waren die einzigen charakteristischen Merkmale in dem kleinbürgerlich eingerichteten Zimmer. Dem Gesangbuche verdankte Leemans einige gute Geschäfte; durch dasselbe unterschied er sich von seinen Concurrenten, dem alten Juden Schwalbach, der Mutter Esau und den Anderen, welche ihre Abstammung aus dem Ghetto nicht verleugnen konnten,

während er sich rühmen durfte, geborener Christ zu sein, der sich zwar aus Liebe mit einer Jüdin verheirathet hatte, aber Christ und sogar Katholik geblieben war. Das kam ihm bei seiner vornehmen Kundschaft zu Statten; er hörte die Messe in den Privatkapellen derselben, bei der Gräfin Mallet oder der älteren Sismondo, zeigte sich am Sonntag in den Kirchen St. Thomas d'Aquin oder Ste. Clotilde, wo auch seine besten Kunden hinkamen, während er durch seine Frau in die Häuser der großen jüdischen Kaufleute Eingang fand. Jetzt, im Alter, war die religiöse Grimasse ihm zur Gewohnheit geworden, und oft begann er seine Geschäftsgänge des Morgens damit, daß er in St. Paul eintrat, um — wie er ganz ernsthaft zu sagen pflegte — „ein Stückchen Messe zu sich zu nehmen.“ An solchen Tagen gelinge ihm alles besser, behauptete er . . .

„Also? . . .“ begann er, indem er seine Tochter mürrisch von der Seite anblickte.

„Ein großes Geschäft, Pa . . .“

Sie zog aus ihrer Tasche ein ganzes Bündel Wechsel mit der Unterschrift Christians.

„Die sind zu escomptiren . . . Willst du?“

Kaum hatte der Alte einen Blick auf die Schrift geworfen, als er eine solche Grimasse schnitt, daß das ganze Gesicht beinahe in seinem struppigen Vließe verschwand, wie der Körper eines sich zur Vertheidigung vorbereitenden Stacheligels.

„Illyrisches Papier! Danke, kenne das. Dein Mann muß verrückt geworden sein, um dich mit so etwas zu mir zu schicken . . . Ihr seid also wirklich schon so weit gekommen?“

„Höre,“ sagte sie ruhig, ohne sich von dem Empfange

verblüffen zu lassen, den sie erwartet hatte, und setzte ihm in ihrer schlichten Art den „großen Coup“ auseinander, brachte auch die Beweisstücke bei, das Exemplar der Zeitung mit dem Kammerberichte, und die Briefe von Lebeau, der sie auf dem Laufenden erhielt . . . Der König, verliebt bis über die Ohren, beschäftigte sich jetzt mit der häuslichen Einrichtung seines Glückes. Er brauchte dazu ein prachtvolles Hotel in der Avenue de Messine mit entsprechendem Hausrath, Wagen und Pferden, und wollte dagegen so viel Wechsel als nöthig unterschreiben, zu einem beliebig hohen Zinsfuße . . . Leemans hörte jetzt mit beiden Ohren zu, fragte hin und her, machte seine Bemerkungen, und durchforschte das so klug eingefädelte Geschäft nach allen Richtungen.

„Wie lang laufen die Wechsel?“

„Drei Monate.“

„In drei Monaten also?“

„In drei Monaten.“

Sie machte eine Geberde, wie wenn Jemand einen Knoten zuschnürt, wobei sie ihre feine Lippe einkniff.

„Und die Zinsen?“

„So hoch du selbst willst. Je größer die Wechsel, desto besser . . . Er muß so weit kommen, daß er keinen anderen Ausweg mehr hat, als seine Thronentsagung zu unterschreiben.“

„Und wenn er unterschrieben hat?“

„Das Weitere ist dann Sache der Frau . . . Sie hat dann ein Herrchen vor sich, dem zweihundert Millionen auszurupfen sind.“

„Und wenn sie alles für sich behält? Dazu gehört eine verteufelt sichere Frau . . .“

„Wir sind ihrer sicher.“

„Wer ist es?“

„Du kennst sie nicht," sagte Sephora mit unerschütterlicher Ruhe und steckte die Papiere wieder in die Tasche.

„Laß das doch hier," meinte der Alte jetzt lebhaft. „Viel Geld, weißt du . . . Großes Kapital nöthig . . . Ich werde mit Pichery darüber sprechen."

„Nimm dich in Acht, Pa, man muß sich nicht zu viel Leute auf den Hals laden. Jetzt sind schon wir dabei, Lebeau und dann du . . . Wozu noch andere? . . ."

„Nur Pichery . . . Ich allein kann's nicht, du weißt ja . . . 'S ist viel Geld, viel Geld . . ."

„O, es wird noch viel mehr nöthig sein," sagte sie kühl. Eine Pause trat ein. Der Alte überlegte, seine Gedanken hinter seinen zusammengezogenen Augenbrauen verbergend.

„Gut," sagte er endlich, „ich mache das Geschäft, aber unter einer Bedingung. Das Haus in der Avenue de Messine wird doch eingerichtet werden, wie sich's gehört, . . . ihr müßt mir die Lieferung der Kunstsachen und anderer Kleinigkeiten verschaffen . . ."

Unter der Kralle des Wucherers zeigte sich die Klaue des Trödlers. Sephora brach in lautes Lachen aus, bei dem ihre gesunden zweiunddreißig Zähne sämmtlich zum Vorschein kamen.

„Oh, der alte Gauner . . . der alte Gauner . . ." sagte sie, sich eines Wortes bedienend, das ihr in dem Dunstkreise der Trödelbude plötzlich wieder eingefallen war, und das mit ihrer vornehmen Kleidung und Haltung in gröbstem Widerspruche stand. „Also einverstanden, Pa, du wirst die „Kleinigkeiten" liefern . . . aber nichts von Mama's Sammlung, wenn ich bitten darf!"

Unter der heuchlerischen Ueberschrift: „Sammlung von

Madame Leemanns“ hatte der Trödler stets eine Anzahl verwitterten, unverkäuflichen Schundes beisammen, den er sich mit Hülfe jenes rührenden Titels prachtvoll vom Halse schaffte, indem er von der „kostbaren Sammlung“, von den „Reliquien seiner theuern Verblichenen“ nur dann etwas abgab, wenn man es ihm mit Gold aufwog.

„Begriffen, Alter? Keine Ladenhüter, keinen Ramsch . . . die Dame versteht sich darauf.“

„Du glaubst, daß sie sich darauf versteht?“ grommelte der alte Spitzbube in den Bart.

„Wie du und ich, sage ich dir.“

„Aber schließlich . . .“

Er näherte sein Hundegesicht dem hübschen Lärvchen, und auf beiden, auf dem alten Pergamente wie auf dem zartrosigen Blatte, war in deutlichen Zügen die Schrift des Schachers zu lesen.

„. . . aber schließlich, wer ist denn diese Dame? . . Jetzt, wo ich mit dabei bin, kannst du's mir doch sagen!“

„Es ist . . .“

Sie hielt einen Moment inne, knüpfte die breiten Hutbänder unter ihrem feinen ovalen Gesichte und warf einen Blick in den Spiegel, — den befriedigten Blick einer schönen Frau, in welchem sich aber gleichzeitig ein neuer Triumph aussprach.

„Es ist die Gräfin von Spalato,“ sagte sie feierlich.

IX.

In der Akademie.

Der klassische Palast, welcher am Ende des Pont des Arts, am Eingange des wissenschaftlichen Paris, unter seiner bleigedeckten Kuppel schläft, zeigte sich an einem Vormittage im Juni ganz ungewöhnlich belebt und schien sich gleichsam näher an den Quai heranzudrängen. Trotz des prasselnden, zuweilen in Strömen herabfluthenden Sommerregens drängte sich die Menge auf den Stufen vor der großen Pforte, machte Queue wie vor einer Theaterkasse an den Gittern und Mauern, und fluthete unter dem gewölbten Eingange der Rue de la Seine, — eine behandschuhte, feine, gutgekleidete Menge, welche geduldig aushielt, da sie mit den verschiedenfarbigen Kärtchen, mit denen alle versehen waren, auch die Gewißheit des schließlichen Eintrittes in der Hand hatte. Die Wagen standen einer hinter dem andern auf dem leeren Quai de la Monnaie aufgereiht, alles was Paris an Luxusequipagen besitzt, — die Dienerschaft in zierlichen und glänzenden, aber ganz demokratisch unter Regenmänteln und Schirmen gebor-

genen Livréen mit großen Perrücken und goldenen Schnüren, — auf jedem Wagenschlage hochadlige Wappen aus Frankreich und ganz Europa, königliche Insignien sogar. Wenn wie ein graziöses Lächeln auf ernstem Gesichte ein Sonnenstrahl durch die Wolken brach, so erstrahlte alles in feuchtem Glanze, das Geschirr der Pferde, die Helme der Wachen, das Thürmchen auf der Kuppel und die ehernen Löwen am Eingange, welche gewöhnlich so staubig und matt aussehen, jetzt aber wie gewaschen in schönem Schwarz erglänzten.

Ab und zu, bei feierlichen Aufnahmen neuer Mitglieder, feiert das alte Institut derartige interessante Momente frischen Lebens. An dem genannten Vormittage jedoch handelte es sich um keine Aufnahme. Dazu war die Jahreszeit viel zu weit vorgerückt; die Aufzunehmenden, gefallsüchtig wie Schauspieler, würden sich niemals dazu hergeben, nach Ablauf der großen Wettrennen und nach Schluß des „Salons“, wenn die Reisekoffer schon gepackt sind, in der Akademie zu debütiren. Nur die gewöhnliche Vertheilung der akademischen Preise fand heute statt, eine wenig beachtete und sonst nur von den Familien der Ausgezeichneten besuchte Ceremonie.

Der heutige außergewöhnliche Andrang einer aristokratischen Menge vor den Thoren des Instituts hatte seinen Grund darin, daß unter den preisgekrönten Werken sich die von Prinz Herbert von Rosen verfaßte „Denkschrift über die Belagerung von Ragusa“ befand, welche Gelegenheit die legitimistische Clique dazu benutzte, eine Demonstration gegen die bestehende Regierung unter dem Schutze ihrer eigenen Beamten ins Werk zu setzen. Durch einen außerordentlichen Glückszufall, oder vielleicht auch in Folge einer jener Intriguen, welche den amtlichen und akademischen Boden wie geheimniß-

volle Maulwurfsgänge durchsetzen, war an Stelle des erkrankten ständigen Secretärs der Akademie, der edle Herzog von Fitz-Roy zum Berichterstatter über die preisgekrönten Werke ernannt worden, und man wußte, daß dieser, ein Erz-Legitimist, die feurigsten Stellen des Herbert'schen Buches mit dem gehörigen Nachdruck hervorheben, die gewaltige historische Streitschrift, um welche sich alle Getreuen und Eifrigen der Partei geschaart hatten, zur vollsten Geltung bringen werde. Alles in allem einer jener hämischen Auftritte gegen die Neuordnung der Dinge, welche sich die Akademie auch unter dem Kaiserreiche erlaubte, und welche die gutmüthige Nachsicht der Republik sich ohne Weiteres gefallen ließ.

Mittag. Die zwölf Schläge der alten Uhr rufen eine Bewegung in der Menschenmenge hervor. Die Thüren öffnen sich. Der Menschenstrom schiebt sich langsam und methodisch den äußeren Eingängen zu, während die wappengeschmückten Wagen in dem Hofe vorfahren und ihre privilegirten, mit besonderen Karten versehenen Insassen in der Vorhalle absetzen, wo der liebenswürdige Chef des Sekretariats in silbergalonnirter Kleidung und umgeben von kettengeschmückten Thürstehern eifrig die Honneurs macht, wie der freundliche Obersthofmeister im Schlosse Dornröschens an dem Tage, da die Prinzessin aus ihrem hundertjährigen Schlafe aufgeküßt wurde. Die Wagenthüren werden weit aufgerissen, die Lakaien in ihren langen Ueberröcken springen unbeholfen von ihren Sitzen herab; und die Begrüßungen und Knixe, das Lächeln und Flüstern der sich hier zu Hause fühlenden Herrschaften vermengt sich mit dem Rauschen seidener Kleider und verliert sich dann auf der teppichbelegten Treppe, welche zu den reservirten Logen führt, oder in dem engen, abschüssigen

und von den Jahrhunderten ausgetretenen Gange, auf welchem man in den Hauptsaal gelangt.

Dieser füllt sich sofort auf der ganzen, dem Publikum eingeräumten Seite. Die geschwärzten Bänke steigen amphitheatralisch bis unter das gewölbte Dach empor, und die Gesichter der dort oben stehenden letzten Reihen heben sich dunkel von dem hellen Hintergrunde der runden Scheiben ab. Nicht ein einziger Platz ist unbesetzt. Ein unruhig bewegter Haufen von Köpfen in dem Dämmerlichte einer Kirche oder eines Museums, das noch kälter erscheint durch die glatten, gelben Wände und die großen, nachdenklichen Marmorstatuen von Descartes, Bossuet, Massillon u. A., dem ganzen Ruhme des großen Jahrhunderts, fixirt in unbeweglichen Standbildern. Gegenüber dem vollgepfropften Halbkreise erwarten einige unbesetzte Bänke und ein kleiner grüner Tisch mit dem herkömmlichen Glase Zuckerwasser das Collegium der Akademie, welches bald durch jene hohen Flügelthüren eintreten wird, über denen wie auf einem Grabsteine in goldnen Buchstaben die Inschrift prangt: „Literatur, Wissenschaften, Künste.“ Alles ist alt, kühl und ärmlich, und bildet den schärfsten Gegensatz zu den geschmackvollen, vornehmen Toiletten, welche den Sitzreihen ein wahrhaft blühendes Aussehen verleihen. Helle, mattfarbige Stoffe von weichem Grau, von rosigem Dämmerscheine, — auf den neumodisch eng zugeschnittenen, gespannten Kleidern das Funkeln von Stahl und Jet, — auf den leichten, blumen- und spitzengeschmückten Frisuren die strahlenden Farben fremdländischer Vögel neben Sammetschleifen und sonnenfarbenem Stroh, — dazu der regelmäßige, ununterbrochene Flügelschlag der großen Fächer, denen Wohlgerüche entströmen, die das große Auge des „Adlers

von Meaux"*) zwinkern machen könnten. Soll man etwa, weil man zum alten Frankreich gehört, nach Schimmel duften und sich wie eine Vogelscheuche kleiden?

Alles was Paris an vornehmer Welt, an Hochgeborenen und Gutdenkenden besitzt, hat sich heute hier zusammengefunden, lächelt sich zu und erkennt sich unter einander an unmerklichen Freimaurerzeichen, die Blüthe der Klubs und des Aristokratenviertels, eine Gesellschaft, die sich nicht wegwirft, sich niemals mit anderen Kreisen vermischt, sich ebensowenig den Operngläsern einer Première preisgiebt und die man nur an gewissen Tagen im Theater oder im Conservatorium sieht, — eine wattirte, zarte Welt, die mit einem großen Aufwand von Vorhängen ihre Salons von dem Lichte und dem Geräusch der Straße abschließt, und nur zeitweise durch einen Todesfall, einen Ehescheidungsprozeß, oder die Abenteuer eines ihrer Mitglieder, eines Helden der Gomme, von sich reden macht. Unter dieser gewählten Gesellschaft einige illyrische Adelsfamilien, welche ihren Fürsten ins Exil gefolgt sind, ein schöner, nur inmitten der raffinirten Umgebung zu scharf ausgeprägter, zu fremdartiger Menschenschlag. An gewissen augenfälligen Punkten haben sich die sogenannten akademischen Salons versammelt, welche die Wahlen von langer Hand vorbereiten, die Stimmen vertheilen, und deren Besuch dem Candidaten mehr nützt, als wenn er ein Genie besäße, so groß wie er selbst. Ehemalige Größen des Kaiserreiches haben sich in dieselben „alten Parteien" eingedrängt, welche sie früher immer nur mit ihrem ironischen Protzenlächeln bedachten; sogar auch einige der allerersten „Damen", berühmt

*) Bossuet, Bischof von Meaux.

durch ihre monarchischen Zuneigungen, haben sich unauffällig gekleidet und derart in die auserlesene Versammlung einzuschleichen gewußt, nebst zwei oder drei bekannten Schauspielerinnen, deren Gesichter ganz Paris auswendig weiß und welche um so platter und abgeleierter erscheinen, als andere Frauen, und zwar aus allen Gesellschaftsschichten, sich die erdenklichste Mühe geben, sie nachzuahmen. Außerdem Journalisten, Berichterstatter auswärtiger Blätter, mit großen Schreibmappen und patentirten Bleistiften bewaffnet, von der Sohle bis zum Scheitel wie für eine Reise nach Central-Afrika ausgerüstet.

Ganz unten, in dem kleinen reservirten Kreise am Fuße der Bänke, zeigt man sich die Prinzessin Colette von Rosen, die Frau des preisgekrönten Verfassers, die in ihrem blaßgrünen, mit Moirée antique garnirten Kleide aus indischem Kaschmir, und mit ihrer triumphirenden Miene unter dem in tausend kleine Löckchen aufgelösten Flachshaare, ganz entzückend aussieht. Neben ihr sitzt ein dicker Mann mit gewöhnlichem Gesichte, außerordentlich stolz darauf, seine Nichte zu begleiten, der aber in seinem unwissenden Eifer, in seinem Verlangen, der feierlichen Ceremonie die gebührende Ehre zu erweisen, Ballkleidung angelegt hat. Das macht ihn sehr unglücklich; mit seiner weißen Halsbinde kommt er sich vor, wie an den Pranger gestellt, und alle Eintretenden mustert er genau, in der Hoffnung, einen Frack- und Leidensgenossen unter ihnen zu entdecken. Aber er findet keinen.

Aus diesen durcheinander flimmernden Farben und Gesichtern erhebt sich ein starkes, deutliches Summen von Stimmen, welches die beiden Enden des Saales wie durch einen elektrischen Strom verbindet. Aus diesem unbestimmten

Rauschen hebt sich das leichteste Lachen ab und wirkt ansteckend, das kleinste Zeichen, die stumme Geberde zweier Hände, die sich auf das Klatschen vorbereiten, wird von oben bis unten auf den Bänken bemerkt. Es ist die gesteigerte Bewegung, die wohlwollende Neugier bei einer schönen Première, deren Erfolg gesichert ist; und wenn von Zeit zu Zeit Berühmtheiten eintreten und sich auf ihre Plätze verfügen, so empfängt sie ein verstärktes Rauschen der ganzen Menge, die nur dort, wo sie unmittelbar vorbeigehen, ihr neugieriges oder bewunderndes Murmeln verstummen läßt.

Seht ihr dort oben in der Loge Sully — sämmtliche Logen führen den Namen des darunter befindlichen Standbildes — die soeben eintretenden, von einem Kinde begleiteten zwei Frauen? Es sind die Königinnen von Illyrien und Palermo. Die beiden Cousinen, stolz und aufrecht, beide in malvenbraune Faille mit Taillen aus alten Stickereien gekleidet, und auf den blonden Haaren der einen, wie auf den braunen Zöpfen der anderen, dieselbe schmiegsame, einen Hut in Diademform umwallende Feder, bilden einen reizenden Gegensatz zweier vornehmer und trotz der gleichen Kleidung scharf unterschiedener Typen. Friederike ist bleicher, ihr sanftes Lächeln durch einen gealterten Zug trauriger geworden; auch das Gesicht ihrer brünetten Cousine zeigt sichtbare Spuren der Unruhen und Nothlage des Exils. Zwischen ihnen schüttelt der Graf von Zara seine blonden Locken, die von dem kleinen, jeden Tag kräftiger und stolzer sich erhebenden Kopfe zurückgestrichen sind; auch der Blick, der Mund, haben an Festigkeit gewonnen. Echter Königssamen, der aufzugehen beginnt.

Der alte Herzog von Rosen hält sich im Hintergrunde

der Loge, bei ihm noch Jemand, aber nicht Christian II., der sich der sicheren Ovation entzogen hat, sondern ein großer Bursche mit dichter, struppiger Mähne, ein Unbekannter, dessen Name nicht ein einziges Mal genannt werden wird, und der trotzdem eigentlich in Jedermann's Munde sich befinden sollte. Ihm gilt von Rechtswegen die Ehre dieses Festes, er hat das glorreiche Requiem der Monarchie veranlaßt, welchem die letzten Edelleute Frankreichs und die nach Paris geflüchteten königlichen Familien beiwohnen; denn sie sind alle da, die Verbannten und Entthronten, um ihrem Cousin Christian Ehre zu erweisen, und es kostete wahrlich keine geringe Mühe, diese gekrönten Häupter der Etikette gemäß zu setzen. Nirgends spielen die Fragen des Vorrangs eine größere Rolle als im Exil, wo die Eitelkeit sich verschärft und jede vermeintliche Zurücksetzung als eine beabsichtigte schmerzlich empfunden wird.

In der Loge Descartes zeigt sich der König von Westphalen in stolzer Haltung, die noch erhöht wird durch den starren Ausdruck seiner Augen, der Augen des Blinden, welche vor sich hinblicken, ohne etwas zu sehen. Von Zeit zu Zeit lächelt er nach einer Richtung oder verbeugt sich nach einer andern hin. Er beschäftigt sich fortwährend damit, sein unheilbares Gebrechen zu verdecken, worin ihn seine Tochter hingebend unterstützt, das schlanke, große Wesen, dessen Kopf sich unter dem Gewichte der goldglänzenden Zöpfe zu beugen scheint, deren Farbe sie ihrem Vater stets verborgen hat. Der blinde König hat nur die Braunen gern. „Wärst du blond gewesen“, so sagt er zuweilen, wenn er liebkosend über den Scheitel der Prinzessin streicht, „ich glaube, ich hätte dich weniger geliebt.“ Bewundernswerthes Paar, das die Straße

der Verbannung mit derselben Würde und stolzen Ruhe dahinzieht, als ob es einen Spaziergang im königlichen Parke machte. Wenn die Königin Friederike eine schwache Stunde hat, so denkt sie an dieses Paar, an den von der unschuldsvollen Reinen geleiteten Krüppel, und fühlt sich gestärkt von dem zauberischen Dufte, der dieses Verhältniß umgiebt.

Etwas weiter davon bläht sich unter einem Kopfputz von greller Seide die dicke Königin von Asturien, welche mit ihren massiven Backen und den aufgedunsenen Zügen einer dickfelligen rothen Orange gleicht. Sie macht großen Lärm, keucht, fächelt sich Luft zu, und lacht und plaudert mit einer noch jungen Frau in weißem Spitzentuche, deren trauriges und gutmüthiges Gesicht von jenem Thränenzuge durchfurcht ist, welcher von den leichtgerötheten Augen zu dem bleichen Munde sich hinzieht. Das ist die Herzogin von Palma, eine vortreffliche Frau, aber wenig geeignet für die Gemüthsbewegungen und Schrecknisse, denen der abenteuernde Räuberhauptmann, ihr Gemahl, sie aussetzt. Auch er, der große Teufel, ist da und steckt seinen Kopf mit dem glänzend schwarzen Barte vertraulich zwischen den beiden Frauen hindurch; sein Gesicht, das er selbst für sehr schön hält, erscheint nach der letzten, ebenso kostspieligen und ebenso unglücklich verlaufenen Expedition wie die vorhergegangenen, noch bronzefarbener als früher. Er hat König gespielt, hat einen Hof, Festlichkeiten, Frauen, Tedeums, blumengeschmückte Einzüge gehabt; er hat sein Pferd getummelt, getanzt, Gesetze gegeben, Dinte und Pulver für sich sprechen lassen, Blut in Strömen vergossen, Haß gesät. Und ist der Feldzug verloren, das „Rette sich wer kann“ von ihm selbst zu allererst befolgt, dann kommt er nach Frankreich, um sich wieder zu erholen, neues Kanonenfutter und neue Millionen

aufzutreiben; er behält deshalb auch immer einen abenteuerlichen Reiseanzug bei, einen engen Taillenrock mit Knöpfen und Schnüren, die ihm das Aussehen eines Zigeuners geben. Eine lärmende Jugend, die im lauten Sprechen das Möglichste leistet, läßt sich in dieser Loge mit einer Ungenirtheit gehen, die an den Hof der Königin Pomaro erinnert; und die Worte der harten, rauhen Nationalsprache fliegen wie Sprengstücke hin und her, begleitet von Vertraulichkeiten, deren geheimen Grund sich die skandalisirte Zuhörerschaft im Saale in die Ohren flüstert.

Eigenthümlich, an einem Tage, wo die guten Plätze so selten sind, daß man Prinzen von Geblüt verloren im Amphitheater sieht, bleibt die kleine Loge Bossuet leer. Man fragt sich allgemein, wer dort hinkommen wird, welch großer Würdenträger oder durchreisender Souverän es sein mag, der so lange auf sich warten, die Sitzung ohne sich eröffnen läßt. Jetzt schlägt es Eins auf der alten Uhr. Man hört draußen das Kommando: „Präsentirt das Gewehr!“, dann das mechanische Klirren der Waffen, und durch die weit aufgerissenen Flügelthüren halten „Literatur, Wissenschaften und Künste“ ihren Einzug.

Was bei diesen berühmten, durchgängig lebhaften, man könnte glauben: durch ein traditionelles Prinzip conservirten Leuten auffällt, ist, daß die ältesten eine jugendliche Haltung, eine prickelnde Lebhaftigkeit zur Schau tragen, während die jüngsten sich bemühen, desto ernster und gravitätischer zu erscheinen, je weniger graue Haare sie haben. Der Gesammteindruck ist bei der Gleichartigkeit der modernen Frisuren und schwarzen Röcke kein besonders großartiger. Die Perrücke Boileau's oder Racan's, dessen große Hündin ihm die sorgsam

gefeilten Reden zernagte, hat sich gewiß majestätischer ausgenommen, besser zu der gewölbten Kuppel gepaßt. Jetzt ist das malerische Element nur durch ein paar Fräcke mit grüngestickten Palmen vertreten, welche sich ganz oben vor dem Tische mit dem Glase Zuckerwasser niederlassen, und von denen jetzt einer die geheiligte Phrase ausspricht: „Die Sitzung ist eröffnet.“ Aber er hat gut sagen, daß die Sitzung eröffnet sei, es glaubt ihm doch Niemand, und er selbst glaubt es nicht. Er weiß wohl, daß die wirkliche Sitzung nicht in dem Berichte über den Montyon-Preis besteht, den eines der redseligsten Mitglieder der Akademie jetzt in Form eines fein gedrechselten Lobliedes darzulegen beginnt.

Es ist das Muster einer akademischen Rede, der Typus des akademischen Styls mit seinen „ein wenig“ und „sozusagen“, welche einen Gedanken fortwährend auf sich selbst zurückführen, wie eine Fromme, die einige Sünden zu beichten vergessen hat, des mit Umschreibungen und Arabesken wie mit künstlichen Federzügen eines Kalligraphen gespickten Styls, der durch die Abrundung der Phrasen ihre Hohlheit verdecken soll, desjenigen Styls endlich, der gelernt sein will und den hier Jedermann zugleich mit dem Palmenfracke anlegt. Bei jeder andern Gelegenheit wäre das gewöhnlich hier erscheinende Publikum beim Anhören dieser Predigt in das höchste Entzücken gerathen; es hätte vor Freude gewiehert und getanzt bei den zierlichen Phrasenwülsten, deren Entwicklung es vorher weiß. Heute aber wird man ungeduldig, denn man ist nicht um dieses kleinen literarischen Festgerichtes willen hergekommen. Es ist interessant zu sehen, mit welch gelangweilter, verächtlicher Miene die vornehme Versammlung dieser Aufzählung von Thaten demüthiger Hingebung und opferfreudiger Treue folgt,

dem Vorbeimarsch verborgener, trippelnder, gebeugter Existenzen, welche sich in dem gewundenen, verzwickten Gewäsch an einander drängen, wie in den engen, ungedielten und ungeheizten Stuben, in denen sie ihr Leben verbringen. Plebejische Namen, abgeschabte Priesterkutten, alte, von Wind und Wetter gebleichte Bauernkittel, entlegene Gäßchen in Marktflecken, deren spitzigen Kirchthum und niedrige, aus getrocknetem Kuhmist aufgeführte Mauern man einen Augenblick lang zu sehen glaubt, — all das scheint sich beschämt und genirt zu fühlen, daß man es von so weit her in eine so feine Gesellschaft gebracht, in das kalte und wie das des Photographen indiskrete Licht der Akademie gerückt hat. Die hochadelige Versammlung wundert sich, daß es unter dem gemeinen Volke so viel brave Menschen geben soll . . . Noch welche? . . . Und wieder welche? . . . Wollen sie denn noch immer nicht aufhören mit ihrem Leiden, ihrer Hingebung, ihrem Heldenmuthe? . . . Die Klubs erklären das „langweilig zum Platzen.“ Colette von Rosen muß ihr Riechfläschchen in Bewegung setzen; sie findet, daß all diese Armen und Alten „nach Schweiß riechen.“ Die Langeweile perlt auf den Stirnen wie an den gelben Wänden. Der Berichterstatter fängt zu begreifen an, daß er ermüdend wirkt, und beschleunigt den Vorbeimarsch.

Arme Marie Chalaye von Ambérieux-les-Combes, du, welche man in dem Dorfe die Heilige nennt, die du während fünfzig langer Jahre deine alte, gelähmte Tante gepflegt und zehn kleine Vettern gewartet, gewaschen und erzogen hast, und du, würdiger Abbé Bourillon, der du als Pfarrverweser von Saint-Maximin-le-Haut im ärgsten Hundewetter den Hirten im Gebirge Trost und Hülfe bringst, ihr habt es wohl nicht geahnt, daß die Akademie von Frankreich, nachdem sie eure

Tugenden durch eine öffentliche Belohnung geehrt hat, sich eurer verachtungsvoll schämen wird, und daß eure durch einander geworfenen Namen in dem Gesumme ungeduldiger oder ironischer Gespräche unbeachtet untergehen werden! Das Ende der Rede gestaltet sich zu einer wahren Flucht. Und wie der Flüchtling, um rascher laufen zu können, Tornister und Waffen wegwirft, so sind es hier Thaten voll Heldenmuth und engelgleicher Selbstlosigkeit, welche der Berichterstatter ohne jeden Gewissensbiß in den Graben wirft, denn er weiß, daß in den morgigen Zeitungen doch seine ganze Rede stehen und nicht eine der feingedrehten Phrasen verloren sein wird. Jetzt endlich ist er fertig. Vereinzelte Bravos neben sehr vielen Seufzern der Erleichterung ertönen. Der Unglückliche läßt sich nieder, trocknet sich die Stirn und empfängt die Glückwünsche einiger Collegen, der letzten Vestalinnen des akademischen Styls. Dann tritt ein Zwischenakt von fünf Minuten ein, während dessen sich mit großem Geräusche die Versammlung erholt und die müden Glieder reckt.

Plötzlich tiefes Schweigen. Ein zweiter grüner Frack hat sich erhoben.

Es ist der edle Fitz-Roy; und jeder hat das Recht ihn zu bewundern, während er seine Papiere auf dem Tischchen ordnet. Dünn, zusammengekrümmt, rhachitisch, engbrüstig, mit den außerordentlich langen, wie aus lauter Ellbogen zusammengesetzten, eckigen Armen, erscheint der Fünfzigjährige wie ein Greis von siebzig. Auf dem abgenutzten, schlecht gebauten Körper ein ganz kleines Köpfchen mit mißgestalteten, krankhaft bleichen Zügen, zwei mageren Stückchen Backenbart und einigen zerstreuten Haarbüscheln. Erinnert ihr euch des Montefeltro in Lucretia Borgia, welcher von Papst Alexander Gift be-

kommen hat und im Hintergrunde der Bühne vorbeischwankt, kahl, zerbrochen, klappernd, als ob er sich zu leben schämte? Der edle Fitz-Roy könnte diese Figur sehr gut darstellen. Nicht, daß er irgend etwas getrunken hätte, der Arme, weder das Gift der Borgia noch sonst etwas; aber er ist der Erbe einer schrecklich alten Familie, deren Nachkommen sich niemals mit anderem Blute gekreuzt haben, der letzte Sproß einer Pflanze, welche mit ihrem Mark zu Ende und schon zu alt ist, um mit einem fremden Reise gepfropft zu werden. Das Grün der Palmen macht ihn noch bleicher und läßt sein Gesicht ganz wie das eines kranken Schimpanse erscheinen. Onkel Sauvadon findet ihn göttlich. Bedenken Sie, Herr, ein so schöner Name! . . . Die Frauen finden ihn distinguirt aussehend. Teufel auch, ein Fitz-Roy! . . .

Diesem großen Namen, der langen Ahnenreihe, in der es doch trotzdem gewiß nicht an Dummköpfen und Lumpen gefehlt hat, verdankt er viel mehr seinen Eintritt in die Akademie, als seinen geschichtlichen Werken, einer dürftigen Compilation, deren erster Band allein einen gewissen Werth aufwies. Freilich hat diesen ein Anderer für ihn geschrieben; und wenn der hochgeborene Fitz-Roy dort oben in der Loge der Königin Friederike den soliden, feurig blickenden Kopf bemerkt hätte, dem sein bestes Werk entstammt, so würde er die Blätter seiner Rede vielleicht nicht mit einer so erhabenen und verdrossenen Geringschätzung aufgenommen, seinen Vortrag vielleicht nicht mit dem hochmüthig im Kreise umherschweifenden Blicke begonnen haben, der alles zu beherrschen und nichts zu sehen scheint.

Zuerst räumt er geschickt und leicht unter den kleineren Werken auf, welchen die akademische Auszeichnung zugefallen

ist; und um deutlich zu zeigen, wie wenig diese Arbeit seiner würdig ist, verstümmelt er mit Vorliebe die Namen der Verfasser und die Titel der Bücher. Wie sich da Alles amüsirt!... Endlich kommt er zu dem Preise Roblot, der für das beste, innerhalb der letzten fünf Jahre erschienene Geschichtswerk ausgesetzt ist. „Dieser Preis, meine Herren, ist, wie Sie wissen, dem Prinzen Herbert von Rosen für seine prachtvolle Denkschrift über die Belagerung von Ragusa zuerkannt worden . . .“ Rasendes Beifallsklatschen begrüßt diese einfachen Worte, welche der Redner mit schallender Stimme und einer Handbewegung, wie die des guten Säemanns aus der Bibel, in die Menge wirft. Der edle Fitz-Roy läßt diesen ersten Ausbruch des Enthusiasmus austoben und beginnt dann, sich eines naiven aber sicheren Mittels bedienend, leise und langsam: „Meine Herren . . .“ Er macht eine Kunstpause, und sein Blick überfliegt die Menschenmenge, die athemlos wartend an seinem Munde hängt und ihm jetzt willenlos folgen muß, als ob er sagen wollte: „Und wenn ich jetzt nun nicht weiter sprechen wollte, he? Wer wäre da der Gefoppte?“ Aber er ist es selbst, denn als er sich zum Weitersprechen anschickt, hört niemand mehr zu . . .

Eine Thür ist da oben gegangen, in der bisher leer gebliebenen kleinen Loge. Eine Frau tritt ein und setzt sich ohne Verlegenheit auf ihren Platz, trotzdem sie sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Das dunkle, von dem berühmtesten aller Schneider angefertigte, mit gestickten Pfauenaugen garnirte Kleid, und der mit fallenden Goldfranzen besetzte Hut bilden einen köstlichen Rahmen für die geschmeidige Figur und das bleiche, mattangehauchte Oval dieser Esther, welche ihres Ahasverus sicher ist. Man flüstert sich den

Namen zu; ganz Paris kennt die Dame, denn seit drei Monaten ist von nichts anderem die Rede als von ihrer Liebschaft und ihrem Luxus. Ihr Hotel in der Avenue de Messine erinnert durch seine wunderbare Einrichtung an die schönsten Zeiten des Kaiserreiches. Die Zeitungen haben die genauen Einzelheiten des Skandalgeschichtchens erzählt, die Höhe der Ställe, den Preis der Gemälde im Speisesaale, die Anzahl der Equipagen, wie auch das Verschwinden des Gemahls berichtet, der, ehrenwerther als ein anderer berühmter Menelaus, nicht von seiner Entehrung leben wollte und wie ein getäuschter Gatte des großen Jahrhunderts ins Ausland gegangen ist. Nur den Namen des siegreichen Helden hat die Chronik unausgesprochen gelassen. Im Theater sieht man die Dame stets allein an der Brüstung der Prosceniumsloge, während aus dem schattigen Hintergrunde zuweilen ein feiner Schnurrbart hervortaucht. Auch bei den Rennen und im Bois erscheint sie stets allein, der leere Platz neben ihr von einem enormen Bouquet eingenommen, und auf dem Wagenschlage als Umschrift eines geheimnißvollen Wappens der nichtssagende, ganz frische Wahlspruch: „mon droit, mon roy“, welchen ihr Liebhaber ihr zugleich mit dem Gräfinnentitel verliehen hat . . .

Diesmal ist die Favoritin öffentlich geweiht. Denn sie an einem solchen Tage auf einen der für die Majestäten vorbehaltenen Ehrenplätze zu setzen, begleitet von Wattelet, dem treuen Lehensmanne Christian's und dem zu compromittirenden Tollheiten stets bereiten Prinzen Axel, das heißt sie vor den Augen Aller anerkennen, ihr öffentlich das illyrische Wappen aufdrücken. Und trotzdem erregt ihre Anwesenheit keinerlei Entrüstung. Es giebt alle möglichen Freiheiten für

die Könige; ihre Vergnügungen sind geheiligt wie ihre Personen, namentlich in den aristokratischen Kreisen, in denen noch das Andenken an die Maitressen von Ludwig XIV. und XV. lebt, welche mit der Königin in einem Wagen fuhren oder bei den großen Jagden sogar deren Stelle einnahmen. Einige Prüden, unter ihnen Colette von Rosen, nehmen wohl eine verschämte Miene an, suchen zu erröthen und können sich gar nicht genug darüber verwundern, daß die Akademie derartigen Frauenzimmern den Eintritt gestattet; aber man kann überzeugt sein, daß jede einzelne dieser Damen ein hübsches kleines Aeffchen zu Hause hat, das an der Schwindsucht dahinsiecht. In Wirklichkeit ist der Gesammteindruck ein vortrefflicher. Die Klubs sagen: „Sehr chic.“ Die Journalisten: „Teufelskerl von Christian!“ Man lächelt wohlwollend; und sogar die Unsterblichen lorgnettiren mit Behagen die anbetungswürdige Person, die sich ohne Ziererei auf ihrem Vorderplatze hält, und nur in ihren Sammetaugen jenen absichtlich starren Blick hat, welchen die Frauen annehmen, wenn sie die Operngläser auf sich gerichtet fühlen.

Man blickt auch neugierig nach der Loge der Königin von Illyrien, um zu sehen, wie diese die Sache aufnimmt. O, sehr gut. Nicht eine Linie ihres Gesichtes, nicht eine Feder ihres Hutes hat gezuckt. Da Friederike sich stets fern hält von dem Pariser Treiben, kann sie diese Frau nicht kennen; sie hat sie nie gesehen, und betrachtet sie zuerst nur, wie die eine Toilette eine andere ansieht. „Wer ist das?“ fragt sie die Königin von Palermo, die sehr rasch antwortet: „Ich weiß nicht . . .“ Aber in der Nebenloge wird ein Name sehr laut genannt und oft wiederholt, der sie wie ein Stich ins Herz trifft . . . . „Spalato . . . Gräfin von Spalato . . .“

Seit einigen Monaten verfolgt sie dieser Name wie ein böser Traum. Sie weiß, daß eine neue Maitresse Christian's ihn trägt, der sich nur dazu seiner königlichen Rechte wiederbewußt wurde, um das Geschöpf seiner Lust in einen der vornehmsten Titel der verlorenen Heimath einzuhüllen. Das hat ihr den Treubruch fühlbarer gemacht als die tausend anderen vorher. Heute aber wird das Maß erst voll. Dieses gefallene Weib ihr und dem königlichen Prinzen gegenüber in die Reihen der Monarchen zu setzen, welcher Schimpf! Und ohne daß sich Friederike dessen klar bewußt wird, fühlt sie ihn noch tiefer durch die ernsthafte, vornehme Schönheit des verworfenen Geschöpfes. Die Herausforderung steht deutlich in diesen herrlichen Augen zu lesen, diese Stirn ist von einer unverschämten Klarheit, die Feinheit dieses Mundes beleidigt sie ... Tausend Gedanken blitzen ihr durch den Kopf ... Ihre große Noth ... Die täglich erduldeten Demüthigungen ... Gestern noch der Wagenhändler, der unter ihren Fenstern lärmte und schließlich von Rosen bezahlt wurde, denn sie hatte keinen anderen Ausweg mehr ... Woher nimmt Christian das Geld für dieses Weib? ... Seit dem Betruge mit den falschen Steinen weiß sie, wessen er fähig ist; und eine innere Stimme sagt ihr, daß diese Spalato den König, das ganze Haus, entehren wird. Einen Augenblick lang brennt in ihrem heftigen Naturell die Versuchung, sich zu erheben, und mit dem Kinde an der Hand hinauszugehen, dieser infamen Nachbarschaft, dieser entwürdigenden Rivalin zu entfliehen. Aber sofort kehrt ihr das Bewußtsein zurück, daß sie Königin ist, Tochter und Frau eines gewordenen und Mutter eines werdenden Königs, und daß sie ihren Feinden die Freude eines derartigen Skandals nicht bereiten darf. Eine Würde, höher als ihre Frauen-

würde, die sie zur stolzen, unbeugsamen Regel ihres ganzen Lebens gemacht hat, hält sie aufrecht, hier vor aller Welt, wie daheim in ihrem verwüsteten Hause. Grausames Geschick der Königinnen, die man beneidet! Die Anstrengung, welche sie macht, um sich zu bezwingen, ist so gewaltig, daß Thränen ihr in die Augen schießen; so spritzt das unbewegte Wasser eines stillen Weihers auf bei dem Schlage eines Ruders. Rasch ergreift sie ihre Lorgnette und starrt durch die bethauten Gläser unverwandt auf die vergoldete Inschrift über dem Kopfe des Redners, Literatur, Wissenschaften, Künste, deren Buchstaben sich in den Thränen vergrößern, vor den umflorten Blicken flimmern.

Der edle Fitz-Roy spricht weiter. In einem Style, so grau wie ein Sträflingskittel, spreizt sich das überschwängliche Lob der Denkschrift, des herrlichen Geschichtswerkes aus der Feder des jungen Prinzen Herbert von Rosen, „der sich seiner Feder wie eines Schwertes bedient,“ vor allem aber die Verherrlichung des Helden, der ihn inspirirt hat, „dieses ritterlichen Christian II., in welchem sich Grazie, Vornehmheit, Kraft und hinreißender Frohsinn zu einem Ganzen vereinen, wie dies nur auf dem Throne möglich ist.“ (Frenetischer Beifall.) Ein vortreffliches Publikum, angeregt, verständnißvoll, die leisesten Anspielungen im Fluge erhaschend ... Zuweilen erscheint auch inmitten der langgesponnenen Perioden ein Satz von ergreifender Wahrheit, ein Citat aus dem Buche selbst, zu dem die Königin die Daten geliefert hat, überall ihren Namen durch den des Königs ersetzend, derart sich selbst vernichtend zu Gunsten Christian II. ... Und so lohnt er es ihr, o du Gott der Gerechtigkeit! ... Die Versammlung jubelt beim Verlesen der mit stolzer, nichtsachtender Tapfer-

keit gesprochenen Worte, der wie ganz selbstverständlich ausgeführten heldenhaften Thaten, welche der Verfasser in einer blühenden Sprache wiedergegeben hat, aus welcher sie sich herausheben wie die epischen Erzählungen des Alterthums; und angesichts des enthusiastischen Empfanges dieser Citate verzichtet der edle Fitz-Roy, der durchaus nicht dumm ist, ganz auf die Wiedergabe seines eigenen Machwerkes, und begnügt sich damit, die schönsten Stellen des Buches vorzutragen.

Es rauscht wie ein erhebender, belebender Flügelschlag in dem engen Gebäude; es ist, als ob die Mauern sich erweiterten und als ob durch die abgehobene Kuppel ein frischer Hauch von draußen hereinströmte. Man hört jeden Athemzug, kein rhythmischer Fächerschlag bezeichnet mehr das gleichgültige Zuhören. Jetzt ist die ganze Versammlung aufgesprungen, alle Köpfe wenden sich der Loge Friederikens zu, man klatscht, man begrüßt das besiegte, aber glorreich besiegte Königthum in der Frau und dem Sohne Christians II., des letzten Königs, des letzten Ritters. Der kleine Zara, den wie alle Kinder der Lärm und die Bravorufe berauschen, applaudirt gleichfalls mit seinen kleinen behandschuhten Händchen, während die Königin ihren Stuhl ein wenig zurückschiebt; aber auch sie ist von der allgemeinen Begeisterung ergriffen und giebt sich der Freude an dem schönen Augenblicke hin, welchen diese ihr gewährt. So ist es ihr also doch gelungen, dieses Trugbild eines Königs, hinter welchem sie selbst sich verbirgt, mit einem unverwelklichen Ruhmeskranze zu umgeben, die ihrem Sohne einst zufallende Krone von Illyrien mit einem neuen Glanze zu schmücken, den Niemand verschachern kann. Was bedeutet dem gegenüber noch das Exil, die Leiden, das Elend? Es

giebt derartige strahlende Augenblicke, welche alles Dunkel um sich her vernichten . . . . Rasch wendet sie sich um, um demjenigen den Anblick ihrer Freude zu gewähren, der hinter ihr, den Kopf an die Wand gestützt und die Blicke in der Kuppelwölbung verloren, den hinreißenden Worten zuhört, ohne daran zu denken, daß sie von ihm selbst sind, — der diesem Triumphe ohne Bedauern, ohne Bitterkeit, beiwohnt, und keinen Augenblick daran denkt, daß dieser ganze Ruhm ihm gestohlen ist. Wie jene Mönche im Mittelalter, welche ihr Leben mit dem Aufbau von Kathedralen verbrachten, die niemals ihren Namen trugen, so begnügt sich auch der Webersohn damit, sein Werk zu thun und es in vollem Sonnenglanze stark und mächtig sich erheben zu sehen. Und gerade für diese Selbstverleugnung, für dieses überirdische Lächeln des Illuminaten, für alles, das die Königin in ihm gleichartig sich selbst fühlt, reicht sie ihm die Hand hin mit einem sanften: „Dank . . . Dank . . .“ Der näherstehende Rosen glaubt, daß die Königin ihn zu dem Erfolge seines Sohnes beglückwünsche. Er bemächtigt sich unterwegs dieses Zeichens der Erkenntlichkeit, und reibt seinen struppigen Schnurrbart an dem königlichen Handschuh; und die beiden glücklichen Opfer des Festes müssen sich darauf beschränken, in einem Blicke von ferne die unausgesprochenen Gedanken auszutauschen, welche die Seelen durch geheimnißvolle feste Bande mit einander verknüpfen.

Es ist zu Ende, die Sitzung ist aufgehoben. Der edle Fitz-Roy hat die gebührenden Komplimente empfangen und ist sammt seinen Palmen wie durch eine Fallthür verschwunden; die „Literatur, Wissenschaften und Künste“ sind ihm gefolgt. Durch alle Ausgänge drängt sich die Menge mit jenem Ge-

murmel, das zu Ende eines Vortrages oder einer Theatervorstellung auftritt und am anderen Tage die öffentliche Meinung von Paris bildet. Viele von den guten Leuten, die da weggehen, sind noch in ihren rückschrittlichen Träumen befangen und glauben vor dem Palaste ihre Sänften vorzufinden; aber nur der Regen erwartet sie, dessen Plätschern sich mit dem Lärm der Omnibusse und dem hohlen Rollen der Pferdebahnen vermischt. Nur den Privilegirten ist es vergönnt, in dem gewohnten Schaukeln ihrer Equipagen den schönen monarchischen Traum fortzusetzen.

Unter der großen, säulengetragenen Vorhalle ergeht sich eine aristokratische Gesellschaft in lebhaftem Gespräch, das Herunterkommen der Majestäten erwartend, während ein Diener die herrschaftlichen Wagen durch den naßglänzenden Hof heranruft. Welche Sitzung! Welcher Erfolg! Ob sich die Republik wohl von diesem Schlage wird erholen können?! . . . Die Prinzessin von Rosen wird fortwährend umringt. „Wie glücklich Sie sein müssen!“ — „O gewiß, sehr glücklich.“ Und hübscher und beweglicher als je, grüßt sie nach rechts und nach links wie ein munteres kleines Füllen in der Reitbahn. Der Onkel prangt an ihrer Seite, immer noch genirt durch seine weiße Halsbinde und das weithin leuchtende Bruststück seines Oberhemdes à la Oberkellner, das er vergebens hinter dem vorgehaltenen Hute zu verbergen sucht, trotz alledem aber doch sehr stolz auf den Erfolg seines Neffen. Freilich weiß er besser als irgend Jemand, was er von der Echtheit dieses Erfolges zu halten hat, und daß auch nicht eine einzige Linie des preisgekrönten Werkes aus der Feder Herbert's stammt; in diesem Augenblicke aber denkt er hieran gar nicht. Und Colette zweifellos ebensowenig. In

Bezug auf Eitelkeit eine echte Sauvadon, genügt ihr der Schein vollkommen; und wie sie aus einer Gruppe glückwünschender Clubgenossen die gewichsten Schnurrbartspitzen ihres Herbert herausleuchten sieht, welcher sie abzuholen gekommen ist, da muß sie sich gewaltsam zurückhalten, um ihm nicht vor aller Welt um den Hals zu fallen, so fest ist sie davon überzeugt, daß er die Belagerung von Ragusa mitgemacht, die Denkschrift selbst geschrieben hat, und daß sein schöner Schnurrbart nicht den Mund eines Dummkopfes bedeckt. Und wie bezaubert und verwirrt der große Junge auch ist von den Schmeicheleien, die man ihm sagt, von den Blicken, die manches schöne Augenpaar ihm zuwirft, — der hochgeborene Fitz-Roy hat ihm soeben feierlich erklärt: „Sobald Sie es wünschen, Prinz, sind Sie einer der Unsrigen", — so geht ihm doch über alles der unverhoffte Empfang von Seiten seiner Colette, die fast liebende Hingebung, mit welcher sie sich auf seinen Arm stützt, was ihm seit dem Kirchgange bei ihrer Trauung niemals mehr begegnet ist.

Jetzt tritt alles ehrfurchtsvoll zur Seite und entblößt das Haupt. Die Logengäste kommen herunter, alle die gefallenen Majestäten, welche nach der Auferstehung von wenigen Stunden wieder in das Dunkel ihres Grabes zurückkehren. Ein wahrer Vorbeimarsch königlicher Schatten, der blinde Alte auf seine Tochter gestützt, die Asturierin mit ihrem schönen Neffen, zuletzt auch die Königin Friederike mit ihrer Cousine und ihrem Sohne. Der Landauer rollt an die Freitreppe; schön, strahlend, mit erhobenem Haupte, steigt sie ein, gefolgt von dem bewundernden Gemurmel der Umstehenden. Die Königin der linken Hand und der Hintertreppen hat sich schon vorher mit Axel und Wattelet entfernt, so daß nichts diesen

glorreichen Abschluß stört. Jetzt hat man nichts mehr zu sehen, sich nichts mehr zu sagen. Die baumlangen Lakaien stürzen mit ihren Regenschirmen herbei. Noch eine Stunde lang hört man in dem Plätschern des Regens Pferdegetrappel, Räderrollen, Zuschlagen von Wagenthüren und lautgerufene Namen, zurückgeworfen von dem Echo, das sich mit Vorliebe innerhalb der Steinmauern alter Gebäude aufhält, und das in der ehrwürdigen französischen Akademie selten genug aus seiner Ruhe gestört wird.

* * *

An diesem Abende mußten die verschlafenen und in ihren Farben ein wenig verblaßten Amoretten in Herberts Zimmer sich nicht wenig verwundern, als ein zartes Stimmchen sie mit den leise gezwitscherten Worten: „Ich bin es . . . . Colette . . .“, aus ihrer langen Ruhe zu neuem Leben erweckte. Es war Colette in spitzenbesetztem, schneeigem Negligé, die gekommen war, um ihrem Heros, ihrem Ritter, ihrem genialen Männchen, gute Nacht zu sagen. — Ungefähr um dieselbe Zeit ging Elysée einsam in dem Garten zu St. Mandé spazieren; der wie gewaschen leuchtende Himmel, wie er in Sommernächten vorzukommen pflegt, von dem Lichte des langen Tages gleichsam einen Rest in seinem Dämmerscheine bewahrend, zeichnete den Schatten der Bäume und Sträucher auf die helleren, gewundenen Wege und ließ das Haus mit seinen geschlossenen Läden weiß und todt erscheinen. Nur ganz oben aus dem Arbeitszimmer des Königs drang ein schwacher Lichtschein. Kein anderes Geräusch, als das Rieseln des Wassers im Springbrunnen und der traumverlorene Schlag einer Nachtigall, welchem andere Nachtigallen hie und da antworteten. Dazu in der Luft die nach dem Regen doppelt durch-

dringenden Düfte der Magnolien, Rosen und des Melissenkrautes. Das Fieber, das Elysée schon seit Monaten, seit dem Vincenner Feste, verfolgte, seinen Kopf und seine Hände glühen machte, verstärkte sich, statt sich zu beruhigen, in diesem Meer von Duft und Sang, und strömte in heißen zitternden Wellen seinem Herzen zu.

„Oh! Du alter Narr . . . Du alter Narr . . .“ sagte da eine Stimme in der Laube neben ihm. Betroffen blieb er stehen. Es war ja so richtig, so wahr, so genau das, was er sich selbst seit einer Stunde fortwährend wiederholte.

„Narr, elender Tollhäusler . . . in's Feuer müßte man Dich werfen, Dich und Dein Herbarium.“

„Sie sind es, Herr Rath?“

„Nennen Sie mich nicht Rath . . . Ich bin es nicht mehr . . . Nichts, gar nichts mehr . . . Keine Ehre und keinen Verstand . . . Ah, porco . . .!“

Und Boscovich, mit echt italienischer Leidenschaft schluchzend, schüttelte seinen lächerlichen, von dem durch die Zweige fallenden Lichte bizarr erhellten Kopf. Schon seit einiger Zeit schien den armen Mann etwas aus dem Geleise gebracht zu haben. Oft außerordentlich heiter und schwatzhaft, langweilte er Jedermann mit seinem Herbarium, seinem berühmten illyrischen Herbarium, das er bald wieder besitzen werde, wie er sagte; dann verstummte er plötzlich mitten in dem verrückten Wortschwall, warf einen scheuen Seitenblick um sich, und ließ sich kein Sterbenswörtchen mehr entlocken. Diesmal glaubte Elysée, daß der Wahnsinn den Alten endgültig erfaßt habe, denn nach dem wilden Ausbruche sprang Boscovich auf ihn zu, umklammerte seinen Arm, und schrie wie ein verzweifelt um Hülfe Rufender in die Nacht hinaus:

„Es darf nicht geschehen, Méraut . . . Man muß es verhindern!“

„Was denn verhindern, Herr Rath?“ fragte Elysée, seinen Arm von der krampfhaften Umklammerung zu befreien suchend.

Und keuchend, ganz leise, antwortete Boscovich:

„Die Entsagungsurkunde ist fertig . . . ich selbst habe sie geschrieben . . . In diesem Augenblicke unterzeichnet sie Se. Majestät . . . Ich hätte es nicht thun sollen . . . Ma che, ma che . . . Er ist der König . . . Und dann mein illyrisches Herbarium, das er mir wieder zu verschaffen versprochen hat . . . eine so herrliche Sammlung . . .“

So wie er auf sein Steckenpferd zu sprechen kam, fuhr er unaufhaltsam damit fort, aber Elysée hörte ihn gar nicht mehr, so hatte ihn der furchtbare Schlag niedergeschmettert. Sein erster, sein einziger Gedanke galt der Königin. Das also war der Lohn ihrer Hingebung, ihrer Selbstverleugnung, das Ende dieses Opfertages! Wie grinsten ihn jetzt die Ruhmeskränze so höhnisch an, welche man um diese Stirn gewunden hatte, die von der Krone nichts mehr wissen wollte! In dem plötzlich verdunkelten Garten sah er nichts als den Lichtschimmer dort oben, welcher das von Geheimniß umhüllte Verbrechen beschien. Was thun? Wie es verhindern? . . . Nur die Königin . . . Aber wird er bis zu ihr gelangen können? In der That glaubte die diensthuende Kammerfrau, die in Feenträumen ruhende Frau v. Silvis, wie auch die Königin selbst, daß Feuer in dem schlafenden Schlosse ausgebrochen sei, als Elysée Ihre Majestät zu sprechen verlangte. In den Zimmern zischelten die aufgeschreckten Frauen durcheinander, man hörte ein Rascheln und Rauschen wie in einem

zu ungewohnter Stunde aufgestörten Vogelhause. Endlich erschien die Königin in dem kleinen Saale, wo der Hofmeister ihrer wartete; sie hatte ein blaues Nachtkleid übergeworfen, unter dem die wunderbaren Formen ihrer Arme und Schultern wie gemeißelt erschienen. Noch niemals hatte sich Elysée der Frau in der Königin so nahe gefühlt.

„Was giebt es?“ fragte sie leise und rasch, mit jenem Zucken der Augenlider, das einzutreten pflegt, wenn man einen Schlag erwartet, ihn kommen sieht. Bei den ersten Worten richtete sie sich wie elektrisirt auf.

„Das darf nicht sein . . . Das wird nicht geschehen, so lange ich lebe!“

Durch die heftige Bewegung hatten sich die phosphorescirenden Massen ihres Haares gelöst; mit rascher Geberde hob sie den Arm, um sie zurückzustreichen, wobei der weite Aermel ihres Kleides bis zum Ellbogen hinabglitt.

„Wecken Sie Se. Hoheit,“ sagte sie halblaut in das Dunkel des nächsten Zimmers; dann, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, stieg sie zu den Gemächern des Königs hinauf.

X.

Häusliche Scene.

Der ganze Zauber der Sommernacht fluthete durch das weitgeöffnete Fenster in die große Halle, in welcher nur ein einziger Kandelaber brannte, so daß die Mondstrahlen noch an den Wänden hinlaufen, hier den polirten Barren eines Recks, dort den stark gekrümmten Bogen einer an der Wand hängenden Guzlah*) oder die Scheiben des ziemlich schlecht versorgten Bücherschrankes erleuchten konnten, den Boscovich's Hefte vollends füllten, den faden und welken Geruch eines Kirchhofes vertrockneter Pflanzen um sich her verbreitend. Auf dem Tische lag zwischen bestäubten Papieren ein silbernes, vom Alter geschwärztes Cruzifix, denn wenn Christian II. auch nicht schrieb, so vergaß er doch seinen Katholicismus nicht und hatte gern religiöse Gegenstände in seiner Nähe; zuweilen bei den Dirnen, während die Orgie um ihn her brüllte, hielt er die Hand in der Tasche und ließ durch seine weinfeuchten Finger die Perlen des Rosenkranzes rollen, den er stets bei sich trug. Neben dem Cruzifixe lag ein großes, schweres, von dicken, etwas zitternd geschriebenen Buchstaben bedecktes Perga-

*) Dalmatinisches Musikinstrument.

mentblatt. Es war das in allen seinen Theilen fertiggestellte Todesurtheil des Königthums. Nur die Unterschrift fehlte noch, ein Federstrich, zu welchem aber der Entschluß einer festen Willenskraft gehörte; und dies war der Grund, weßhalb Christian II. noch zögerte, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, unbeweglich unter der Flamme der zum Siegeln vorbereiteten Kerzen.

In seiner Nähe hielt sich, unruhig schleichend und herumstöbernd wie ein Nachtfalter, Lebeau, der vertraute Kammerdiener, und blickte spähend auf den König, den er mit seinen stummen Geberden anzuspornen schien, jetzt, da der entscheidende Augenblick endlich eingetreten war, welchen die Bande seit Monaten mit Herzklopfen und all der bangen Ungewißheit erwartete, zu welcher der schwankende Charakter dieser Windfahne von König Anlaß gab. Trotz der magnetisirenden, drängenden Blicke des Spions hielt Christian die Feder immer noch unthätig zwischen den Fingern. In seinen Fauteuil zurückgelehnt, betrachtete er das Pergament und träumte. Nicht, als ob ihm etwas an dieser Krone gelegen hätte, die er niemals gewünscht noch geliebt, die er als Kind schon zu schwer gefunden, und deren harte Bande, deren niederdrückende Verantwortlichkeit, er später so schwer gefühlt hatte. Sich ihrer entledigen, sie in den Winkel eines Zimmers verweisen, das er nicht mehr betrat, sie außerhalb des Hauses so gründlich wie möglich vergessen, das war ihm leicht genug geworden; aber die jetzt zu treffende, endgültige Entscheidung erschreckte ihn, der letzte Schritt wurde ihm schwer. Aber er hatte kein anderes Mittel mehr, um sich das zu seiner neuen Lebensweise nothwendige Geld zu verschaffen und die demnächst fälligen Wechsel im Betrage von drei Millionen zu bezahlen, welche

der Wucherer, ein Bilderhändler Namens Pichery, nicht mehr prolongiren wollte. Konnte er es dazu kommen lassen, daß man St. Mandé pfändete? Und die Königin und der Kronprinz, was wird aus ihnen? Scene auf Scene bei der Entdeckung seiner gemeinen Missethaten, — war es nicht besser, alles mit einem Schlage zu beendigen, die Vorwürfe und Zornausbrüche ein für allemal sich austoben zu lassen? Und dann, dann war noch ein anderer Grund da, der den Ausschlag gab.

Er hatte der Gräfin versprochen, die Thronentsagung zu vollziehen. Nur auf dieses Versprechen hin hatte Sephora darein gewilligt, ihren Mann allein nach London fahren zu lassen, das Hotel in der Avenue de Messine, sowie den Namen und Titel anzunehmen, welcher sie öffentlich zur Maitresse Christian's stempelte, ihm andere Belohnungen für denjenigen Tag in Aussicht stellend, an dem er ihr die von seiner Hand unterschriebene Urkunde bringen werde. Als Grund hierfür gab sie die Bedenken eines liebenden Mädchens an: daß er später vielleicht nach Illyrien zurückkehren, sie um des Thrones und der Herrschaft willen verlassen werde; sie sei nicht die Erste, welche die schreckliche Staatsraison unglücklich gemacht habe. Und Axel, Wattelet, alle die guten Kameraden des Großen Clubs, hatten keine Ahnung davon, daß der König, wenn er aus der Avenue de Messine mit fieberhaft glühenden Augen zu ihnen kam, den Abend auf einem Divan sitzend verbracht habe, fortwährend zurückgestoßen und wieder angezogen, zitternd und gespannt wie ein Bogen, sich zu den Füßen einer unerbittlichen Willenskraft, einer geschmeidigen Widerstandsfähigkeit krümmend, welche seinen wahnsinnigen Umarmungen die eisige Kälte zweier kleiner, pariser, im Ver-

theidigen und Erwehren geschickter Hände entgegensetzte und auf seinen Lippen die glühenden Worte zurückließ: „Oh! Wenn du nicht mehr König sein wirst . . . Dann gehöre ich ganz, ganz dir . . .!“ Sie warf ihn hin und her zwischen Leidenschaft und Kälte; zuweilen im Theater, nachdem sie ihn zuerst mit eisigem Lächeln empfangen, hatte sie eine gewisse Art, ihre Handschuhe langsam auszuziehen und ihn dabei anzusehen, — es war, als ob sie sich nicht ihrer Handschuhe entledigte, sondern als ob sie ihre Hand nackt entkleidete, wie ein vorläufiges Feld für seine Küsse . . .

— „Also, mein armer Lebeau, du sagst, daß dieser Pichery durchaus nicht länger warten will . . .“

„Keinen Tag länger, Sire . . . Wenn er kein Geld bekommt, übergiebt er die Wechsel dem Gerichte.“

Man mußte das verzweifelte Greinen hören, mit welchem er das Wort Gericht betonte, um all die schrecklichen Folgen und damit verbundenen Formalitäten ins rechte Licht zu setzen: Vorladungen auf Stempelpapier, Pfändung, die königliche Familie entehrt, auf die Straße geworfen. Nicht das aber ist es, was Christian vor Augen schwebt. Er sieht sich dort unten in der Avenue de Messine mitten in der Nacht ankommen, zitternd und fiebernd vor Erwartung, mit leisen Tritten die geheimnißvoll verdeckte Treppe hinaufschleichen und in das Zimmer treten, wo die duftende Nachtlampe schwach unter ihrem Spitzenschleier hervorleuchtet . . . „Es ist geschehen . . . ich bin nicht mehr König . . . nun gehörst du mir ganz, ganz . . .“ Und die Schöne entledigt sich ihrer Handschuhe . . . .

„Vorwärts!“ sagt er, aus seiner Vision aufschreckend.

Und er unterschreibt.

Die Thür öffnet sich, die Königin erscheint. Ihre Anwesenheit bei Christian um diese Stunde ist so unerhört, seit so langer Zeit leben sie getrennt von einander, daß weder der König, welcher soeben seine Ehrlosigkeit besiegelt hat, noch der ihn überwachende Lebeau, sich bei dem leichten Geräusche umwenden. Man glaubt, daß Boscovich aus dem Garten zurückkommt. Leicht gleitend wie ein Schatten, ist sie bereits nahe an dem Tische, als Lebeau sie bemerkt. Den Finger auf die Lippen pressend, gebietet sie ihm Schweigen und geht vorwärts, um den König auf frischer That zu ertappen, alle Schliche und Umwege, jedes unnütze Läugnen zu vereiteln; aber der Lakai trotzt ihrem Verbote durch den Allarmruf: „Die Königin, Sire!“ Auf's Aeußerste gereizt, schlägt die Dalmatinerin mit ihrer soliden Reiterfaust dem boshaften Thiere direct in die Schnauze; und aufrechtstehend erwartet sie das Verschwinden des Elenden, um sich dann erst an den König zu wenden.

„Was ist Ihnen geschehen, meine liebe Friederike? Was verschafft mir . . .“

Von seinem Sitze aufgeschnellt, halb über den Tisch gebeugt, den er ihr zu verbergen sucht, lächelt er mit bleichen Lippen; aber seine Stimme ist ruhig, er spricht fließend mit jener graziösen Höflichkeit, deren er sich der Königin gegenüber immer bedient, und welche sich zwischen den Beiden aufrichtet wie blühend verschlungene Arabesken auf dem harten und undurchsichtigen Grunde eines metallenen Ofenschirms. Sie aber reißt mit einem Worte, einer Handbewegung, die Schranke nieder, hinter welche er sich flüchtet.

„Keine Phrasen, keine scheinheiligen Mienen . . . Ich weiß, was du da geschrieben hast . . . versuche nicht, mich zu belügen . . .“

Einen Schritt näher tretend und in ihrer ganzen Höhe den wie furchtsam Gebeugten stolz überragend, fährt sie fort:

„Höre, Christian,“ — und das in ihrem Munde ganz ungewöhnliche Du verleiht ihren Worten etwas Ernstes, Feierliches, — „höre, Christian, seitdem ich deine Frau bin, habe ich unendlich viel durch dich gelitten . . . Nur das erste Mal habe ich etwas gesagt, du erinnerst dich . . . Dann, als ich sah, daß du mich nicht mehr liebtest, habe ich der Sache ihren Lauf gelassen; glaube aber deshalb nicht, daß mir auch nur ein einziger deiner Treubrüche, deiner wahnsinnigen Streiche, verborgen geblieben wäre . . . Denn wahnsinnig mußt du in der That sein, wahnsinnig wie dein Vater, der an seiner Liebe zu Lola zu Grunde gegangen ist, wahnsinnig wie dein Großvater Johann, der seine Seele in einem Anfalle erotischer Tollheit aushauchte, mit dem letzten Athemzuge noch nach Küssen röchelte und sich dabei in Redensarten erging, welche den barmherzigen Schwestern das Blut in's Gesicht trieben . . . Geh! Es ist dasselbe wahnsinnig glühende Blut, dasselbe Höllenfeuer, das dich verzehrt. Wenn es in Ragusa galt, einen Ausfall zu machen, mußte man dich bei der Foedor aufsuchen . . . Ich wußte es, wußte auch, daß sie die Bühne verlassen hatte, um dir zu folgen . . . Von alledem habe ich dir niemals etwas vorgeworfen. Die Ehre des Namens blieb unangetastet, und wenn der König nicht auf den Wällen erschien, sorgte ich dafür, daß sein Platz nicht leer blieb. Aber in Paris, in Paris . . .“

Bis jetzt hatte sie langsam und kühl gesprochen, mit einer mitleidigen und wie mütterlich scheltenden Betonung, die zu den niedergeschlagenen Augen des Königs und seiner schmollenden Miene eines ausgescholtenen unartigen Kindes paßte.

Das Wort Paris aber brachte sie außer sich. Verfluchte Stadt ohne Treu und Glauben, mit blutüberströmtem, stets zu Revolte und Barrikadenbau bereitem Pflaster! Welcher Wahnsinn verblendete doch all diese armen entthronten Könige, daß sie gerade in diesem Sodom Zuflucht suchten! Diese Stadt ist es, welche mit ihrer demokratischen, von Lastern aller Art verpesteten Luft die größten Familien vernichtet; sie ist es, welche Christian auch um dasjenige gebracht hat, das selbst die verrücktesten seiner Vorfahren zu bewahren wußten: die Achtung und den Stolz des königlichen Blutes. Oh, schon am Tage ihrer Ankunft, schon am ersten im Exil verlebten Abende, hatte Friederike die Demüthigungen und die kommende Schande geahnt, als sie den König so heiter und aufgeräumt sah, während alles um ihn her im Stillen weinte . . . In einem Athemzuge, ohne abzusetzen, und mit schneidenden Worten, welche das bleiche Gesicht des königlichen Wüstlings mit rothen Streifen überzogen, als hätten Peitschenhiebe es getroffen, hielt sie ihm alle seine Sünden vor, seinen raschen Sturz vom Vergnügen zum Laster und vom Laster zum Verbrechen.

„Du hast mich unter meinen Augen, in meinem eigenen Hause hintergangen, . . . der Ehebruch saß an meinem Tische und streifte mein Kleid . . . Als du die frisirte Puppe satt hattest, welche nicht einmal Kraft genug besaß, ihre Thränen vor mir zu verbergen, bist du in die Gosse, in den Straßenkoth hinabgestiegen, hast dort als schamloser Müßiggänger dich umhergewälzt, und uns, uns hast du die Nachwehen deiner Orgien, den Ekel nach erschöpfter Kraft, all den Schmutz dieses Pfuhles nach Hause gebracht . . . Erinnere dich, in welchem Zustande du dich mir an jenem

Morgen zeigtest, als du zum zweiten Male deinen Thron verlorst ... Was hast du nicht alles gethan, heilige Mutter Gottes, was hast du nicht alles gethan! Du hast mit dem königlichen Insiegel geschachert, hast Titel und Orden verhandelt ..." Und leiser fuhr sie fort, als ob sie es selbst dem verschwiegenen Dunkel der Nacht anzuvertrauen sich scheute: „Du hast sogar gestohlen, gestohlen hast du! Du hast die Edelsteine und Diamanten aus der Krone gebrochen, ich weiß es ... Mein alter Greb mußte mit dem Verdachte belastet das Haus verlassen, denn der Diebstahl war bekannt geworden und so mußte ein Anderer die Schuld auf sich nehmen, damit man den wahren Schuldigen nicht errathe ... Meine einzige und fortwährende Beschäftigung bestand darin, den Namen des Königs aufrecht und unbefleckt zu erhalten; alles erduldete ich zu diesem Zwecke, ließ alles über mich ergehen, Beschimpfungen sogar, die über kurz oder lang mich selbst in den Augen der Welt bloßstellen müssen .. Ich hatte mir einen Schlachtruf geschaffen, der mich anspornte, mich in den Stunden der Prüfung vor dem Zusammenbrechen bewahrte: Alles für die Krone! Und jetzt willst du sie verkaufen, diese Krone, die mich so viele blutige Thränen und Schmerzen gekostet hat, du willst sie verschachern, um Gold für dieses jüdische Todtengesicht zu bekommen, das du die Unverschämtheit gehabt hast, mir heute gegenüber zu setzen, Auge in Auge ..."

Stumm und gebeugt, mit eingezogenem Kopfe, hatte er zugehört. Jetzt, bei der Beschimpfung seiner Geliebten, richtete er sich auf. Das bleiche Gesicht mit den blutunterlaufenen Striemen erhebend, sah er die Königin starr an und sagte, höflich aber mit fester Stimme:

„Wohlan denn, Sie täuschen sich! Die Frau, von welcher Sie sprechen, steht in gar keiner Verbindung mit meinem Entschlusse. Was ich thue, geschieht für Sie, für mich, für unser Aller Glück und Ruhe . . . Sind Sie dieses Lebens voll Entbehrungen und Mangel denn immer noch nicht müde? Glauben Sie, daß ich nicht weiß, was hier vorgeht, daß es mir nicht weh thut, diese Meute von ungestümen Gläubigern hinter Ihnen herhetzen zu sehen . . . Als jener Mensch unlängst im Hofe um sein Geld lärmte, kam ich gerade nach Hause und hörte ihn . . . Ohne den alten Rosen hätte ich ihn unter den Rädern meines Wagens zermalmt. Und Sie, Sie lauerten hinter den Vorhängen Ihres Fensters auf sein Weggehen. Schöne Beschäftigung das für eine Königin! . . . Aller Welt sind wir schuldig. Alles schreit nach Geld. Die Hälfte Ihrer Leute warten auf ihren Lohn . . . Der Lehrer hat schon seit zehn Monaten nichts mehr bekommen . . . Frau von Silvis macht sich damit bezahlt, Ihre alten Kleider majestätisch aufzutragen . . . Es giebt Tage, an denen der Herr Geheimsecretär und Großsiegelbewahrer Unserer Majestät bei meinem Kammerdiener Geld borgt, um sich eine Prise Schnupftabak zu kaufen . . . Sie sehen, daß ich mit der Sachlage genau vertraut bin . . . Und schließlich meine Schulden, die Sie gar nicht kennen. Bis über die Ohren stecke ich drin . . . Demnächst kracht Alles zusammen. Das wird schön werden. Sie werden zusehen können, wie man Ihr Diadem gleichzeitig mit altem Geschirr und verrosteten Messern an den Meistbietenden losschlägt . . .“

Nach und nach, fortgerissen durch sein spöttisches Naturell und die leichtfertigen Gewohnheiten seiner Umgebung, ließ er den ernsten Ton fallen, mit dem er zu sprechen begonnen

hatte, und erging sich mit seiner impertinent näselnden, dünnen Stimme in der Aufzählung ähnlicher Schnurrpfeifereien, von denen viele ihren Ursprung bei Sephora hatten, welche jede Gelegenheit benutzte, um die letzten Bedenken ihres Geliebten durch ätzende Spöttereien zu zerstören.

„Sie beschuldigen mich der Phrasenmacherei, meine Liebe, im Grunde aber sind Sie es, die Sie sich von Worten blenden lassen. Was ist denn schließlich diese illyrische Krone, von der Sie mir immer sprechen? Nur auf dem Kopfe eines Königs hat sie Werth; sonst ist sie ein unbequemes, unnützes Ding, das man auf der Flucht in einer Hutschachtel verbirgt, oder das man unter einem Glassturze ausstellt, wie ein Schauspieler seine Lorbeeren oder eine Portiersfrau ihren Brautkranz . . . Sie müssen das doch einsehen, Friederike. Ein König ist nur auf dem Throne, das Scepter der Macht in der Hand, ein wahrer König; entthront, ist er weniger als nichts, ein Fetzen . . . Vergebens klammern wir uns an die Etikette, an unsere Titel, vergebens lassen wir die Majestät überall, auf dem Wagenschlage und auf unseren Manschettenknöpfen, anbringen, vergebens verwickeln wir uns in ein veraltetes Ceremoniell. All das ist Heuchelei von unserer Seite, höfliches Mitleid von Seiten derer, die uns umgeben, unserer Freunde, unserer Diener. Hier, für Sie, für Rosen und einige Getreue bin ich König Christian II. Draußen aber werde ich sofort zu einem gewöhnlichen Menschen, gleich allen anderen. Herr Christian . . . ohne Namen sogar, nur ein Vorname . . . Christian, wie ein Statist vom Ballet . . .“

Ganz außer Athem hielt er inne. Noch niemals hatte er stehend so viel auf einmal gesprochen . . . Draußen gellte

durch die schweigende Nacht der schrille Schrei einer Nachtschwalbe, schlug dann und wann eine Nachtigall. Ein großer Nachtfalter, der sich die Flügel an den brennenden Lichten versengt hatte, schwirrte unbeholfen umher. Man vernahm nichts als dieses Geräusch und das erstickte Schluchzen der Königin, welche wohl dem Zorne oder der Gewalt die Stirn bieten konnte, dem Spotte jedoch mit ihrem ehrlichen, geraden Naturell waffenlos gegenüber stand, wie ein tapferer Soldat, der sich auf Säbelhiebe gefaßt macht und statt deren von kleinen Stichen gequält wird. Als Christian sie so schwach sah, hielt er sie für besiegt, und gedachte ihre Niederlage dadurch endgültig zu entscheiden, daß er seine burleske Schilderung der Monarchieen im Exil fortsetzte. Welch klägliche Figur sie alle spielen, diese armen Fürsten in partibus, diese Statisten des Königthums, welche sich mit dem Flitterstaat der ersten Rollen drapiren und vor leeren Bänken weiter declamiren, ohne einen Pfennig einzunehmen! Thäten sie nicht besser daran, den Mund zu halten und in das Dunkel des gewöhnlichen Lebens zurückzutreten? ... Für die Vermögenden unter ihnen mag es noch hingehen. Dieses eigensinnige Festhalten an entschwundener Größe ist auch ein Luxus wie ein anderer ... Die Anderen aber, wie z. B. Ihr armer Vetter von Palermo, der sich mit seiner verdammten italienischen Küche in einem wahren Stalle von Haus vergräbt! Wann man auch hinkommt, riecht's nach Zwiebeln ... Sehr würdevoll ohne Zweifel, aber welche Existenz! Und es giebt andere, die noch schlimmer daran sind ... Vor einigen Tagen lief ein Bourbon, ein echter Bourbon, dem Omnibus nach. „Besetzt, Herr!“ Er lief immer weiter. „Aber so hört doch, Alter, es ist alles besetzt, sage ich euch!“ Darauf ist er wüthend geworden, weil

man ihn nicht Ew. Hoheit angeredet hat. Als ob man das hätte seiner Halsbinde ansehen sollen! „Operettenkönige, sage ich Ihnen, meine Liebe. Und nur um dieser lächerlichen Situation zu entgehen, um uns eine gesicherte und unserer würdige Existenz zu verschaffen, habe ich mich entschlossen, dies da zu unterzeichnen . . .“

Und plötzlich den ränkevollen, von Jesuiten erzogenen Slaven herauskehrend, fügte er hinzu:

„Bedenken Sie übrigens, daß diese Unterschrift nur ein Scherz ist . . . Man giebt uns doch nur das zurück, was von Rechtswegen uns gehört, und ich betrachte mich gar nicht als gebunden . . . Wer weiß? Diese Millionen werden uns vielleicht dazu verhelfen, unsern Thron wiederzugewinnen.“

Ungestüm erhob die Königin den Kopf und sah dem Könige voll in die Augen, so daß er den Blick abwendete; dann fügte sie achselzuckend hinzu:

„Mache dich doch nicht schlechter als du bist. Du weißt wohl, daß, wenn du einmal unterschrieben hast . . . Nein und abermals nein! Die Wahrheit ist, daß dir die Kraft fehlt, daß du deinen königlichen Posten im Augenblicke der größten Gefahr verläßt, jetzt, da die moderne Gesellschaft weder Gott noch Herrscher kennen will, die Repräsentanten des göttlichen Rechtes mit ihrem Hasse verfolgt, den Himmel über ihrem Kopfe und den Boden unter ihren Füßen erzittern macht. Das Messer, die Höllenmaschinen, die Kugel, alles ist gut dafür . . . Man verräth, man meuchelt . . . In voller Festesprozession, von unserem ganzen Gefolge umgeben, müssen wir Könige nicht alle, die besten wie die schlechtesten, zittern, wenn sich ein Mensch von der Menge ablöst und hervortritt? Jede

Bittschrift kann einen Dolch verbergen . . . Welcher König kann heute, wenn er sein Schloß verläßt, sicher sein, daß er wieder in dasselbe zurückkehrt? . . . Und das ist der Augenblick, den du dir aussuchst, um den Kampfplatz zu verlassen . . .“

„Ach, wenn es sich nur darum handelte, zu kämpfen!“ sagte Christian II. lebhaft. „Aber sich wie wir gegen die Lächerlichkeit und das Elend, gegen den ganzen Sumpf des täglichen Lebens abmühen, dabei fühlen, daß man jeden Tag tiefer darin versinkt . . .“

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in ihrem Auge.

„Ist's wahr? Du würdest dich schlagen? Dann höre . . .“

Und in wenigen fliegenden Worten erzählte sie ihm von der Expedition, welche Elysée und sie seit drei Monaten vorbereiteten; Briefe auf Briefe, Ansprachen und Aufrufe hatte man vom Stapel gelassen, und Pater Alpheus war fortwährend unterwegs in den Dörfern und Bergen. Diesmal hatte man sich nicht an den Adel gewandt, sondern an das niedere Volk, an die Maulthiertreiber und Lastträger von Ragusa, an die Ackerbauer des Breno und der Brazza, an die Inselbewohner, welche ihre Produkte in Barken zu Markte bringen, an das ursprüngliche und der alten Tradition ergebene Volk, das bereit war, sich für den König zu erheben und für ihn zu sterben, unter der einen Bedingung, daß es diesen an seiner Spitze sehe . . . Die Compagnien bildeten sich bereits, die Parole war ausgegeben, man wartete nur noch auf das letzte Signal zur Erhebung selbst. Die Königin, welche mit ihren glühenden Worten die Schwäche Christians zu besiegen hoffte, ward auf das Schmerzlichste ergriffen, als sie ihn, eher gleich-

gültig als entmuthigt, den Kopf schütteln sah. Vielleicht kam bei ihm auch der Aerger dazu, daß alles ohne ihn geschehen war. Kurz: er glaubte nicht an die Ausführbarkeit der Unternehmung. Man würde im Lande nicht mit Erfolg vordringen können, müßte erst die Inseln besetzen und das schöne Land bei so geringen Aussichten allen Schrecken des Krieges und der Plünderung preisgeben; ein Abenteuer gleich denen des Herzogs von Palma, ein nutzloses Blutvergießen.

„Nein, meine Liebe, es geht nicht. Der Fanatismus ihres Caplans und dieses Gascogners mit seinen hirnverbrannten Ideen hat Sie fortgerissen ... Ich habe auch meine Berichte, und zuverlässigere als die Ihrigen ... In Wirklichkeit steht die Sache so, daß in Dalmatien wie anderswo die Monarchie sich überlebt hat ... Die Leute haben sie satt, wollen nichts mehr von ihr wissen ...“

„Oh, ich, ich kenne ihn wohl, den Feigling, der nichts mehr von ihr wissen will ...“ sagte die Königin.

Damit eilte sie hinaus und ließ Christian sehr erstaunt darüber zurück, daß die Scene so rasch geendet hatte. Schnell steckte er die Urkunde in die Tasche und wollte ebenfalls weggehen, als Friederike in Begleitung des kleinen Prinzen wiederkehrte.

Aus dem tiefsten Schlafe aufgeschreckt und hastig angekleidet, riß der Kleine, der aus den Händen der Kammerfrau in die der Königin übergegangen war, ohne daß dabei ein Wort gewechselt worden wäre, seine großen Augen weit auf. Er fragte nicht, denn in dem verschlafenen Köpfchen dämmerte die Erinnerung an ähnliche Vorgänge auf, da er auch des Nachts, inmitten bleicher Gesichter und kurzer Schreckensrufe, für eine eilige Flucht erweckt worden war. Seit damals hatte

er die Gewohnheit angenommen, sich blindlings führen zu lassen, vorausgesetzt nur, daß ihn die Königin mit ihrer ernsten und entschiedenen Stimme rief, daß er die zärtliche Umschlingung ihrer Arme und ihre zur Unterstützung stets bereite Schulter an der seinen fühlte. Sie hatte zu ihm gesagt: „Komm," und er war vertrauensvoll ihrem Rufe gefolgt; nur wunderte er sich über die ihn umgebende Ruhe, da jene anderen geräuschvollen, blutgefärbten, flammendurchglühten Nächte mit ihrem Kanonendonner und Kleingewehrfeuer in seiner Erinnerung lebten.

Er sah den König aufrecht stehen, aber nicht den sorglosen und gutmüthigen Vater, der ihn zuweilen im Bett überraschte oder ihm beim Passiren des Unterrichtszimmers ermuthigend zulächelte, sondern ein gelangweiltes und strenges Gesicht, das sich bei ihrem Eintritte noch mehr verfinsterte. Friederike zog das Kind lautlos bis zu den Füßen Christian II., und indem sie sich plötzlich auf die Knie warf, stellte sie es vor sich hin und umschloß seine kleinen Finger mit ihren gefalteten Händen.

„Mich will der König nicht anhören, vielleicht wird es dir gelingen, Zara . . . Komm, sprich mir nach. „Mein Vater . . ."

Das schüchterne Stimmchen wiederholte: „Mein Vater . . ."

„Mein Vater und König, ich beschwöre Sie, berauben Sie Ihr Kind nicht der Krone, die es eines Tages tragen soll . . . Bedenken Sie, daß sie nicht Ihnen allein gehört, daß sie von fernher auf Sie überkommen ist, daß Gott sie vor sechshundert Jahren dem Hause von Illyrien in Gnaden verliehen hat . . . Es ist Gottes Wille, daß ich König sei, mein Vater . . . Es ist mein Erbtheil, mein Gut, das Sie mir nicht nehmen dürfen . . ."

Der kleine Prinz sprach die Worte wie ein Gebet nach, mit erstícktem Murmeln und flehenden Blicken; Christian aber wandte sich ab, zuckte die Achseln, und brummte wüthend, wenn auch äußerlich höflich, einige abgerissene Worte zwischen den Zähnen... „Ueberspanntheit . . . Unpassende Scene.... Dem Kinde den Kopf verdrehen . . .“ Dann riß er sich los und schritt der Thür zu. Mit einem Sprunge stand die Königin auf ihren Füßen; einen Blick auf den Tisch werfend, sah sie, daß das Pergament fehlte, der König also die infame Urkunde unterzeichnet und zu sich gesteckt haben müsse, und fast brüllend vor Schmerz rief sie:

„Christian!“

Er schritt unverwandt weiter.

Sie machte eine Geberde, als ob sie ihr Kleid aufraffen wollte, um ihn zu verfolgen, dann sagte sie plötzlich:

„Gut! Es sei ...“

Er zögerte und wandte sich um, — sie stand aufrecht in dem offenen Fensterrahmen auf der schmalen Steinbrüstung, mit dem einen Arme ihren Sohn in den Tod hinaushaltend und mit dem anderen den fliehenden Feigling bedrohend. Das volle Licht der hellen Sommernacht beleuchtete die bewundernswerthe Gruppe.

„Dem Operettenkönige die tragische Heldin,“ sagte sie mit furchtbarem Ernste. „Wenn du nicht auf der Stelle verbrennst, was du soeben hier unterzeichnet hast, und wenn du mir nicht bei dem Kreuze des Erlösers schwörst, daß du niemals mehr das gleiche thun wirst, dann ist dein Stamm vernichtet, zerschmettert. Die Frau und das Kind, ... dort unten!“

Ihre Worte und ihr schöner, in's Leere hinausgebeugter

Körper verriethen einen so unerschütterlichen Muth, daß der niedergeschmetterte König auf sie zusprang, um sie zurückzuhalten:

„Friederike!“

Bei dem Aufschrei seines Vaters und dem Zittern des ihn tragenden Armes glaubte der Kleine, der sich vollständig außerhalb des Fensters befand, daß es nun vorbei sei und in den Tod gehe. Er beklagte sich mit keinem Worte, keinem Tone, denn er ging ja mit seiner Mutter. Nur seine Händchen schlangen sich fester um den Hals der Königin, und den blondgelockten Kopf zurückneigend, schloß er seine schönen Augen vor dem entsetzlichen Sturze. Es war so hoch ...

Christian's Widerstand war gebrochen! ... Diese Resignation, dieser Muth des Königskindes, das von seiner zukünftigen Stellung schon das Eine gelernt hatte: würdig in den Tod zu gehen ... Sein Herz drohte ihm die Brust zu sprengen. Er warf die Urkunde, die er seit einer Minute unschlüssig in der Hand zerknitterte, auf den Tisch und sank schluchzend in einen Sessel. Friederike kam heran, musterte das Actenstück mit mißtrauischen Blicken, durchlief es aufmerksam von der ersten bis zur letzten Zeile, näherte es einer Kerze und verbrannte es bis auf das kleinste Stückchen; dann ging sie ihren Sohn zu Bette bringen, der in seiner heroischen Selbstmörderstellung auf ihrem Arme einzuschlafen begann.

XI.

Rüstung zum Kampfe.

Wir befinden uns am Ende eines Freundschaftsmahles in dem Wohnzimmer der Trödelbude Rue Eginhard. Wenn der alte Leemans allein ist, nimmt er sein mehr als einfaches Mahl mit der Darnet zusammen am ungedeckten Küchentische ein; sieht er aber, wie heute Abend, Gäste bei sich, dann zieht die wirthschaftlich gesinnte Auvergnerin mit einigen Verwünschungen die weißen Schutzdecken von den Möbeln, schließt die kleinen Fußteppiche sorgsam fort, und deckt den Tisch gegenüber dem Portrait ihres Herrn in dem friedlichen und reinlichen Zimmerchen, das dann für einige Stunden dem Geruche des Knoblauchfleisches und den sehr angeregten, im Schacherjargon geführten Unterredungen überantwortet wird.

Seit der Einfädelung des großen Coups sind diese Lustbarkeiten ziemlich häufig geworden. Bei derartigen Geschäften für gemeinschaftliche Rechnung ist es zweckmäßig, oft zusammenzukommen, um sich mit einander zu berathschlagen; und nirgend anderswo könnte man dies in so großer Sicherheit, wie hier am Ende des im alten Paris verlorenen Gäßchens. Hier kann man wenigstens laut sprechen, streiten, combiniren.

... Bald, bald ist das Ziel erreicht! In wenigen Tagen, in wenigen Stunden vielleicht wird die Entsagungsurkunde unterzeichnet sein, wird das Geschäft, das schon so viel Geld verschlungen hat, seinerseits Früchte zu tragen beginnen. Die Sicherheit des Gelingens macht die Augen der Gäste erstrahlen, giebt ihren Stimmen einen ungewohnt heiteren Klang, läßt das Tischtuch weißer, den Wein besser erscheinen. Ein wahrer Hochzeitsschmaus mit Vater Leemans als Vorsitzendem; neben diesem sein Busenfreund Pichery, — ein wie aus hartem Holze geschnitzter, à la Magyar frisirter und auf einem steifen Roßhaarkragen sitzender Kopf, der etwas Militärisches und dabei Unfreies hat, etwa wie der eines cassirten Offiziers. Stand und Charakter: Gemäldewucherer; ein neues, complicirtes Geschäft, das der Kunstliebhaberei unserer Zeit angepaßt ist. Wenn ein Sohn aus gutem Hause sich auf dem Trockenen befindet und keinen rothen Heller mehr in der Tasche hat, geht er in die prachtvoll eingerichtete Bilderhandlung Pichery's in der Rue Laffitte.

„Haben Sie einen Corot, einen echten? Ich bin ganz versessen auf diesen Maler."

„Ah! Corot!" sagt Pichery, mit frömmelnder Bewunderung seine abgestorbenen Fischaugen zukneifend; dann fügt er, wie plötzlich sich besinnend, hinzu: „Hab' gerade das, was Sie suchen", und rollt eine große Staffelei heran mit einem herrlichen Corot, einer Morgenlandschaft mit zitternden Silbernebeln und unter den Weiden tanzenden Elfen. Das Bürschchen klemmt sein Monocle in's Auge und thut, als ob es ganz hingerissen von Bewunderung sei.

„Chic ... sehr chic ... Wieviel?"

„Fünfzigtausend Francs," sagt Pichery, ohne mit den Wimpern zu zucken. Der Andere thut dies ebensowenig.

„Auf drei Monate?“

„Auf drei Monate ... mit Sicherstellung.“

Das Bürschchen unterschreibt seinen Wechsel, läßt das Gemälde zu sich oder zu seiner Maitresse bringen, und macht sich einen Tag lang das Vergnügen, im Club und auf dem Boulevard zu erzählen, daß er soeben einen Corot gekauft habe, „fabelhaft, auf Taille.“ Am andern Morgen schickt er seinen Corot in's Auctionshaus, wo Pichery ihn durch Vater Leemans für den wirklichen Werth, zehn- bis zwölftausend Francs etwa, zurückkaufen läßt. Das ist Wucher zu einem unerhörten Zinsfuße, aber vollkommen sicherer, gesetzlich geschützter, durchaus gefahrloser Wucher. Pichery kann ja nicht wissen, ob der Kunde im Ernste kauft oder nicht. Er schlägt seinen Corot sehr theuer los, „mit Haut und Haaren“, wie man in diesem liebenswürdigen Geschäftszweige zu sagen pflegt; und das ist sein gutes Recht, denn der Werth eines Kunstgegenstandes ist nicht abzuschätzen. Er braucht nur dafür zu sorgen, daß das Gemälde auch wirklich echt sei, und dafür bürgt ihm der Kennerblick von Vater Leemans, welcher ihm außerdem sein ganzes Wörterbuch von Kunstausdrücken liefert, die sich in dem Munde des alten Pseudo-Feldwebels recht sonderbar ausnehmen. Im Uebrigen steht er auf dem besten Fuße mit der jungen Lebewelt und der ganzen Cocottenwirthschaft des Opernviertels, die ihm zu seinem Geschäfte unentbehrlich ist.

Gegenüber dem Patriarchen Leemans sitzen Sephora und ihr Gatte, haben ihre Stühle und Gläser nahe an einander gerückt und geberden sich wie junge Verliebte. Sie sehen einander so selten seit dem Beginn der großen Unternehmung. Tom Lévis, der für alle Welt in London ist, lebt verborgen

auf seinem Herrschaftssitze in Courbevoie, angelt den ganzen Tag Fische, da er nichts anderes zu angeln hat, oder beschäftigt sich damit, den Spechts ganz erschreckliche Streiche zu spielen. Sephora, strenger gehalten als eine spanische Königin und jeden Augenblick den Besuch ihres fürstlichen Geliebten erwartend, führt das Leben der vornehmen Demi-monde, ein so von Langeweile erfülltes Leben, daß diese Damen sich fast stets zu zweien zusammenthun, um die entsetzlich langen Spaziergänge und leeren Mußestunden in Gesellschaft zu ertragen. Aber die Gräfin Spalato hat keine ebenbürtige Genossin in der ganzen Stadt. Sie kann weder mit den öffentlichen, noch mit den halböffentlichen Dirnen verkehren; anständige Damen empfangen sie nicht, und den Schwarm von Müssiggängern um sie zu dulden, welcher sonst gewöhnlich diejenigen Salons erfüllt, wo nur Männer hinkommen, das kann Christian II. nicht über sich gewinnen. So ist sie stets allein in ihren königlich ausgestatteten Zimmern, deren von Blumen und hüpfenden Liebesgöttern umschlungene Spiegel immer nur ihr eigenes, indolentes Bild zurückwerfen, das außerordentlich gelangweilt erscheint von dem ewigen, faden Geschwätze des Königs, der sich zu ihren Füßen in Beweihräucherungen erschöpft, wie die alten Priester mit ihren goldenen Opferschalen vor dem geweihten Standbilde der Göttin. Ach, wie gern gäbe sie dieses ganze fürstlich-traurige Leben hin für das kleine Erdgeschoß in der Rue Royale, mit ihrem geliebten Gaukler zusammen, der ihr den Gig der „Großen Coups“ vortanzt! Kaum, daß sie ihm hin und wieder schreiben, ihn über den Fortgang des Geschäftes auf dem Laufenden erhalten kann.

Wie glücklich ist sie deshalb auch heute Abend, wie

schmiegt sie sich eng an ihn an, wie bittet und reizt sie ihn: „Geh', mach' mich lachen." Und Tom thut sein Möglichstes; aber sein Feuer hat etwas Gezwungenes und wird nach jedem Anlaufe von einem störenden Gedanken zurückgeworfen, den er nicht ausspricht und den zu errathen man sich vergebens den Kopf zerbrechen würde. Ja, ja, unerhört und doch wahr, — Tom Lévis ist eifersüchtig! Er weiß wohl, daß noch nichts Ernstes zwischen Christian und Sephora vorgegangen sein kann, und daß diese viel zu gewandt ist, als daß sie sich vor dem endgültigen Abschlusse des Geschäftes ihrem schmachtenden Galan hingegeben hätte; aber der Augenblick der Entwickelung ist nahe, und sobald das Papier unterschrieben ist, wird man in den sauern Apfel beißen müssen. Und meiner Treu! — Freund Tom fühlt bei diesem Gedanken eine eigenthümliche Verwirrung, eine für einen Mann wie er, frei von allen Vorurtheilen und Kindereien, doppelt sonderbare Unruhe. Es überläuft ihn ein leises Frösteln, wenn er seine Frau anblickt, die ihm noch niemals so schön erschienen ist wie jetzt in ihrer bezaubernden Toilette und dem gräflichen Titel, der ihre Züge zu veredeln, ihre Augen zu erhellen, ihre Haare unter der neunzackigen Perlenkrone zu vergolden scheint. Es ist klar, Tom Lévis befindet sich nicht auf der Höhe seiner Stellung, hat nicht die dazu nothwendigen soliden Schultern. Um ein Haar möchte er seine Frau zurückholen und alles stehen und liegen lassen. Aber ein Gefühl der Scham hält ihn zurück, die Furcht, sich lächerlich zu machen, und schließlich das viele bereits hineingesteckte Geld. Der Unglückliche kämpft einen schweren Kampf, hin- und hergezerrt durch diese verschiedenartigen Gefühle, welche die Gräfin ihm nie zugetraut hätte; seinen Pfeil im

Herzen, affektirt er eine ungeheure Heiterkeit, macht die tollsten Sprünge, unterhält die Tafelrunde mit den besten Streichen der Agentur, und es gelingt ihm schließlich, den alten Leemans, ja sogar den eiskalten Pichery derart aufzuthauen, daß auch diese ihrerseits ihre schönsten, das Herz des Kenners erquickenden Kniffe zum Besten geben.

Man ist ja in intimer Gesellschaft, unter Theilhabern und Gevattern, die Ellbogen auf den Tisch gestützt. Da darf man sich alles erzählen, die untersten Schlupfwinkel des Auktionshotels, seine Fallthüren und Mausefallen öffnen, von dem Ringe der großen Kaufleute und anscheinenden Concurrenten, ihren Schlichen und Kunstgriffen und dem ganzen Geheimbunde sprechen, der einen Schlagbaum von fettigen Kragen und abgeschabten Röcken zwischen den seltenen Kunstgegenstand und die Kauflust des Liebhabers aufpflanzt, den Letzteren derart zu den tollsten Streichen, dem wahnsinnigsten Bieten verleitend. Es ist wie ein Sturmlauf cynischer Geschichten, wie ein Wettkampf zwischen den geschicktesten und abgefeimtesten Spitzbuben.

„Habe ich euch schon den Spaß erzählt von meinem altegyptischen Leuchter und Mora?“ fragt Vater Leemans, seinen Kaffee in kleinen Zügen schlürfend; und er beginnt zum hundertsten Male — wie ein alter Veteran seine Lieblingsschlacht — die Geschichte von dem Leuchter, den ein in Noth befindlicher Levantiner ihm für zweitausend Francs überließ und den er am selben Tage noch für vierzigtausend an den Präsidenten des Staatsraths verkaufte, wobei er außerdem noch eine doppelte Provision verdiente, fünfhundert Francs von dem Levantiner und fünftausend von dem Herzog. Was aber den Hauptreiz der Erzählung ausmacht, das sind die Kniffe und

Umwege, die geschickte Art, dem reichen und eiteln Kunden den Kopf zu verdrehen. „'S ist ja wahr, gewiß, ein schönes Stück, aber zu theuer, viel zu theuer... Ich bitte Sie, Herr Herzog, lassen Sie einen Anderen diese Tollheit begehen.... Ich bin überzeugt, daß die Sismondos... Es ist eine Pracht-arbeit, bei Gott, dieser Ring mit kleingefaßten Edelsteinen, diese ciselirte Kette..." Und der Alte, den das dröhnende Lachen der Tafelrunde immer mehr aneifert, legt ein kleines Notizbuch mit abgestoßenen Ecken auf den Tisch und blättert darin, seine Erinnerungen mit Hülfe eines Datums, einer Ziffer, einer Adresse auffrischend. Alle berühmten Kunstlieb-haber sind hier der Reihe nach klassificirt, wie die reichen Erbinnen in dem Hauptbuche des Herrn von Foy, mit ihren Eigenthümlichkeiten und Schrullen, die Braunen und die Blon-den, solche, die grob zu behandeln sind, und andere, die nur dann an den Werth eines Gegenstandes glauben, wenn er übermäßig theuer ist, der skeptische Kunde neben dem naiven, welchem man den größten Schund anhängen kann, indem man ihm sagt: „Und merken Sie sich's, daß Sie das niemals aus Händen geben..." Dieses Notizbuch allein ist ein Ver-mögen werth.

„Du, Tom," sagt Sephora zu ihrem Gatten, mit dem sie gern glänzen möchte, „wie wär's, wenn du ihnen dein erstes Pariser Geschäft erzähltest, du weißt schon, Rue Soufflot."

Tom läßt sich nicht lange bitten, schenkt sich ein Glas Cognac ein, um seinen Kehlkopf zu befeuchten, und beginnt zu erzählen, wie er vor zehn Jahren abgerissen und abgeschlissen aus London zurückkehrte, mit einem einzigen Fünffrankenstücke in der Tasche; in einer englischen Kneipe am Bahnhofe er-

fährt er von einem alten Kameraden, daß die Heirathsbureaus sich in diesem Augenblicke mit einem großen Geschäfte abgeben, mit der Verheirathung von Fräulein Beaujars nämlich, der Tochter des großen Spielbankpächters, die zwölf Millionen Mitgift bekommt und sich in den Kopf gesetzt hat, nur einen Mann von echtem, ältestem Adel zu heirathen. Man verspricht eine riesige Provision, und eine Anzahl von Spürnasen tummelt sich bereits auf der Fährte. Tom läßt deshalb den Muth nicht sinken, geht in eine Buchhandlung, durchblättert sämmtliche Adelsbücher Frankreichs, den Gothaer Almanach und das Adreßbuch, und entdeckt endlich eine alte, sehr alte, mit den ersten Häusern verschwägerte Familie, welche in der Rue Soufflot wohnt. Das Mißverhältniß zwischen dem uralten Adelsnamen und der sehr gewöhnlichen Straße legt den Gedanken an einen Verfall des Hauses oder irgend einen Flecken im Wappenschilde nahe. „In welchem Stockwerke wohnt hier der Herr Marquis von X.?“ Er opfert sein letztes Silberstück und erhält dagegen von dem Portier einige Auskünfte ... „Uralte Familie vom besten Adel ... Wittwer ... ein Sohn, der soeben die Kadettenschule verlassen hat, und eine wohlerzogene Tochter von achtzehn Jahren ... Zweitausend Francs Miethe inclusive Nebenabgaben,“ fügt der Portier hinzu, für den das mitentscheidend ist in Bezug auf die Stellung seines Miethers ... „Paßt vortrefflich,“ denkt Tom Lévis, und geht hinauf, immerhin etwas unangenehm berührt von dem guten Aussehen der Treppen, den Statuen am Eingange, den Stühlen zum Ausruhen in jedem Stockwerke, dem bekannten Luxus moderner Häuser, gegen welchen sein abgeschabter Anzug, seine durchgetretenen Schuhe und sein sehr delicater Auftrag bedenklich abstechen.

„Auf halbem Wege,“ erzählt Tom, „war ich stark versucht, wieder umzukehren. Dann aber, meiner Treu, fand ich es doch meiner würdiger, mein Glück zu versuchen. Ich sagte mir: Du hast Geist, verstehst aufzutreten, mußt dir dein Brod verdienen... Ehre dem Verstande! Und immer vier Stufen auf einmal nehmend, sprang ich hinauf. Man führte mich in einen großen Salon, dessen Inventar ich rasch aufgenommen hatte. Einige hübsche Alterthümer, Reste ehemaliger Pracht, ein Portrait von Largillière; dabei große Armuth, das Sopha durchgesessen, die Fauteuils ohne Roßhaare, der Kamin kälter als sein Marmor. Der Herr des Hauses erscheint, ein majestätischer Alter, sehr chic, Samson in „Mademoiselle de la Seiglière.“ — „Sie haben einen Sohn, Herr Marquis?“ Entrüstet erhebt sich Samson; ich nenne die Ziffer... zwölf Millionen... das bringt ihn wieder zum Sitzen, und wir plaudern... Er rückt mit dem Geständnisse heraus, daß er kein seinem Namen ebenbürtiges Vermögen besitze, zwanzigtausend Francs Rente höchstens, und daß es ihm gar nicht unangenehm wäre, sein Wappen neu zu vergolden. Dem Sohne werde er hunderttausend Francs mitgeben. „Oh, Herr Marquis, der Name allein genügt...“ Dann bestimmen wir die Höhe meiner Provision, und ich eile fort, da ich in meinem Bureau erwartet werde... Hübsches Bureau; ich wußte nicht einmal, wo die Nacht zubringen... An der Thür aber hält mich der Alte zurück und sagt gutmüthig: „Hören Sie, Sie scheinen mir ein tüchtiger Kerl zu sein... Ich hätte Lust, Ihnen vorzuschlagen... Sie sollten auch meine Tochter verheirathen! Mitgeben kann ich ihr nichts. Denn, wissen Sie, die zwanzigtausend Francs Rente, von denen ich vorhin sprach, sind etwas übertrieben. Mir fehlt mehr als die Hälfte dazu

.... Aber ich könnte meinem Schwiegersohne den römischen Grafentitel verschaffen... Außerdem, falls er zur Armee gehört, sichert ihm meine Verwandtschaft mit dem Kriegsminister ein rasches Avancement.“ Ich notire mir das Nöthige und will mit einem raschen: „Verlassen Sie sich auf mich, Herr Marquis,“ hinausgehen... da schlägt mir eine Hand auf die Schulter; ich drehe mich um und sehe Samson, der mich lachend und mit drolligem Augenzwinkern anblickt. „Zuletzt bin ich auch noch da!“ sagt er zu mir. — „Wie, Herr Marquis?“ — „Nun ja, zum Donner, ich bin noch nicht gar zu alt, und wenn ich Gelegenheit fände...“ Schließlich beichtet er mir, daß er bis über den Kopf in Schulden steckt und keinen rothen Heller sein eigen nennt. „Schwerenoth, mein lieber Herr Tom, wenn Sie irgendwo im Handelsstande etwas aufstöbern können, mit soliden Sparpfennigen, alte Jungfer oder Wittwe, ganz gleich... schicken Sie sie zu mir mitsammt ihren Goldfüchsen, und ich mache eine Marquise aus ihr.„ Als ich aus dem Hause herauskam, war meine Erziehung vollendet. Ich hatte begriffen, was es alles in der Pariser Gesellschaft zu verschachern giebt, und die Agentur Lévis war im Wesentlichen gegründet...“

Wunderbar erzählte oder vielmehr spielte Tom Lévis diese Geschichte. Er erhob sich, setzte sich wieder, und ahmte das Herabgleiten des alten Edelmannes von dem hoheitsvollen Benehmen bis zur tiefsten Tiefe des cynischen Zigeunerthums nach, sowie seine Art, das Taschentuch über die Kniee zu breiten, wenn er die Beine übereinander kreuzte; besonders gut gelang Tom die Wiedergabe der Steigerung bei dem dreimaligen Zurückkommen des Alten auf seine Vermögensverhältnisse. Es war wie eine Scene aus „Rameau's Neffe“,

aber ein Neffe des neunzehnten Jahrhunderts, ohne Puder und ohne Grazie, dagegen begleitet von etwas Hartem, Wildem, einer scharfen, bulldogartigen Betonung, welche sich mit der Spottsucht des ehemaligen Gassenjungen mischte. Die anderen lachten, amüsirten sich großartig und zogen aus Tom's Erzählung philosophische Schlüsse nach ihrer Art.

„Seht ihr, Kinder," sagte der alte Leemans, „wenn die Trödler sich unter einander verständigten, wären sie die Herren der Welt ... Heutzutage verschachert man alles. Alles muß zu uns kommen, durch unsere Hände gehen, und uns dabei immer ein Stückchen von seinem Felle lassen ... Wenn ich an alle die Geschäfte denke, die ich seit vierzig Jahren in diesem Loche hier gemacht habe, an alles das, was ich geschmolzen und geflickt, verkauft und vertauscht habe ... Es fehlte mir nur noch, eine Krone zu verhandeln ... die ist jetzt auch da und steckt drin im Sack ..."

Er erhob sich, das volle Glas in der Hand, die Augen von wildem Feuer glühend:

„Auf den Trödel, Kinder!"

Im Hintergrunde des Zimmers stand die Darnette mit ihrer schwarzen Haube auf der Lauer, achtete und hörte auf alles, und lernte für's Geschäft; denn sie hoffte, sich nach dem Tode des Herrn selbstständig machen und für eigene Rechnung handeln zu können.

Plötzlich giebt die Klingel an der Thür ein heftiges Krächzen, gleich einem erstickten alten Husten, von sich. Alle erbeben. Wer kann so spät noch kommen?

„Es ist Lebeau," sagt der Vater, „nur er ..."

Und mit lautem Halloh wird der Kammerdiener empfangen, den man schon seit lange nicht mehr gesehen hat;

sein Gesicht ist bleich und entstellt, die Zähne hat er fest auf einander gepreßt, ist augenscheinlich sehr schlechter Laune, und geht, als wäre ihm das Kreuz gebrochen.

„Setz' dich hierher, meine alte Canaille," sagt Leemans, ihm zwischen sich und seiner Tochter Platz machend.

„Zum Teufel!" erwidert Lebeau beim Anblick ihrer heiteren Gesichter, der Tafel und der Speisereste; „hier amüsirt man sich, scheint's . . ."

Der finstere Ton mit dem die Bemerkung gemacht wird . . . Sie sehen einander etwas unruhig an . . . Nun ja! Natürlich! Man amüsirt sich, man ist lustig. Warum sollte man auch traurig sein?

Herr Lebeau ist ganz entsetzt.

„Wie? Wißt ihr denn nicht? Wann haben Sie den König zum letzten Male gesehen, Gräfin?"

„Heute Morgen noch, . . . gestern, . . . alle Tage . . ."

„Und er hat Ihnen nichts von der furchtbaren Auseinandersetzung gesagt?"

In wenigen Worten berichtet er ihnen das Vorgefallene, daß die Urkunde verbrannt und damit höchstwahrscheinlich das ganze Unternehmen in's Wasser gefallen sei.

„Der Schwachkopf!" sagt Sephora. „Ich bin aufgesessen . . ."

Tom wird sehr unruhig und starrt seiner Frau in die Augen. Sollte sie so unklug und schwach gewesen sein . . . .? Aber die Dame ist durchaus nicht dazu aufgelegt, ihm darüber Rede zu stehen, und überläßt sich ganz ihrem Zorne, ihrer Entrüstung gegen Christian, der seit einer Woche schon sich in ein Netz von Lügen verstrickt, um ihr zu erklären, warum er die Urkunde noch nicht unterzeichnet habe . . . Oh, der

Feigling, der lügnerische Feigling! ... Aber warum hat Lebeau sie nicht längst benachrichtigt?

„Ja wohl, warum?“ sagt der Kammerdiener mit seinem grinsenden Lächeln. „Wie hätte ich denn dazu kommen sollen? Seit zehn Tagen bin ich fortwährend unterwegs ... hunderte von Meilen in einer Tour, ohne abzusetzen und ohne zu Athem zu kommen ... Und nicht einmal im Stande, zwei Zeilen zu schreiben, denn ein entsetzlicher Mönch bewachte mich unaufhörlich, ein Franziskaner, der nach Thierfellen stinkt und mit dem Messer wie ein alter Bandit umzuspringen versteht ... All meinem Thun und Lassen spürte er nach und ließ mich keine Minute aus den Augen, unter dem Vorwande, daß er nicht genug Französisch verstehe, um allein reisen oder ausgehen zu können ... Aber ich kenne den wahren Grund! Man traut mir nicht mehr so recht in St. Mandé und hat meine Abwesenheit benutzt, um etwas Besonderes einzufädeln ...“

„Was denn?“ fragen die Blicke Aller.

„Ich glaube, daß es sich um eine Erhebung in Dalmatien handelt ... Dieser verteufelte Gascogner hat ihnen den Kopf verdreht ... Sagte ich euch nicht gleich, daß man sich diesen Kerl zu allererst hätte vom Halse schaffen müssen ...“

Trotz allen Verbergens hatte der Kammerdiener seit einiger Zeit schon etwas in der Luft gewittert; fortwährend ankommende und abgehende Briefe, geheimnißvolle Berathungen, hatten ihn stutzig gemacht. Eines Tages fand er ein Heft mit Aquarellen, das die kleine unbesonnene Colette irgendwo hatte liegen lassen, und sah darin Zeichnungen von ihrer Hand, Entwürfe zu Uniformen und Costümen zu „illy-

rischen Freiwilligen", „Königs-Dragonern", „Blauhemden", „Königin-Cürassieren". Ein anderes Mal überraschte er die Prinzessin und Frau von Silvis bei einer ernsten Discussion über die Form und Größe von Kokarden. Aus alledem, sowie aus einigen hie und da aufgefangenen Worten, glaubte er auf eine größere Unternehmung schließen zu dürfen; auch die Reise, die man ihn habe machen lassen, stehe wahrscheinlich damit in Verbindung. Der kleine, schwarze Mann, eine Art von buckligem Zwerg, den er aus den Bergen von Navarra habe herbeiholen müssen, sei wahrscheinlich ein großer General und zur Führung der Armee unter dem Oberbefehle des Königs bestimmt.

„Was? Der König geht mit?" ruft Vater Leemans mit einem verächtlichen Blick auf seine Tochter.

Ein Sturm von Worten folgt diesem Ausrufe.

„Und unser Geld?"

„Und die Wechsel?"

„Es ist eine Infamie!"

„Ein Diebstahl ist es!"

Und da heutzutage die Politik das Aesopische Gericht ist, das man überall aufträgt, schleudert der bonapartistisch gesinnte Pichery, steif wie sein Roßhaarkragen, der Republik den Vorwurf ins Gesicht:

„Unter dem Kaiserreiche hätte so etwas nicht geschehen können! Die Ruhe eines Nachbarstaates bedrohen . .!"

„Wüßte man etwas davon," erwidert Tom Lévis gravitätisch, wüßte man etwas davon auf der Präsidentschaft, man würde es sicher nicht dulden . . . Man muß die Regierung benachrichtigen . . ."

„Ich habe schon daran gedacht," sagt Lebeau, „leider

aber weiß ich nichts Genaues, Bestimmtes. Man wird mir keinen Glauben schenken. Außerdem sind die Herrschaften auf der Hut und haben alle Vorkehrungen getroffen, um den Verdacht abzulenken. So feiern sie heute Abend den Geburtstag der Königin im Hotel Rosen.. Da geh' mal einer den Behörden sagen, daß diese lustigen Tänzer sich damit befassen, Verschwörungen auszuhecken und Feldzüge vorzubereiten!... Und doch scheint mir etwas Ungewöhnliches bei diesem Balle in der Luft zu liegen..."

Jetzt erst bemerkt man den Ballanzug des Kammerdieners, seine weiße Cravatte und feinen Schuhe; er soll die Einrichtung des Buffets besorgen und muß sofort in das Hotel zurückkehren. Plötzlich sagt die Gräfin, welche einen Augenblick schweigend nachgedacht hat:

„Hören Sie, Lebeau, wenn der König abreist, werden Sie es wissen, nicht wahr? Man wird Sie benachrichtigen, auch wenn es nur dazu wäre, um seine Koffer zu schließen.. Wohlan denn, nur eine Stunde vorher brauche ich es zu erfahren, und ich schwöre euch, daß die Expedition nicht stattfinden wird."

Sie sagt das mit ihrer ruhigen Stimme und mit dem Tone eines reiflich überlegten, festen Entschlusses. Und während Tom Lévis darüber nachdenkt, wie Sephora wohl den König von seiner Reise abhalten könne, während die anderen Betheiligten mit langen Gesichtern nachrechnen, was ihnen das Mißlingen des Geschäftes kosten würde, kehrt Meister Lebeau zu dem Balle zurück, auf der Spitze seiner Tanzschuhe das Labyrinth kleiner, schwarzer Straßen mit ihren alten Giebeldächern, Erkern und Wappenportalen durcheilend, das ganze Viertel, welches im vorigen Jahrhundert noch der

Aristokratie als Wohnsitz diente, jetzt aber, fast nur aus Werkstätten und Fabriken bestehend, den ganzen Tag von dem Lärme schwerer Rollwagen und armer Arbeiter erfüllt ist, und erst in der Nacht seinen eigentlichen Charakter, den einer todten Stadt aus vergangener Zeit, wieder annimmt.

* * *

Schon von ferne hörte und sah man das Fest, das Fest einer Sommernacht, das von der Inselspitze aus, die sich weit in das Wasser vorschiebt und dem rund aufragenden Hintertheile eines vor Anker liegenden Riesenschiffes gleicht, zu den beiden Ufern der Seine herübertönte und ein Meer von Licht gleich dem roth durchglühten Dampfe einer Feuersbrunst weithin ergoß. Beim Näherkommen unterschied man die hohen, lichtstrahlenden Fenster, die tausende von farbigen Lämpchen und Flammen in dem Gebüsch und an den hundertjährigen Bäumen des Gartens, auf dem Quai d'Anjou endlich, der sonst um diese Zeit immer schon fest schläft, die Reihe der dort haltenden Wagen, deren Laternen das Dunkel der Nacht mit ihren kleinen, unbeweglich leuchtenden Punkten durchglühten. Seit Herbert's Hochzeit hatte das Hotel Rosen kein solches Fest mehr gesehen, und heute Abend war es noch großartiger als damals, denn alle Fenster und Thüren waren dem Zauber der sternfunkelnden Nacht weit geöffnet.

Das Erdgeschoß setzte sich aus einer langen Reihe auf einander folgender, wie ein Kirchenschiff hoher Säle zusammen, die mit alten Gemälden und Meisterwerken aller Art geziert waren. Die von der Decke herabhängenden venetianischen und niederländischen Kronleuchter, die wunderbaren, türkischen Moscheen entstammenden Kandelaber, beleuchteten eine eigenthümliche Dekoration: rauschende, golddurchwirkte, in

grünen und rothen Reflexen strahlende Vorhänge und Tapeten, schwere massiv-silberne Schränkchen, gravirte und eingerahmte Elfenbeinarbeiten, Spiegel mit altergeschwärztem Belage, Reliquienschreine, Standarten, Kostbarkeiten aus Montenegro und der Herzegowina, welche der Pariser Geschmack derart zu gruppiren gewußt hatte, daß sie weder grell noch besonders fremdartig aussahen. Das auf einem alten Oratorium installirte Orchester war von Fahnen umgeben, welche sich auf die für das Königspaar reservirten Lehnsessel herniedersenkten; und im Gegensatze zu all diesen Zeugen der Vergangenheit, diesen kostbaren Antiquitäten, welche Vater Leemanns in hellstes Entzücken versetzt hätten, tönten die modernen Walzer mit ihrem sinnverwirrenden fortreißenden Zauber, rauschten die langen gestickten Schleppen, blitzten die Augen unter duftigen Wolken sich kräuselnder Haare, wie eine neckische Herausforderung von Seiten der blühenden Jugend an das gravitätische Alter. Aus dem drehenden Wirbel, aus der Menge rauschender Seidenstoffe, welche der Ballmusik ein kokettes, geheimnißvolles Flüstern verleihen, löste sich von Zeit zu Zeit ein Paar ab, durchschritt die hohe Balconthür, überstrahlt von dem an der Front des Gebäudes in hellen Gasflammen leuchtenden Namenszuge der Königin, und setzte in den Baumgängen des Gartens den Tanz fort, bis durch die Entfernung von der Musik aus dem zögernden, oft unterbrochenen Walzer schließlich ein rhytmisch geregelter Gang, eine von Harmonieen getragene Promenade längs der balsamisch nach Rosen und Magnolien duftenden Gebüsche wurde. Abgesehen von der Seltenheit und Eigenthümlichkeit der Zimmerausschmückung und einigen ausländischen Frauentypen mit mattschimmernden Haaren und geschmeidigen slavischen Formen, bot die Fest-

lichkeit auf den ersten Blick im Ganzen keinen Unterschied dar gegen die gewöhnlichen Lustbarkeiten, wie sie die im Hotel Rosen durch ihre ältesten und ruhmreichsten Namen vertretene vornehme Welt des Faubourg St.-Germain zuweilen in ihren alten Gärten giebt, wobei der Tanz sich von dem gebohnten Parquet auf die gepflegten Rasenplätze fortsetzt und wo das helle Beinkleid neben dem düsteren Fracke glänzen darf, — Sommerfeste, die stets freier und ungebundener sind als die anderen.

Von seinem Zimmer im zweiten Stocke aus hörte der alte, schon seit einer Woche von einem Gichtanfall heimgesuchte Herzog den Wiederhall des rauschenden Festes, mit den zusammengepreßten Zähnen den Schmerz in seinem kranken Beine verbeißend und haarsträubende Flüche gegen das grausame Geschick murmelnd, welches ihn an einem solchen Tage ans Bett fesselte und ihn verhinderte, sich der fröhlichen Jugend anzuschließen, die am nächsten Tage aufbrechen sollte. Die Parole war vertheilt, der Angriffsplan entworfen; der Ball war eine Abschiedsfestlichkeit, eine Art von Trotz gegen die mannigfaltigen Zufälle des Krieges, zugleich aber eine Vorsichtsmaßregel gegen die Neugierde der französischen Polizei. Konnte der Herzog derart auch die Freiwilligen nicht selbst begleiten, so tröstete er sich mit dem Gedanken, daß sein Sohn wenigstens mit von der Partie sein werde und seine Goldfüchse gleichfalls, denn Ihre Majestäten hatten zu gestatten geruht, daß er die Kosten der Expedition bestreite. Auf seinem Bette trieben sich neben Generalstabskarten und strategischen Plänen, Rechnungen über Gewehre, Schuhzeug, Decken und Lebensmittel umher, die er mit furchtbarem Stirnrunzeln sorgfältig revidirte, — es war der Ausdruck des heldenmüthigen

Kampfes zwischen dem Royalisten und dessen geldgierigen, knickerigen Instincten. Zuweilen fehlte ihm eine Ziffer, brauchte er eine Auskunft, und dann ließ er Herbert heraufrufen, — ein Vorwand, um ihn einige Minuten bei sich zu haben, den großen Sohn, der ihn morgen zum ersten Male in seinem Leben verlassen, vielleicht niemals mehr zu ihm zurückkehren sollte, und für den er eine ungeheure, unter einem schweigenden und zugeknöpften Gebahren nur schlecht verhehlte Zärtlichkeit empfand. Aber der Prinz ließ sich nicht lange halten, sondern beeilte sich wieder hinunterzukommen, um die Honneurs des Hauses zu machen, und hauptsächlich, um keine der wenigen Minuten zu verlieren, welche er noch an der Seite seiner geliebten Colette zu verbringen hatte.

Mit ihm in dem ersten Salon stehend, half diese ihm bei dem Empfange der Gäste, hübscher und eleganter als je in ihrem enganliegenden Kleide aus alten, dem Meßhemde eines griechischen Bischofs entstammenden Spitzen, deren matter Schimmer ihrer zarten Schönheit, die heute Abend einen fast ernsten geheimnißvollen Ausdruck trug, vortrefflich stand. Ihre Züge erschienen ruhiger, ihre Augen dunkler, fast so blau, wie die kleine Kokarde, die unter einer Diamantagraffe in ihren Locken spielte . . . St! eine illyrische Kokarde, wie sie nach dem Entwurfe der Prinzessin die Freiwilligen tragen sollten . . . Oh, sie war nicht unthätig gewesen während der letzten drei Monate, die liebe Kleine! Aufrufe abschreiben, sie insgeheim in das Franziskanerkloster tragen, Entwürfe zu Uniformen und Fahnen zeichnen, die Polizei täuschen, welche sie sich stets auf dem Nacken glaubte, — derart füllte sie jetzt die Rolle einer vornehmen Legitimistin aus, wie sie ihr von ihrer ehemaligen romantischen Lectüre im Kloster her vor-

schwebte. Nur etwas fehlte an dem Programm: sie konnte nicht mit, konnte ihren Herbert nicht begleiten. Denn jetzt lebte für sie nur Herbert, Herbert allein; in Folge einer gütigen Schickung dachte man an den „Anderen“ eben so wenig mehr, wie an das unglückliche, an den Steinen des naheliegenden Quais zerschellte Aeffchen. Die Freude, Männerkleider und große, große Stiefelchen anzuziehen, mußte sich Colette aus zwei Gründen versagen; der eine war ihr Dienst bei der Königin, und den anderen hatte sie Tags vorher dem Adjutanten erröthend ins Ohr geflüstert. Ja, ja, wenn nicht alles täuschte, hatte man in einem bestimmten und mit Zuhülfenahme des Datums der akademischen Sitzung als Ausgangspunkt leicht zu berechnenden Zeitraume einen kleinen Zuwachs der Rosenschen Race zu erwarten, und man konnte doch eine so theure, köstliche Hoffnung nicht den Beschwerden einer Unternehmung aussetzen, welche zweifellos nicht ohne ein paar harte und blutige Zusammenstöße abgehen würde, eben so wenig wie man einen Walzer zu tanzen wagen durfte. Das sind viel Geheimnisse auf einmal für die kleine Frau; und wenn ihre Lippen auch schweigen, so haben doch ihre liebenswürdig plaudernden Augen und die schmachtende hingebende Art, mit welcher sie sich auf Herberts Arm stützt, nicht übel Lust, alles für sie zu erzählen.

Plötzlich schweigt das Orchester und der Tanz hört auf; alles erhebt sich, um das eintretende Königspaar zu begrüßen. Es hat die drei ersten, von wohlbekannten Kostbarkeiten strahlenden Säle durchschritten, wo der Königin überall ihr aus Blumen, Flammen und Edelsteinen zusammengesetzter Namenszug entgegenleuchtete, wo alles vom Vaterlande, von seinem Ruhme und seinen Siegen, zu ihnen beiden sprach;

jetzt stehen sie einen Augenblick still an der Schwelle des Gartens . . : Stolzer und glänzender konnten keine Vertreter der Monarchie erscheinen; ein Paar, wie geschaffen, um sein Bildniß auf die Goldmünzen eines Volkes, auf die Front einer Dynastie zu prägen. Er, fein und elegant, veredelt durch die Abzeichen seiner Würde, durch blitzende Sterne und breite Ordensbänder, und namentlich durch einen Anflug leuchtender Energie in den vornehmen Zügen. Sie in ihrer stolzen Schönheit, um zehn Jahre verjüngt durch ein prachtvolles weißes Kleid, auf ihrer schneeigen, wie aus Marmor gemeißelten Büste als einzigen Schmuck ein Bernsteincollier, von welchem ein Kreuz herabhängt. Vom Papste geweiht und der Königin verehrt, hat dieses Collier seine eigene Geschichte, welche die versammelten Getreuen einander in die Ohren flüstern. Friederike hat es während der ganzen Belagerung von Ragusa getragen, es zweimal bei Ausfällen verloren und wunderbarer Weise im dichtesten Kugelregen wiedergefunden. Sie hat eine gläubige Verehrung für diesen Schmuck und trägt ihn in Folge eines Gelöbnisses, ohne an die prachtvolle Wirkung der goldglänzenden Perlen in der Nähe ihres Haares zu denken, dessen Schimmer sie zu reflectiren scheinen.

Während die hohen Herrschaften einen Moment am Ausgange des letzten Saales verweilen und ihre bewundernden Blicke auf dem strahlenden Feste und dem feenhaft erleuchteten Garten ruhen lassen, ertönen aus einem der dichtesten Rhododendron-Büsche plötzlich drei schrille, kräftig geführte Bogenstriche. Alle Gäste, in deren Adern slavisches Blut rollt, erschauern, denn sie haben den Klang der Guzlah's erkannt, deren lange Hälse aus den dunkeln Zweigen hervorschimmern. Die Melodie beginnt mit einem leisen, sanften,

dann anschwellenden Präludium, wie von fernher brausende Wogen, die immer näher und näher kommen, immer stärker und stärker werden, und endlich weithin fluthend über alles sich ergießen. Es macht den Eindruck einer schweren, elektrisch geladenen Wolke, aus welcher von Zeit zu Zeit ein stärkerer Bogenstrich wie ein greller Blitz herauszuckt, bis sich der Töne wirres Brausen zu dem sinnlich-leidenschaftlichen und sturmwetternden Rhythmus der Nationalmelodie, der Rodoitza, zusammenschließt, welche daheim bei keinem Feste und keiner Schlacht fehlt, Tanz und Heldengesang zugleich ist, und die doppelten Eigenschaften ihres Ursprungs, die Liebe und den Löwenmuth, zum gewaltigsten Ausdrucke bringt. Die Sage erzählt von der Entstehung der Rodoitza folgendes: Der Heiduck Rodoitza ist den Türken in die Hände gefallen und stellt sich todt, um sein Leben zu retten. Man tropft ihm heißes Wachs auf die Brust, — er rührt sich nicht. Man schiebt ihm eine Schlange in die Kleider, man bohrt ihm zwanzig Spitzen unter die Nägel seiner Finger und Zehen, — er bewahrt seine steinerne Unbeweglichkeit. Da läßt man Haikuna, das schlankste und schönste Mädchen aus Zara, kommen, damit sie das Heimathslied vor ihm singe und tanze. Kaum hat Rodoitza die ersten Takte vernommen, kaum hat das Klirren der Goldmünzen an dem Halse der Schönen sein Ohr getroffen, als er lächelt und die Augen öffnet, — er wäre verloren, wenn Haikuna nicht mit blitzschneller Bewegung das seidene Tuch, das sie bei dem Tanze über ihrem Haupte schwingt, auf sein Gesicht würfe, das sich zu beleben beginnt. So wurde der Heiduck gerettet, und so kommt es, daß seit Jahrhunderten die illyrische Nationalmelodie der Sang des Rodoitza heißt.

Wie er jetzt, in der Verbannung, den anwesenden

Illyriern in die Ohren tönt, sind alle, Männer und Frauen, bleich vor Erregung geworden. Dieser Ruf der Guzlah's, welchen das in einem der Säle versteckte Orchester leise begleitet, so daß das Ganze sich anhört wie das Murmeln der Wogen, über denen der Sturmvogel schreiend kreist, — dieser Ruf erklingt wie die Stimme des Vaterlandes selbst, geschwellt von Erinnerungen und Thränen, von Leiden und unausgesprochenen Hoffnungen. Die großen, schweren, wie die pfeileschleudernden Waffen der Alten gekrümmten Bogen streichen nicht über gewöhnliche Saiten, sondern über fieberhaft erregte, bis zum Springen gespannte Nerven. Alle die jungen Leute fühlen den unbezähmbaren, durch Frauenliebe so reich vergoltenen Heldenmuth Rodoitza's in ihrem kühnen, stolzen Herzen; und alle die schönen Dalmatinerinnen, schlank wie Haikuna, bergen deren Zärtlichkeit für Helden in ihrem Busen. Die Alten gedenken der entfernten Heimath, die Mütter blicken ihre Söhne an, und Allen steckt das Schluchzen in der Kehle, Alle würden — ohne die Anwesenheit des Königspaares — in den gellenden Schrei einstimmen, welchen die Guzlahspieler zum Schlusse der Rodoitza ausstoßen, zugleich mit einem Meer von Accorden zum sternenfunkelnden Himmel hinaufsenden.

Bald nachher beginnt in den Sälen der Tanz wieder, und jetzt mit einem Feuer, einer Hingebung, die in diesen, sonst nur das conventionelle Vergnügen kennenden Kreisen doppelt überraschen. Entschieden liegt etwas Ungewöhnliches, wie Lebeau sagte, in der Luft dieses Festes, — etwas Glühendes, Leidenschaftliches, Fieberhaftes, das sich in den fest umschlingenden Armen der Tänzer, in der Begeisterung ihrer Damen, in gewissen funkelnden, einander kreuzenden Blicken,

ja sogar in dem Tonfall der Walzer und Mazurkas kundgiebt, aus denen es plötzlich wie Sporen- und Waffengeklirr herausklingt. Bei anderen Bällen kommt dies wol auch vor, aber dann erst gegen das Ende, wenn das bleiche Morgengrauen durch die Fenster lugt und die letzte Stunde des Vergnügens diese hastige Gluth, dieses trunkene Sichgehenlassen mit sich bringt. Hier jedoch hat der Ball kaum begonnen, und schon glühen alle Hände, schon pochen alle Herzen; und wenn ein festumschlungenes, in Tönen und Liebe verlorenes Paar vorüberschwebt, folgen ihm lange, von Wohlwollen und Zärtlichkeit leuchtende Blicke. Denn Jedermann weiß, daß alle diese blühenden Tänzer, illyrischer, seinen Fürsten ins Exil gefolgter, und französischer, zur Unterstützung der legitimistischen Sache stets sein Blut zu vergießen bereiter Adel, morgen mit dem Frühesten zu einem gewagten und gefahrvollen Unternehmen ausziehen werden. Wie viele werden, selbst im Falle des Sieges, von diesen stolzen jungen Leuten zurückkehren, die zu den Waffen gegriffen haben ohne Rücksicht auf ihre Zahl?! Wie viele von ihnen werden, noch bevor eine Woche hingeschwunden ist, auf den Feldern und Bergen dahingestreckt liegen, im Ohre noch das Summen der Mazurka, die jetzt ihr Blut entflammt?! Es ist die Nähe der Gefahr, welche der Freude des Festes das Herzklopfen eines Tages vor der Schlacht beimengt, welche die Augen von Thränen und Blitzen, von so viel Sehnsucht und so viel Muth, funkeln macht. Was kann man Demjenigen abschlagen, der so bald davongeht, vielleicht in den Tod? Und dieser Tod, der seinen Schatten vorauswirft, dessen Fittich in den klagenden Tönen der Violinen zu rauschen scheint, — wie beschleunigt er das Geständniß, welche Festigkeit verleiht er den

umschlingenden Armen! Flüchtiges Lieben und Umfangen von Eintagsfliegen, die in ein und demselben Sonnenstrahle einander begegnen! Man hat einander nie gesehen, wird sich wahrscheinlich niemals wiedersehen, und doch fliegen die Herzen einander zu! Einige der stolzesten Schönen versuchen trotz ihrer inneren Bewegung ironisch zu lächeln; aber welche Sanftmuth verbirgt sich selbst unter diesem anscheinenden Spotte! Von dem Wirbel fortgerissen, dreht sich Alles im Kreise, die Köpfe neigen sich und die Haare flattern; in seinem weltvergessenen Taumel glaubt jedes Paar sich allein, zauberisch dahingetragen von den Klängen eines Brahms'schen Walzers oder einer Chopin'schen Mazurka.

Und noch Einer ist auf's Tiefste erregt und zittert wie im Fieber, — Méraut, in dessen Innern der bald sanfte, bald leidenschaftlich wilde Sang der Guzlahs die zigeunerhafte Abenteuerlust erweckt hat, die auf dem Grunde eines jeden südlichen Temperaments schläft, ein wahnsinniges Verlangen, ins Weite zu gehen und auf unbekannten Wegen dem Lichte, dem Kampfe zuzustreben, irgend eine tapfere, stolze That auszuführen, wegen deren die Frauen ihn bewundern, ihn lieben müßten. Die berauschende Luft dieses Heldenballes raubt ihm den Athem, ihm, der sich weder an dem Tanze noch an dem Kampfe betheiligen kann; der Gedanke, daß diese ganze Jugend hinausziehen, ihr Blut verspritzen, schöne und gefahrvolle Abenteuer bestehen dürfe, während er bei den Greisen und Kindern daheimbleiben müsse, daß er, der Urheber des heiligen Kreuzzuges, denselben nicht begleiten solle, dieser Gedanke erfüllt ihn mit unsäglicher Traurigkeit. Die Idee empfindet Scham vor der That. Vielleicht auch trägt zu dieser Niedergeschlagenheit, diesem Todesverlangen, das die

slavischen Gesänge und Tänze ihm einflößen, der Anblick Friederikens bei, welche sich stolz und strahlend auf den Arm Christians stützt. Wie glücklich es sie macht, in ihrem Gatten endlich den König, den Krieger wiederzufinden! . . . Haikuna, Haikuna, bei dem Klirren der Waffen kannst du Alles vergessen, Alles verzeihen, den Treubruch und die Lüge; was du über Alles liebst, das ist die körperliche Kraft, die Tapferkeit, und ihr allein wirst du stets dein Tuch, dein warmes, von deinen Thränen befeuchtetes oder von dem Dufte deiner herrlichen Züge angehauchtes Tuch zuwerfen... Und während sein Herz derart klagt, bemerkt Haikuna in einem Winkel des Saales die gewölbte Dichterstirn, von welcher die widerspenstige und so wenig salonfähige Mähne herabwallt, und Haikuna lächelt und winkt ihn zu sich, als ob sie die Ursache seiner Traurigkeit errathen hätte.

„Welch herrliches Fest, Herr Méraut!“

Dann fügt sie leiser hinzu:

„Und auch dieses Fest verdanke ich Ihnen . . . Aber wir sind Ihnen schon so sehr viel Dank schuldig, daß ich nicht mehr weiß, wie ihn abtragen . . .“

In der That war es Elysée, dessen unermüdlicher Eifer alle die erloschenen Flammen wieder angefacht, den Verzagenden die Hoffnung wiedergegeben und die Erhebung vorbereitet hatte, welche morgen zum Ausbruche kommen sollte. Die Königin vergaß das nicht; und es gab unter all den erlauchten Gästen keinen, zu dem sie mit derselben achtungsvollen Güte, mit demselben dankbaren und sanften Lächeln gesprochen hätte, wie jetzt in Gegenwart Aller und innerhalb des respectvollen Kreises, welcher sich stets um gekrönte Häupter bildet, zu Elysée. Da näherte sich Christian II., bot seiner Gemahlin den Arm und sagte zu Elysée:

„Der Marquis von Hezeta ist hier. Haben Sie ihn schon gesehen?“

„Ich kenne ihn nicht, Sire . . .“

„Er behauptete aber doch, daß Sie beide alte Freunde seien . . . Sehen Sie, da kommt er gerade.“

Dieser Marquis von Hezeta war in Vertretung des alten Rosen zum Führer der Expedition auserseHen worden. Bei dem letzten Handstreiche des Herzogs von Palma hatte er hervorragende Proben seines Feldherrntalentes abgelegt; wäre man seinem Rathe gefolgt, so hätte das Unternehmen nicht so kläglich geendet. Als er alle seine Bemühungen scheitern und den Prätendenten selbst durch sein Beispiel das Zeichen zur Flucht geben sah, warf sich der Cabecilla, übermannt von Ekel und Menschenverachtung, in die baskischen Berge und lebte dort fern von den kindischen Verschwörungen, den falschen Hoffnungen und den ins Wasser geführten Schwertstreichen, die seine geistige Kraft erschöpften. Unbekannt wollte er in seinem Vaterlande sterben, ließ sich aber doch noch einmal durch die hinreißende Beredsamkeit des Pater Alpheus und den Heldenruf Christian II. zu neuen Abenteuern verleiten. So war er denn hier, und der alte Stammbaum des Parteigängers, sein romantischer, ganz aus Verbannungen, Verfolgungen und kühnen Handstreichen bestehender Lebenslauf, sowie der Ruf seiner fanatischen Wildheit und Grausamkeit, umgaben die Person des Marquis José Maria de Hezeta mit einem fast sagenhaften Interesse und machten ihn zum Löwen des Tages.

„Guten Abend, Ely,“ sagte er, mit ausgestreckter Hand auf Elysée zugehend und ihn mit dem aus alten Zeiten gewohnten Kindernamen anredend; „ja, ja, ich bin's, . . . dein alter Lehrer . . . Herr Papel!“

Der schwarze, von Kreuzen und Sternen bedeckte Frack und die weiße Halsbinde veränderten ihn ebensowenig wie die zwanzig Jahre, die seitdem über den enormen Kopf des Zwerges hinweggezogen waren; nur die Stirn war von Pulverdampf und Gebirgsluft so tief gebräunt, daß man die unheimliche und charakteristische blaue Ader in der Mitte desselben kaum noch sah. Mit ihr schienen auch die royalistischen Ideen des Eisenkopfes sich abgeschwächt zu haben, wie wenn der Cabecilla mit der baskischen Mütze, die er zu Ende der letzten Expedition wüthend in einen Strom geschleudert hatte, auch einen Theil seiner ehemaligen Ueberzeugungen und der Hoffnungen seiner Jugend von sich geworfen hätte.

Elysée war sonderbar überrascht von den Worten seines alten Lehrers, desjenigen, der ihn zu dem gemacht hatte, was er war, und der jetzt zu ihm sagte:

„Siehst du, mein kleiner Ely", — der kleine Ely war um zwei Fuß größer als er und hatte nicht wenig graumelirte Streifen in seiner Mähne, — „siehst du, mein kleiner Ely, es ist vorbei, es giebt keine Könige mehr. Das Princip ist noch da, aber die Männer dazu fehlen. Nicht Einer unter all diesen aus dem Sattel Geworfenen, der sich wieder hineinzuschwingen im Stande wäre, ja auch nur das rechte Verlangen danach hätte . . . Oh, was haben meine Augen, meine armen Augen während dieses Krieges zu sehen bekommen . . ."

Eine Blutwelle überströmte seine Stirn und röthete seine Augen, die weitgeöffnet vor sich hin starrten, als sähen sie in einen Abgrund von Schande, Feigheit und Verrath . . .

„Es sind doch aber nicht alle Könige gleich," protestirte Méraut, „und ich bin überzeugt, daß Christian . . ."

„Deiner ist kein Jota mehr werth als unserer . . . Ein

Kind, ein Lüstling . . . Nichts von Gedanken, nichts von Willenskraft in diesen vergnügungssüchtigen Augen . . . Sieh doch nur hin!“

Er zeigte auf den König, der soeben mit verschwimmenden Blicken und feuchter Stirn in den Saal walzte, seinen kleinen, runden Kopf auf die nackte Schulter seiner Tänzerin herabneigend, und dieselbe mit seinen halbgeöffneten Lippen streifend, als vergehe er vor Lust, sie mit seinen Küssen zu bedecken. Berauscht von dem steigenden Festestaumel, tanzte das Paar ganz nahe bei ihnen vorbei und streifte sie mit seinem keuchenden Athem, ohne sie zu bemerken; und da sich alles um sie her drängte, um Christian II., den ersten Tänzer seines Königreiches, walzen zu sehen, zogen sich Hezeta und Méraut in die tiefe Nische eines geöffneten, auf den Quai d'Anjou gehenden Fensters zurück. Hier blieben sie lange, halb in dem wirbelnden Treiben des Balles und halb in dem erfrischenden Dunkel, der beruhigenden Stille der Nacht.

„Die Könige haben keinen Glauben, haben keinen Willen mehr,“ sagte der Spanier mit wilder Miene; „weshalb sollen wir uns noch für sie begeistern?“

„Sie haben Ihren Glauben verloren, und dennoch ziehen Sie morgen mit?“

„Gewiß.“

„Ohne Hoffnung?“

„Mit einer einzigen noch, — mir den Schädel zerschmettern zu lassen, meinen armen Kopf, der nirgends mehr Ruhe findet.“

„Und der König?“

„Oh, was den betrifft, für den fürchte ich nichts . . . .“

Wollte er damit sagen, daß er Christian II. noch nicht

im Sattel sehe, oder daß dieser, gleich seinem Vetter, dem Herzog von Palma, es schon so einzurichten wissen werde, daß er mit heiler Haut zurückkehre? Der Cabecilla erklärte sich nicht weiter . . . .

Um sie her dauerte der tolle Wirbel des Festes fort, aber Elysée sah ihm jetzt mit der Entmuthigung seines ehemaligen Lehrers und mit dem Gefühle seiner eigenen Enttäuschungen zu. Er fühlte ein unendliches Mitleid für diese tapfere Jugend, welche sich so heiter darauf vorbereitete, unter Führern, die das Vertrauen zur eigenen Sache verloren hatten, in den Kampf zu ziehen; das wirre Festtreiben und die dunstumhüllten Flammen der Kronleuchter erschienen ihm bereits wie der Pulverdampf des Schlachtfeldes und das geschäftige Hin- und Hereilen auf dem Kampfplatze nach beendeter Katastrophe. Um dieser entsetzlichen Vorstellung zu entgehen, beugte er sich zum Fenster hinaus und blickte auf den leeren Quai, den das Hotel bis zur Seine hinab mit großen leuchtenden Vierecken besäte. Er horchte auf das Geräusch des Wassers, das um den Inselvorsprung brandete, gegen den Brückenpfeiler andonnerte und das Getose seiner Sturzwellen mit dem Seufzen der Violinen und dem herzzerreißenden Klagen der Guzlahs vermischte, — bald mit kleinen Stößen aufspringend wie das Schluchzen eines grambedrückten Herzens, bald in großen Wellen dahinströmend wie das Blut aus einer klaffenden Wunde . . . .

XII.

Nachtzug.

„Wir reisen heute Abend, elf Uhr, Südbahnhof. Ziel unbekannt. Wahrscheinlich Cette, Nizza oder Marseille.“

Als dieses eilig mit Bleistift hingekritzelte Briefchen von Lebeau in der Avenue de Messine anlangte, war die Gräfin von Spalato gerade dem Bade entstiegen und schritt in ihrer duftigen, geschmeidigen Frische zwischen Schlafzimmer und Boudoir hin und her, die Blumentöpfe und Blattpflanzen selbst begießend und pflegend; hellfarbige, bis zum Ellbogen reichende Schweden schützten ihre zarte Hand bei diesem Spaziergange in ihrem künstlichen Garten. Sie regte sich beim Empfange der Botschaft nicht sonderlich auf, blieb in dem friedlichen Helldunkel des durch die herabgelassenen Vorhänge gemilderten Tageslichtes stehen, überlegte ein paar Augenblicke und zuckte dann mit einer entschiedenen Geberde die Achseln, als ob sie sagen wollte: „Bah, wer den Zweck will . . .“ Dann schellte sie rasch ihrer Kammerfrau, um sich für den Besuch des Königs rüsten zu lassen.

„Was befehlen die gnädige Frau anzuziehen?“

Die gnädige Frau sah in den Spiegel, um sich bei diesem Raths zu erholen.

„Nichts . . . Ich bleibe, wie ich bin . . .“

In der That konnte Nichts sie hübscher kleiden, als der lange, mattfarbige Flanellrock, der sich in weichen Falten ihrer zierlichen Gestalt anschmiegte, das große, wie bei einem Kinde auf den Rücken gebundene Busentuch, sowie die schwarzen, gekräuselten und hoch aufgesteckten Haare, welche ihren Nacken und die Ansatzlinien der Schultern freiließen, deren lebhafter als das Gesicht gefärbten, glatten und warmen Bernsteinton errathen lassend.

Sie fand mit Recht, daß keine andere Toilette im Stande sei, den schlichten, jungfräulichen Zug, den der König so sehr an ihr liebte, so vortheilhaft hervorzuheben, wie dieses Negligé; freilich mußte sie deshalb in ihrem Schlafzimmer frühstücken, da sie in solcher Kleidung nicht in den Speisesaal hinuntergehen konnte. Sie hatte ihr Haus auf wirklich vornehmem Fuße eingerichtet und die Zigeuner-Phantasien von Courbevoie hier nicht eindringen lassen. Nach dem Frühstücke blieb sie in ihrem Boudoir, dessen erkerförmiger Ausbau auf die Straße hinausragte und ihr gestattete, nach dem Könige auszuspähen; sie saß ruhig in ihrem Fauteuil, roth angehaucht von dem Wiederschein der farbigen Vorhänge, wie ehemals an dem bürgerlichen Fenster des „Familienhotels“. So ging es bis zwei Uhr Nachmittags, der gewöhnlichen Besuchsstunde Christians; dann aber überkam sie ein tiefinneres, ihrer kühlen Natur ganz neues Gefühl, das der ängstlichen Erwartung, — zuerst kaum merklich sich rührend, wie ein über Wasser, das zu kochen beginnt, hinzitternder Streifen, bald aber überschäumend in fieberhafter Erregung. Selten störte ein Wagen die Stille der um diese Zeit wenig belebten Avenue, die zwischen den doppelten Reihen der Platanen und der neuen, bis an das

vergoldete Gitter des Park Monceaux reichenden Häuser im hellsten Sonnenscheine dalag. Bei dem geringsten, von der Straße herauftönenden Geräusche lüpfte Sephora den Vorhang und das Gefühl der jedesmal aufs Neue getäuschten Erwartung wurde noch verbittert durch die draußen herrschende heitere Ruhe und Stille.

Was konnte denn vorgefallen sein? Sollte er wirklich abreisen, ohne sie noch einmal zu sehen?

Sie suchte nach Gründen, nach Vorwänden; aber wenn man gespannt wartet, dann ist das ganze Sein an dieser Spannung betheiligt und die Gedanken schweifen ebenso unzusammenhängend umher, bleiben ebenso unvollendet, wie die mit zitternden Lippen gestammelten Worte. Die Gräfin empfand diese Folterqual und die Erschöpfung, welche sich von den Fingerspitzen aus dem ganzen Nervensysteme mittheilt. Von Neuem erhob sie den Vorhang aus rosa Leinen. Ein laues Lüftchen bewegte die Platanenzweige wie grüne Fächer, und ein frischer Hauch wehte von der Straße herauf, welche die Sprengschläuche mit rieselndem Wasser überflutheten. Die Wagen rollten jetzt zahlreicher vorbei, denn es war fünf Uhr geworden, die Promenadenzeit im Bois de Boulogne. Die Angst der Gräfin wurde größer und ernster, und sie sandte zwei Briefe an den König, den einen bei dem Prinzen Axel, den zweiten im Club abzugeben; dann ließ sie sich ankleiden, da sie doch nicht bis zum Abend als kleines, eben dem Bade entstiegenes Mädchen umhergehen konnte, und nahm ihre ruhelose Wanderung vom Schlaf- zum Wohnzimmer, von der Toilette zum Boudoir, schließlich von dem einen Ende des Hotels zum anderen wieder auf, derart durch fortwährende Bewegung ihre qualvolle Erwartung zu übertäuben suchend.

Es war weder ein kleiner Cocottenkäfig, den die Spalato sich zugelegt hatte, noch eine jener entsetzlichen Miethskasernen, mit welcher die emporgekommenen Millionäre die neuen Stadttheile im Westen von Paris überschwemmt haben, sondern ein künstlerisch aufgeführtes Gebäude, das sich der Namen Murillo, Velasquez und van Dyk, welche die benachbarten Straßen führen, würdig zeigte und sich in allem, vom kunstgekrönten Giebel bis zu dem Thürklopfer an der Pforte, von den Nachbarhäusern unterschied. Graf Plotnicki hatte es für seine Maitresse bauen lassen, ein häßliches Weib, dessen Gunstbezeugungen er allmorgendlich mit einem Tausendfrankenbillet bezahlte, das er vierfach gefaltet auf der Marmorplatte der Toilette zurückließ; und als der reiche Pole ohne Testament verstarb, war das wundervoll eingerichtete Haus mit all den Kostbarkeiten, die es beherbergte, für zwei Millionen von Sephora erworben worden.

Auf der schweren holzgeschnitzten Treppe, deren Geländer einen bespannten Wagen tragen könnte und die der ernsten Schönheit der Dame einen dunkeln Hintergrund wie auf einem altholländischen Gemälde verleiht, steigt jetzt die Gräfin von Spalato in ihre drei Erdgeschoß-Säle hernieder. Der erste, der Porzellansaal, ist ein kleines Gemach im Geschmacke Ludwig XV. und enthält eine herrliche Sammlung der schönsten Vasen, Statuetten und Emailarbeiten, jener zarten, zerbrechlichen Kunstgegenstände des 18. Jahrhunderts, die von den rosigen Fingern der Favoritinnen gebildet, von ihrem schelmischen Lächeln belebt scheinen; der zweite, der Elfenbeinsaal, birgt in seinen flammendroth ausgeschlagenen Glasschränken die schönsten chinesischen, von winzig-kleinen Menschlein, von Bäumchen mit Edelsteinfrüchten, von Fischen mit Jet-Augen

wimmelnden Arbeiten, und jene Crucifixe und Schnitzereien aus dem Mittelalter, welche einen so schmerzlich-leidenschaftlichen Ausdruck tragen und von denen die Blutstropfen aus rothem Wachse sich abheben wie von einer blassen, feuchten Menschenhaut; der dritte Saal, als Atelier eingerichtet und mit gepreßtem Korduanleder ausgeschlagen, wartet noch auf die Vervollständigung seiner Einrichtung durch Vater Leemans. Sonst fühlt sich die geborene Trödlerin stets begeistert inmitten all dieser wunderbaren, durch den billigen Kaufpreis ihr noch reizender erscheinenden Kunstschätze; heute aber kommt und geht sie, ohne etwas zu sehen oder zu bemerken, die Gedanken ins Weite gerichtet, verloren in herzbeklemmenden Grübeleien . . . Wie! So sollte er abreisen . . . Er liebte sie also nicht?! . . . Sie, die ihn so gut gefesselt, so gut eingesponnen zu haben glaubte . . .

Der mit den Briefen ausgesandte Diener kommt zurück. Keine Nachricht vom Könige. Man hat ihn nirgends gesehen . . . Ja, das ist Christian, der echte Christian! . . . Im Bewußtsein seiner Schwäche verbirgt er sich, flieht er . . . Ein wahnsinniger Grimm erfaßt diese Frau, die sich sonst so gut zu beherrschen versteht, und schleudert sie für einen Moment hinaus aus ihrer gewohnten Ruhe. Sie würde alles um sich her zerbrechen und zerschmettern, trüge nicht für sie, die im Handel mit diesen Gegenständen aufgewachsen ist, jeder einzelne derselben seinen Werth gleichsam in Ziffern sichtbar auf der Stirne. Sie wirft sich in einen Sessel, und wie der hereindämmernde Abend die Schätze um sie her verschleiert, scheinen sie mitsammt dem Traume von dem zu erringenden fürstlichen Vermögen in unerreichbare Fernen zu entfliehen . . . Plötzlich öffnet sich die Thür.

„Gnädigste Frau Gräfin, es ist angerichtet.“

Sie muß sich allein zu Tische setzen, allein in dem fürstlich eingerichteten Speisesaale, dessen getäfelte Wände mit acht großen, auf achtmalhunderttausend Francs geschätzten Portraits von Franz Hals geschmückt sind, — ernste, steife, feierliche Gesichter mit hohen Halskrausen, aber noch immer nicht so feierlich wie der würdige Haushofmeister mit seiner weißen Halsbinde, der auf dem Kredenztische die Platten zurichtet, welche zwei steifleinene, in Nanking gekleidete Lakaien mit ihren unbeweglichen Gesichtern der Gräfin darreichen. Der schneidende Contrast zwischen dieser pompösen Bedienung und der drohenden Verlassenheit schnürt der Frau von Spalato das Herz zusammen; und man möchte beinahe glauben, daß die Dienerschaft etwas von der Sachlage ahne, so wenig verbergen die Lakaien ihre ceremonielle Geringschätzung während des Essens, unbeweglich wartend, bis sie fertig sei, wie die Gehülfen des Photographen, der den Kunden vor dem Objectiv festgeschraubt hat.

Allmälig aber gewinnt die Verlassene ihre Kraft wieder, fühlt sie ihre wahre Natur zurückkehren . . . Nein, so läßt sie nimmermehr mit sich umspringen!

Nicht, als ob ihr etwas an dem Könige läge. Aber das Geschäft, der „große Coup“, ihre Eigenliebe und ihr Stolz den Verbündeten gegenüber . . . Vorwärts, ihr Plan ist fertig. Sie geht auf ihr Zimmer und schreibt ein paar Zeilen an Tom; dann, während die Dienerschaft im Kellergeschoß ihr Mahl verzehrt und über den einsamen, so unruhig verbrachten Tag ihrer Herrin plaudert, packt die Frau Gräfin mit ihren höchsteigenen, gewandten Händchen eine kleine Reisetasche, die oft genug zwischen der Agentur und Courbevoie hin- und

hergereist ist, wirft gegen die Nachtkühle einen feinen wollenen Mantel über die Schultern, verläßt heimlich ihr Palais und geht zu Fuß, ihre Reisetasche in der Hand, wie eine verabschiedete Gesellschafterin bis zur nächsten Droschkenstation. —

— Christian II. hatte keinen weniger unruhigen Tag verlebt. Erst spät in Begleitung der Königin vom Balle heimgekehrt, hatte er noch beim Erwachen Kopf und Herz voll von dem Heldengesange der Guzlahs. Die Vorbereitungen zu der Reise, die Untersuchung seiner Waffen und der Generalsuniform, die seit Ragusa nicht mehr angelegt worden war, hielt ihn bis gegen elf Uhr auf, verfolgt von den verblüfften Blicken Lebeau's, der mit seinen Fragen und Erinnerungen nicht zu weit gehen durfte. Dann versammelte sich der kleine Hof zu einer stillen Messe, welche Pater Alpheus in dem zum Betsaale umgewandelten Empfangszimmer, auf dem als Altar dienenden und mit einem gestickten Kirchentuche bedeckten Kamine, las. Die Rosen fehlten, denn der Alte lag zu Bette, und die Prinzessin hatte den mit einigen anderen jungen Leuten zugleich abreisenden Herbert auf den Bahnhof begleitet. Hezeta sollte mit dem nächsten Zuge abreisen und ebenso der Rest der kleinen Truppe sich auf die anderen Züge vertheilen, um kein Aufsehen zu erregen. Diese geheimnißvolle, an die Zeiten früherer Kämpfe gemahnende Messe, die begeisterten Züge des Mönches, die militärische Energie seiner Stimme und Geberde, — all das roch nach Weihrauch und Pulver zugleich, und die religiöse Ceremonie erschien noch feierlicher durch die bevorstehende Schlacht.

Am Frühstückstische war die Stimmung durch die verschiedenartigsten Gefühle gedrückt, obgleich der König mit einer gewissen Koketterie darauf bedacht war, in seiner Umgebung

nur angenehme Erinnerungen zurückzulassen und der Königin gegenüber sich mit respectvoller Zärtlichkeit benahm, die an der etwas mißtrauischen Kälte Friederikens einen Damm fand. Der Blick des Kindes ruhte schüchtern auf ihnen, denn die entsetzliche Scene der jüngstvergangenen Nacht lebte noch in seinem Gedächtnisse und hatte ihm ein weit über seine Jahre hinausgehendes Verständniß zurückgelassen. Die Marquise von Silvis erleichterte ihr gepreßtes Herz schon im Voraus durch schwere Abschiedsseufzer. Elysée dagegen lohte in heller, unmöglich zurückzuhaltender Begeisterung auf, wenn er dieser Contrerevolution gedachte, die er seit langer Zeit erträumt hatte, dieser Volksemeute, welche die Thüren eines Palastes sprengte, um einen König hineinzuführen. Seiner Ansicht nach war der Erfolg unzweifelhaft. Christian freilich besaß nicht dasselbe Vertrauen; außer der geringen, von einer Abreise stets unzertrennlichen Unbehaglichkeit aber, welche eine plötzliche Einsamkeit, eine vorzeitige Entfernung der umgebenden Personen und Dinge zu erzeugen scheint, empfand er keinerlei Besorgniß oder unheimliche Ahnung, sondern vielmehr eine Art von Beruhigung bei dem Gedanken an seine verzweifelte Lage, an die ihn bedrohenden, demnächst fälligen Schulden und Verpflichtungen auf Ehrenwort. Siegte er, so würde die Civilliste alles begleichen. Unterlag er dagegen, so mußte ein allgemeiner Zusammenbruch erfolgen . . . Eine Kugel in die Stirn, der Tod auf dem Schlachtfelde . . . Er dachte daran wie an eine endgültige Lösung seiner Geld- und Herzenssorgen; und seine fröhliche Ungezwungenheit machte sich recht gut zwischen dem besorgten Gesichte Friederikens und den enthusiastischen Blicken Méraut's. Da ging, während die drei im Garten plauderten, ein Diener vorbei.

„Sagen Sie Samy, daß er anspanne,“ befahl der König.

Friederike erzitterte.

„Sie fahren aus?“

„Ja, aus Vorsicht . . . Der gestrige Ball wird den Parisern Stoff zum Reden gegeben haben . . . Ich muß mich zeigen, mich im Club, auf dem Boulevard sehen lassen . . . Aber ich bin zu Tische zurück . . .“

Er sprang die Treppe hinauf, froh und frei wie ein aus der Klasse kommender Schüler.

„Ich werde bis zum letzten Augenblicke Furcht haben,“ sagte die Königin; und Méraut, von demselben Gedanken beherrscht, fand kein Wort, um ihr Muth einzusprechen.

Aber der König hatte einen mannhaften Entschluß gefaßt. Während der Messe hatte er sich zugeschworen, Sephora nicht wiederzusehen, denn er wußte wohl, daß er nicht die Kraft haben würde, sie zu verlassen, wenn sie ihn ernstlich zurückhalten, ihre Arme fest um seinen Hals schlingen wollte. Mit den besten Vorsätzen der Welt fuhr er also in seinen Club, wo er ein paar Kahlköpfe über schweigsame Whistpartieen gebeugt und einige andere majestätisch schnarchend um den großen Tisch im Lesezimmer gruppirt fand. Alles war todt und leer, da man die vergangene Nacht scharf gespielt hatte. Als die ganze Bande, Se. Königl. Hoheit der Prinz Axel an der Spitze, am Morgen fortging, trabte gerade ein Trupp schellenklingelnder Eselinnen vorbei. Se. Königl. Hoheit ließ den Führer heranrufen. Man trank die warme Milch in Champagnergläsern, dann bestiegen die Herren, die sämmtlich etwas angeheitert waren, die armen Thiere trotz ihres Ausschlagens und trotz der Jammerrufe des Führers, und veranstalteten das denkbar köstlichste Wettrennen die ganze Rue de la Paix

entlang. Man mußte den hoheitsvoll-vertraulichen Ton hören, mit welchem Herr Bonoeil, der Wirthschaftsdirector des großen Clubs, den „wundervollen Scherz“ erzählte. „Nein, es war zu drollig! Seine Königliche Hoheit auf der kleinen Eselin, wie er die mächtigen Beine — denn Se. Hoheit haben prächtig lange Beine — hoch hinaufziehen mußte . . . Und dabei stets sein unzerstörbares Phlegma . . . Wie schade, daß Ew. Majestät nicht dabei gewesen . . .“

Seine Majestät bedauerte sehr, den schönen Streich versäumt zu haben . . . Glücklicher Prinz Axel! Mit seinem Onkel überworfen, durch alle möglichen Hofintriguen aus seinem Lande verjagt, wird er vielleicht niemals auf den Thron gelangen, da der alte König davon spricht, sich wieder zu verheirathen und eine ganze Reihe kleiner Thronerben in die Welt zu setzen . . . All das aber bekümmert ihn nicht im geringsten! Sich in Paris „lustig machen“, scheint ihm entschieden interessanter als da unten in Politik zu machen . . . Und nach und nach gewinnt die hohle Prahlsucht, der alles zersetzende Spott wieder Macht über Christian, der sich auf dem Sopha dehnt, wo der Königliche Prinz gleichsam den Eindruck seiner ansteckenden Schwächlingslaune zurückgelassen hat. In dem von Müßiggang erfüllten Dunstkreise des Clubs erscheinen dem jungen Könige die heldenmüthige Begeisterung des gestrigen wie der kühne Zug des morgigen Tages jedes Ruhmes, jeder Größe, jedes romantischen Schimmers bar. Er fühlt, daß sich Alles in ihm zersetzen würde, wenn er noch länger hier bliebe; und um dieser Schwäche zu entgehen, welche sich wie lähmendes Gift in seine Adern schleicht, eilt er hinab in die frische Luft, in die Reihen der Lebenden, Thätigen, sich Bewegenden.

Drei Uhr. Die Stunde, in welcher er sich gewöhnlich zu Sephora begiebt, nachdem er im Club oder bei Mignon gefrühstückt hat. Unwillkürlich lenken sich seine Schritte dem gewohnten Ziele zu, in dem sommerlichen Viertel von Paris, das geräumiger und weniger berauschend erscheint als die anderen, dafür aber mit seinem dichten Grün an den Steinquadern und seinen Blätterschatten auf dem Asphalt, so reizende Bilder und so leuchtende Fernblicke gewährt.

Welche Unzahl hübscher, halb unter dem Sonnenschirmchen verborgener Frauen hier vorüberschweben, und mit welcher Grazie, mit welch gutlauniger, geistvoll-verführerischer Grazie! Wo giebt es noch Frauen, welche so zu gehen, sich mit ihrer Gangart so zu drapiren, so zu sprechen, sich so zu kleiden und — — das Gegentheil davon zu thun verstehen? Oh, Paris, Paris, Stadt der leichtlebigen Lust, der kürzesten Stunden! Und um nur recht sicher zu sein, das alles auf ewig zu verlassen, müsse er hinweggehen, vielleicht in den Tod! Welch köstliche Augenblicke raffinirter und vollkommener Lust er hier doch durchgekostet hatte! . . .

In seiner glühenden Erkenntlichkeit hat der Slave einen funkensprühenden Blick für jede der Vorübergehenden, die ihn durch irgend einen kleinen Zug, durch das fächerförmige Schwenken der spitzenbesetzten Unterröcke, bezaubern und berauschen. Welche Kluft zwischen dem ritterlichen Könige, der sich am Morgen mit Weib und Kind im Gebete auf den Eroberungszug zur Wiedergewinnung seines Königreichs vorbereitet hatte, und diesem hübschen Mädchenjäger, der mit witternder Nase, den Hut siegesgewiß auf den frisirten, runden Kopf gedrückt, die fahlen Wangen vom Lustfieber geröthet, dahinschreitet. Friederike hatte nicht Unrecht, den in der Pa-

riser Luft liegenden Gährungsstoff zu verwünschen und seinen Einfluß auf diesen beweglichen, wie gewisse unhaltbare Weine stets in Schaum aufgehenden Geist, zu fürchten.

Dort, wo sich die Straße in den Boulevard Haußmann und die Avenue de Messine theilt, muß Christian stehen bleiben, um einige Wagen vorbeifahren zu lassen. Dieser Aufenthalt ruft ihn zur Vernunft zurück. Wie ist er hierher gekommen, und dies so rasch? . . . Dort streckt das Hotel Plotnicki seine beiden Thürmchen in die Abendröthe, und der wie ein Alcoven verhängte Erker winkt ihm zu . . . Welche Versuchung! . . . Warum soll er nicht noch die wenigen Schritte machen und diejenige zum letzten Male sehen, die bald nur noch als eine Erinnerung in ihm leben wird, mit dem stets quälenden Gedanken an eine ungestillte Begierde?

Endlich, nach minutenlangem, schwerem Kampfe, während dessen der ganze schwache Körper wie ein Schilfrohr zittert und derart die innere Unentschlossenheit auch äußerlich kundgiebt, reißt Christian sich los, springt in einen vorbeirollenden Wagen und ruft dem Kutscher die Adresse des Clubs zu. Ohne den am Morgen während der Messe zu Gott geleisteten Schwur hätte er diesen Muth niemals besessen, — für die schwache, katholische Altweiberseele war dies noch der einzige Halt.

Im Club fand er das Briefchen Sephora's vor, das ihn durch den Moschusduft des Papiers allein schon mit dem die Schreiberin verzehrenden Fieber ansteckte. Dann kam der Prinz und brachte ihm das zweite der beiden Schreiben, — flehende, hastig hingeworfene Worte in einer Handschrift, wie sie Toms Bücher niemals gesehen hatten. Hier aber fühlte sich Christian II., der zu denjenigen Menschen gehörte, welchen

eine Zuschauerschaft Haltung verleiht, in dem Bewußtsein wieder stärker werden, daß Andere ihn umringten, ihn beobachteten. Er zerknitterte die Briefe in seiner Tasche. Bald erschien auch die goldene Jugend des Clubs, noch ganz voll von dem Eindrucke der Eselgeschichte, welche eines der Morgenblätter als neuesten Stoff ausführlich berichtet hatte. Die Zeitung ging von Hand zu Hand und erregte bei Allen jenes lendenlahme Wiehern von Leuten, welche sich „den Bauch halten vor Lachen“.

„Macht man sich heute Abend lustig?“ fragten die jungen Edelleute, ihr Sodawasser oder andere ärztlich angerathene Mischungen schlürfend, von denen im Club stets ein großer Vorrath vorhanden war.

Der König ließ sich überreden und ging mit ihnen zum Diner in's Café de Londres, aber nicht in einen jener Säle, deren wohlbekannte Tapeten unzählige Male vor ihren trunkenen Blicken getanzt hatten und deren Spiegelscheiben wie winterlich bereift aussahen von den kreuz und quer darauf eingekritzelten Namen, sondern in die Kellerräume, jene bewundernswerthen Katakomben von Fässern und regelmäßig aufgerichteten Flaschen, die sich bis unter das Gebäude der komischen Oper hin erstrecken. Alle Gewächse Frankreichs ruhen da. Man hatte den Tisch ganz hinten, in dem Viertel des Chateau-Yquem gedeckt, auf dessen meergrünen, in unabsehbaren Reihen hingelagerten Flaschen der Wiederschein der Gasflammen und Kerzen ein sanftes Flimmern erzeugte. Eine Idee von Wattelet, der die nur ihm und dem Prinzen bekannte Abreise Christian II. durch ein originelles Abschiedsmahl auszeichnen wollte. Die volle Wirkung aber wurde vereitelt durch die Feuchtigkeit der Wände und Decken, welche die noch

von der vergangenen Nacht ermüdeten Gäste bald durchfröstelte. Hühnerschwanz schlief ein und schrak alle Augenblicke zusammenschauernd wieder auf. Rigolo sprach wenig, lachte zuweilen oder that doch so, und sah alle fünf Minuten nach der Uhr. Vielleicht dachte er an die Königin, die sein Ausbleiben mit tödtlicher Angst erfüllen mußte.

Als man beim Nachtische war, kamen einige Mädchen, die oben im Café dinirt und dort gehört hatten, daß die Herren im Keller seien; geführt von den voranleuchtenden Kellnern trippelten sie mit aufgeschürzten Röcken, ängstlich kreischend und lachend, in die feuchten Räume. Fast alle trugen ausgeschnittene Kleider. Nach fünf Minuten husteten sie, wurden blaß und zitterten vor Kälte auf dem Schoße der Herren, die sich wenigstens durch den aufgeschlagenen Rockkragen etwas schützen konnten. „Ein schöner Spaß, um uns Allen die Schwindsucht an den Hals zu hetzen", wie eine von ihnen sagte, die frostiger oder weniger wild war als die anderen. Man beschloß deshalb, wieder hinaufzugehen und den Kaffee oben zu trinken; während der Uebersiedelung verschwand Christian. Es war noch nicht neun Uhr. Sein Wagen erwartete ihn an der Thür.

„Avenue de Messine", sagte er ganz leise, die Zähne zusammenbeißend.

Es hatte ihn plötzlich wie ein Wahnsinn übermannt. Während des ganzen Diners hatte er sie, nur sie allein gesehen, an ihren Besitz allein gedacht, wenn seine Hand die nackten Schultern, das warme Fleisch der Nachtischgäste streifte. Oh, diese Frau mit starken Armen erfassen, sich nicht mehr an ihre Thränen, ihre Bitten kehren . . . .

„Madame ist ausgegangen."

Das wirkte wie ein kalter Wasserstrahl auf lodernde Gluth. Madame war ausgegangen. Unmöglich daran zu zweifeln beim Anblicke der Unordnung in dem den Dienstboten überlassenen Hause, — Christian hatte noch gesehen, wie bei seinem Eintritte die gestreiften Westen und farbigen Bänder eiligst verschwanden. Er fragte nichts mehr; plötzlich ernüchtert, maß er die Tiefe des entsetzlichen Abgrundes, in den er um ein Haar hinabgestürzt wäre . . . Meineidig vor Gott, Verräther an der Krone! Seine glühenden Finger umschlossen zitternd den kleinen Rosenkranz und ließen dessen Perlen unaufhörlich gnadeflehend rollen, während der Wagen durch die dunkle, schreckerfüllte Nacht nach St. Mandé zurückfuhr.

„Der König!" rief Elysée, welcher zu dem großen Saalfenster hinausspähte und die beiden Wagenlaternen wie aufleuchtende Sterne in den nächtlichen Hof hereinfahren sah. Der König! Es war das erste Wort, das man seit dem Diner sprach. Wie durch Zauberei erhellten sich mit einem Male alle Gesichter, lösten sich alle Zungen. Sogar die Königin konnte trotz ihrer Selbstbeherrschung und ihrer anscheinenden Ruhe einen Freudenruf nicht unterdrücken. Sie hatte bereits Alles verloren geglaubt. Christian durch jenes Weib zurückgehalten, seine Getreuen verlassend, sich auf ewig entehrend . . . Und Niemand in ihrer Umgebung, der während der tödtlich langen drei Stunden quälendster Erwartung nicht von ähnlichen Gedanken verfolgt, nicht ebenso unruhig gewesen wäre; selbst der kleine Zara, den sie nicht zu Bette gehen ließ, hatte sich, mit einem seltenen Verständnisse für die Angst seiner Umgebung alle jene grausamen, wie prohetischen Fragen zurückdrängend, welche sonst Kinder in derartigen Situationen mit ihrer hellen Stimme zu stellen pflegen, hinter den Blät-

tern eines großen Albums verborgen, aus denen das hübsche, von den seit einer Stunde schweigsam vergossenen Thränen überströmte Gesichtchen jetzt plötzlich auftauchte. Als man ihn später um den Grund seines Kummers fragte, gestand er, daß er gefürchtet habe, der König sei abgereist, ohne ihn noch einmal umarmt zu haben. Kleine, von Liebe erfüllte Menschenseele, der dieser junge, geistreiche, lächelnde Vater erschien wie ein großer Bruder voll muthwilliger Streiche, wie ein bezaubernder Bruder, der aber der Mutter großes Herzeleid verursacht.

Man vernahm die Stimme Christians, der kurz und hastig einige Befehle ertheilte. Dann ging er auf sein Zimmer, aus dem er bald reisefertig zurückkehrte, den kleinen Hut mit zierlicher Schnalle und blauem Bande in der Hand, seine Halbgamaschen an den Füßen, wie ein Tourist am Seestrande auf den Gemälden Wattelets. Unter der Eleganz kam aber auch der Monarch zum Vorschein: die Gewohnheit zu befehlen, das aristokratische Wesen, die Leichtigkeit, bei allen Gelegenheiten vornehm aufzutreten. Er näherte sich der Königin und murmelte einige Worte der Entschuldigung. Noch ganz bleich von der ausgestandenen Angst, sagte sie leise zu ihm: „Wären Sie nicht gekommen, so hätte ich mich mit Zara auf Ihren Platz gestellt.“ Er wußte wohl, daß es ihr heiliger Ernst damit war, und während einer flüchtigen Minute sah er sie im Kugelregen, sein Kind auf dem Arme, wie damals auf der Fensterbrüstung, und den Kleinen die schönen Augen resignirt vor dem Tode schließen . . . Ohne zu antworten, preßte er die Hand Friederikens feurig an seine Lippen; dann zog er sie mit einer ungestümen, jugendlichen Bewegung an sich und murmelte: „Verzeihung, Verzeihung . . .“

Noch wäre die Königin im Stande gewesen, ihm zu verzeihen, da sah sie an der Thür des Saales Lebeau stehen, der seinen Herrn begleiten sollte, Lebeau, den verschmitzten Kammerdiener, den Vertrauten all seiner Lüste und Sünden; und plötzlich kam ihr ein entsetzlicher Gedanke, während sie sich sanft losmachte: „Wenn er löge . . . überhaupt nicht abreiste . . .“ Christian errieth ihre Furcht und wandte sich zu Méraut: „Begleiten Sie mich zum Bahnhofe; Samy wird Sie wieder zurückbringen.“ Dann, da die Zeit drängte, beeilte er den Abschied, sagte Boscovich und der Marquise ein paar freundliche Worte, nahm Zara auf seinen Schoß, sprach ihm von dem Zuge, den er unternehme, um sein Königreich wiederzuerobern, ermahnte ihn, der Königin niemals Kummer zu machen, und wenn er ihn nicht wiedersehe, stets daran zu denken, daß sein Vater auf dem Felde der Ehre als König und in Ausübung seiner königlichen Pflichten gefallen sei. Eine kleine, gar nicht schlechte Rede à la Ludwig XIV., die der junge Prinz feierlich anhörte, nur etwas verwundert über all die ernsten, aus einem Munde kommenden Worte, den er bisher immer nur lächeln gesehen hatte. Aber Christian mit seiner außerordentlichen Beweglichkeit und Leichtigkeit war der Mann des Augenblicks, und so gehörte er jetzt ganz der Abreise, den Zufällen der Expedition an; tiefer ergriffen als er scheinen wollte, entriß er sich rasch der ihn überkommenden weichen Stimmung, winkte allen Anwesenden mit der Hand einen letzten Abschiedsgruß zu, verbeugte sich noch einmal tief vor der Königin, und enteilte.

Wahrlich, wenn Elysée Méraut nicht während dreier Jahre Zeuge gewesen wäre von den empörenden Schwachheiten Christian II., er hätte unmöglich den Rigolo des Großen

Clubs in dem heldenmüthigen, stolzen Fürsten wiederzuerkennen vermocht, der ihm jetzt, während sie mit Windeseile dem Südbahnhofe zurollten, seine Pläne und Aussichten, seine vernünftigen und großartigen politischen Anschauungen auseinandersetzte.

Der royalistische, stets etwas übersinnlich angehauchte Glaube des Hofmeisters sah hierin eine göttliche Intervention, das Vorrecht der Geburt, das Königthum von Gottes Gnaden, das sich kraft der Weihe und des ererbten Blutes im entscheidenden Momente doch immer wieder einfinde; und ohne sich recht klar darüber zu werden, verursachte ihm diese moralische, einer anderen vorhergehende und sie ankündigende Wiedergeburt Christians ein unsägliches Mißbehagen, eine eigenthümliche Eifersucht, nach deren Ursachen zu forschen er sich scheute. Während Lebeau die Billete und das Gepäck besorgte, schritten sie den großen Wartesaal auf und ab, und Christian mußte dabei immer und immer wieder an Sephora und an die zärtlichen Momente auf dem Bahnhof St. Lazare denken. Unter dem Einflusse dieser Erinnerung zog eine vorbeihuschende Frauengestalt seinen Blick auf sich: derselbe Wuchs, derselbe unnachahmliche, zierlich-ehrbare Gang . . .

Armer Christian, armer König wider Willen!

Nun ist er in dem Coupé, dessen Thür Lebeau ihm geöffnet hat, — ein gewöhnliches Coupé erster Classe, um keinen Verdacht zu erregen. Er wirft sich in eine Ecke, mit dem heftigen Verlangen, endlich einmal mit allem abgeschlossen zu haben, fortzukommen. Das langsame Losreißen peinigt ihn. Die Maschine pfeift, zieht an, der Zug setzt sich in Bewegung, fährt donnernd über die Viaducte, welche die schlafenden Vorstädte überbrücken, saust vorbei an den leuchtenden Reihen der

Gaslaternen, jagt endlich dahin auf freiem Felde. Christian II. athmet auf, er fühlt sich stark, gerettet, geborgen; er würde ein Lied vor sich hinsummen, wenn er allein im Coupé wäre. Da unten aber, am anderen Fenster, drückt sich Jemand in die dunkle Ecke, augenscheinlich bemüht, die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken. Es ist eine Frau. Jung oder alt, hübsch oder häßlich? Der König — es ist Gewohnheitssache — wirft einen Blick auf sie. Nichts rührt sich als die beiden Enden einer kleinen Kapuze, welche sich wie zum Schlafen zurücklegen. „Sie schläft; machen wir es ebenso." Er streckt sich aus, wickelt sich in die Decke, sieht draußen noch die verschwommenen Umrisse von Bäumen und Sträuchern, welche bei der raschen Bewegung des Zuges durcheinander zu wirbeln scheinen, von Signalstangen und kleinen, am Sommernachtshimmel ziehenden Wolken; und eben wollen sich seine schwergewordenen Lider schließen, als er das liebkosende Vorbeistreifen seiner Haare an seinem Gesichte fühlt, niedergeschlagene Wimpern seine Wangen berühren, veilchenduftender Athem ihn anweht und zwei zarte Lippen auf seinem Munde flüstern: „Du Böser! . . . ohne Abschied von mir zu nehmen . . . ."

* *
*

Zehn Stunden später wurde Christian II. von dem Donner der Kanonen und dem blendenden Sonnenlichte geweckt, das durch rauschendes Grün auf sein Gesicht fiel. Er hatte gerade geträumt, daß er an der Spitze seiner Truppen im Kartätschenhagel die steile Anhöhe hinaufstürme, welche von dem Hafen Ragusa's nach der Citadelle führt. Statt dessen sah er sich auf dem Rücken liegen, ganz hinten in einem großen, wie ein Schlachtfeld durchwühlten Bette, Augen und

Hirn getrübt, die Glieder wie gelähmt in köstlicher Ermattung. Was war denn eigentlich mit ihm vorgegangen? Nach und nach erst sah er klarer, kehrte ihm die Erinnerung zurück. Er befand sich zu Fontainebleau im Gasthaus „Zum Fasanen“, gegenüber dem Walde, dessen dichte grüne Wipfel ins heitere Blau hineinragten; der Kanonendonner kam von dem Artillerie-Schießplatze. Und die lebensvolle Wirklichkeit, die greifbare Verknüpfung seiner Gedanken, Sephora die Liebliche, saß an dem Schreibtische und schrieb hastig mit einer schlechten, kratzenden Feder.

Sie sah im Spiegel den bewundernden, dankbaren Blick des Königs und beantwortete ihn, ohne sich umzudrehen, durch ein zärtliches Augenwinken, einen süßen, mit der Spitze der Feder ihm zugeworfenen Kuß; dann schrieb sie ruhig weiter und sagte mit einem kleinen, reizenden Lächeln ihres Engelsmündchens:

„Ein Telegramm, das ich nach Hause sende, um meine Leute zu beruhigen.“

Sie stand auf, gab die Depesche dem herbeigerufenen Kellner und öffnete dann, sichtlich von einer Unruhe befreit, das Fenster dem goldenen Sonnenlichte, das in Strömen hereinfluthete, wie das Wasser aus einer Schleuse. „Gott, welch herrliches Wetter!“ Sie kam heran und setzte sich auf den Bettrand, ganz nahe zu dem Geliebten. Sie lachte und tollte wie trunken vor Freude, sich auf dem Lande zu befinden, den wunderbaren Tag im Walde zu verbringen. Sie hatten Zeit bis zum Nachtzuge, der sie beide gestern hergebracht hatte und mit welchem Christian heute seine Reise fortsetzen sollte; denn Lebeau war gestern schon weitergefahren, um Hezeta und die anderen Edelleute davon zu benachrichtigen,

daß die Einschiffung um vierundzwanzig Stunden verschoben sei. Der verliebte Slave hätte am liebsten hinter den dichten Vorhängen sein Glück verborgen, um es bis zur letzten Stunde, bis zur letzten Minute, auszukosten. Aber die Frauen sind idealer gesinnt; und sofort nach dem Frühstücke entführte eine Miethskutsche das Pärchen in die prachtvollen, von saftigen Rasenplätzen und regelmäßigem Kreuzgehölz eingefaßten Baumgänge, welche dem Walde das Ansehen eines Parkes geben, bis die beginnende Felsregion ihn mit herrlichen, wildromantischen Partieen durchsetzt. Es war das erste Mal, daß die Beiden zusammen ausfuhren, und Christian gab sich der Freude des kurzen Heute angesichts des düsteren Morgen mit seinem Gefolge von Schlacht und Tod rückhaltslos hin.

Undurchdringlich grüne Wölbungen nahmen sie auf, riesig geschwungene, von keinem Hauch bewegte Buchenwipfel von wahrhaft vorsündfluthlicher Entwicklung, durch deren Blätterwildniß kaum ein Sonnenstrahl sich hindurchzustehlen vermochte. Unter diesem Schutzdache, als einzigen Aussichtspunkt das Antlitz des geliebten Weibes, als einziges Hoffen, Erinnern und Begehren ihre Liebkosungen, kam die poetische Seite des Slaven zum vollsten Ausdrucke. Oh, hier vereint leben können, ganz, ganz allein und ungestört mit ihr, in einem kleinen Wächterhäuschen, von außen Stroh und Moos, innen aber wie ein glänzendes Liebesnestchen ausgepolstert . . . Er wollte wissen, seit wie lange sie ihn liebe, welchen Eindruck er bei der ersten Begegnung auf sie gemacht habe. Er übersetzte ihr illyrische Lieder, die er mit tändelnden Küssen auf ihren Hals, ihre Augen begleitete; und sie zwang sich, ihm zuzuhören, that, als ob sie verstände und antwortete, während ihr die Augen in Folge der schlechtverbrachten Nacht zuzufallen drohten.

Ewiger Zwiespalt der Liebesduette! Christian wollte sich immer weiter in das Gehölz vertiefen, dort, wo es am einsamsten, wildesten ist; Sephora dagegen suchte mit Vorliebe die berühmten Punkte, die zugänglichsten Merkwürdigkeiten des Waldes auf, wo sich die Landhäuschen, die kleinen Verkaufsbuden der geschnitzten Sächelchen aus Wachholderholz befinden, wo zitternde Steine, weinende Felsen, blitzgetroffene Bäume und dergleichen von Leuten gezeigt werden, die in den benachbarten Hütten und Erdlöchern wohnen und bei jedem nahenden Wagengerassel hervorstürzen. Sie hoffte dadurch dem ewigen, langweiligen Liebesgeschwätz zu entgehen; und Christian seinerseits bewunderte die rührende Geduld, mit welcher sie die endlosen Reden der guten Landleute anhörte, die alles, was sie beginnen, mit der gebührenden Breite und Langsamkeit thun.

In Franchart wollte sie durchaus selbst Wasser aus dem berühmten Mönchsbrunnen schöpfen, der so tief ist, daß der Eimer nahe an zwanzig Minuten braucht, um wieder heraufzukommen. Wie Christian sich darüber amüsirte! . . Auch hier zeigte ihnen ein braves, wie ein alter Gensdarm mit Medaillen behangenes Bauerweib die Schönheiten des Ortes, den alten Tümpel namentlich, an dessen Ufern früher die Hirschhatz abgehalten wurde; sie hatte schon seit so vielen Jahren dieselbe Geschichte mit denselben Worten erzählt, daß sie sich schließlich selbst einbildete, dem Kloster angehört und dreihundert Jahre später dem glänzenden Sommeraufenthalte des ersten Kaiserreiches in Person beigewohnt zu haben. „Hier, meine Herrschaften, pflegte der große Kaiser des Abends mit seinem ganzen Hofe zu sitzen.“ Dabei zeigte sie auf eine Steinbank im Haidekraut, auf welcher höchstens drei bis vier Men-

schen Platz hatten. „Gegenüber die Kaiserin mit ihren Ehrendamen . . .“ Es klang schauerlich, dieses Anrufen des kaiserlichen Glanzes inmitten der verwitterten, von verkrüppelten Bäumen und vertrocknetem Ginster bedeckten Felsen . . . . „Kommen Sie, Sephora?“ fragte Christian; aber Sephora war gerade dabei, eine Allee zu betrachten, durch welche, wie die Frau erzählte, der kleine König von Rom herbeigetragen wurde, der stets schon von ferne seinen hohen Eltern die Aermchen entgegenstreckte. Diese Erwähnung des kaiserlichen Kindes erinnerte den König von Illyrien an seinen kleinen Zara. Er sah ihn vor sich in der dürren Landschaft, auf dem Arme Friederikens, und das Kind blickte ihn mit seinen großen traurigen Augen an, als ob es ihn fragen wolle, was er hier mache . . . Aber es war nur eine schattenhafte Mahnung, die er rasch wieder verscheuchte; und sie setzten ihre Spazierfahrt fort unter Eichen aller Formen und Größen, sahen die altberühmten Jagdrendezvous, fuhren dahin in der Tiefe der grünen Thäler, kamen auf Anhöhen aus verwitterndem Granit, auf Sandflächen, wo das Nadelholz seine kräftigen, vorspringenden Wurzeln ringsumher aussandte.

Jetzt verfolgten sie eine dunkle, von undurchdringlichem Schatten erfüllte Allee, deren Boden von tief ausgefahrenen, feuchten Geleisen durchfurcht war. Auf jeder Seite Reihen von Baumstämmen wie Pfeiler in einem Dom, schweigsame Räume bildend, in denen der Schritt eines Rehes, das Herabfallen eines goldleuchtenden Blattes zu hören war. Eine unendliche Traurigkeit kam aus diesen hohen Wipfeln, aus diesen Zweigen, auf denen kein Vogel sang und die so öde und ausgestorben erschienen wie unbewohnte Häuser. Der immer noch verliebte Christian ließ in seiner Leidenschaft, je

weiter der Tag vorrückte, einen Ton von Trauer und Melancholie anklingen. Er erzählte von dem Testamente, das er vor seiner Abreise gemacht, und von dem düsteren Eindrucke, den er bei diesen in voller Lebenskraft geschriebenen Todesworten empfunden hatte.

„Ja, es ist sehr unangenehm", sagte Sephora wie jemand, der an etwas ganz anderes denkt. Aber er glaubte sich so sehr geliebt, er war derart gewöhnt, geliebt zu werden, daß er ihrer Zerstreutheit nicht achtete. Er tröstete sie sogar im Voraus für einen etwaigen Unglücksfall und legte ihr dar, wie sie dann ihre Lebensweise einrichten solle; sie müsse das Hotel verkaufen, sich auf das Land zurückziehen und dort ihren Erinnerungen leben. All das wurde mit wahrhaft bewunderns-werther Selbstbespiegelung und Kindlichkeit und Aufrichtigkeit gesagt; denn er fühlte eine wehmüthige Abschiedsstimmung in sich, die er für Todesahnungen hielt. Und ganz, ganz leise, ihre Hand fest in der seinen haltend, sprach er ihr vom zukünftigen Leben. Er trug am Halse ein kleines Madonnenbildchen, von dem er sich bisher niemals getrennt hatte; jetzt machte er es los und gab es ihr. Man kann sich denken, wie glücklich Sephora darüber war! . . . Plötzlich zeigte sich den Blicken des Königs ein Artillerielager, dessen graue Zeltreihen durch die Zweige schimmerten; leichte Rauchwölkchen stiegen von den Lagerfeuern empor, daneben standen die abgesattelten für die Nacht gefesselten Pferde; das brachte Christian auf andere Gedanken. Das Gehen und Kommen der Uniformen, die in dem herrlichen Abendlichte blinkenden Waffen, das lebendige Treiben im Freien, der herzstärkende Anblick des Soldaten im Lager, all das erweckte in ihm die kriegerischen Neigungen seines Stammes.

Der auf dem grünen Moosteppich dahinrollende Wagen machte die Soldaten aufsehen, die mit der Einrichtung ihrer Zelte oder am Kochkessel beschäftigt waren; lachend blickten sie dem „Philister und seinem hübschen Schätzchen“ nach, und Christian hätte mit ihnen sprechen, eine heldenmüthige Rede an sie halten mögen, an das ganze Lager, das er in dem Hochwald kaum übersehen konnte. Eine Trompete schmetterte, andere antworteten. Vor dem etwas abseits stehenden Zelte eines höheren Officiers bäumte sich ein wunderbar schöner, arabischer Hengst, welcher mit schnaubenden Nüstern und fliegender Mähne den kriegerischen Tönen zuwieherte. Die Augen des Slaven blitzten. Ah, was für eine schöne Lebensweise ihn in wenigen Tagen erwartete, welch prachtvolle Degenstöße er austheilen werde! Wie schade nur, daß der nach Marseille weitergereiste Lebeau die Koffer mithatte; er hätte sich seiner Geliebten so gern in seiner Generals-Uniform gezeigt! Und immer mehr in Feuer gerathend, sah er die Festungen bereits gestürmt, die republikanische Armee zersprengt, sich selbst triumphirend in die Residenz einziehen, die fahnengeschmückten Straßen durchreiten. Sie werde auch da sein, beim lebendigen Gotte! Er werde sie kommen lassen und ihr einen glänzenden Palast außerhalb der Stadt einrichten. Dort würden sie ebenso zwanglos zusammenkommen können wie in Paris. Sephora antwortete nur sehr wenig auf alle diese schönen Träume. Sie hätte eben vorgezogen, ihn ganz allein für sich zu besitzen; und Christian bewunderte sie ob dieser schweigsamen Entsagung, die sie ihres hohen Ranges als „Maitresse des Königs“ besonders würdig erscheinen ließ.

Ach, wie er sie liebte, und wie rasch der Abend in dem rothen Zimmer des „Fasans“ verflog! Die Fenster waren

geöffnet, die Vorhänge herabgelassen; draußen ein herrlicher, kleinstädtischer Sommerabend, kärgliche Beleuchtung, die Leute vor den Thüren auf der Straße plaudernd, dann aber friedliche Stille nach dem von Trommeln und Trompeten ausgeführten Zapfenstreiche. Wieviel Küsse, verliebte Thorheiten und leidenschaftliche Schwüre gesellten sich zu den Küssen und Schwüren der vergangenen Nacht hinter den prosaischen Bettvorhängen! In köstlicher Erschöpfung, eines dicht an das andere geschmiegt, horchten sie auf das heftige Pochen ihrer Herzen, während der laue Abendwind, nachdem er draußen in den Bäumen gerauscht hatte, die Vorhänge bewegte und ein kleiner Springbrunnen in dem Gärtchen des Gasthofes plauderte, in welch letzterem nur noch die rothe, zitternde Flamme der Bureaulampe allein wachte.

Ein Uhr Morgens. Die Scheidestunde hat geschlagen. Christian fürchtete sich vor dem Losreißen der letzten Minute, denn er glaubte, er werde gegen Bitten und Liebkosungen anzukämpfen haben, seinen ganzen Muth zusammennehmen müssen. Aber nichts von alledem; Sephora war noch früher fertig als er und bestand darauf, ihn an die Bahn zu begleiten, weniger besorgt um ihre Liebe als um die Ehre ihres königlichen Freundes . . . Armer Mann! Hätte er nur das „Uff!“ der Erleichterung hören können, das die grausame Schöne ausstieß, als sie, allein auf dem Perron zurückgeblieben, die beiden grünen Augen des Zuges in Schlangenwindungen sich entfernen sah; hätte er nur wissen können, wie glücklich sie war, den Rest der Nacht allein im Gasthofe zu verschlafen, und wie sie unter den Stößen des leeren Omnibus auf dem alten Pflaster von Fontainebleau mit ruhigem, gesetztem, von jeder Liebeserregung freiem Tone zu sich selbst

sagte: „Vorausgesetzt, daß Tom das Nöthige besorgt hat! ..."

Es war zweifellos in Ordnung besorgt worden; denn als der Zug in Marseille ankam und Christian II., seine kleine Reisetasche in der Hand, das Coupé verließ, war er außerordentlich verblüfft, als ein silbergalonnirtes Käppi auf ihn zutrat und ihn sehr höflich ersuchte, einen Augenblick in sein Bureau zu kommen.

„Wozu? Wer sind Sie?" fragte der König hochmüthig.

Das Käppi nannte sich: „Polizei-Commissär ..."

In dem Bureau fand Christian den Präfecten von Marseille vor, einen ehemaligen Journalisten mit rothem Barte, lebhaften und geistvollen Zügen.

„Ich bedaure, Ew. Majestät ankündigen zu müssen," sagte er in ausgesucht höflichem Tone, „daß Ihre Reise hier endet. Die Regierung kann nicht gestatten, daß ein Fürst, welchem Frankreich Gastfreundschaft gewährt, dieselbe dazu benutze, um gegen ein befreundetes Land Verschwörungen und Aufstände mit bewaffneter Hand anzuzetteln."

Der König wollte läugnen. Aber der Präfect kannte sämmtliche Einzelheiten der Expedition aufs Genaueste.

„Ew. Majestät sollten sich in Marseille einschiffen; Ihre Gefährten in Cette auf einem Dampfer aus Jersey ... Als Landungsort war der Strand von Gravosa ausersehen; als Signal zwei Raketen, die eine vom Bord des Schiffes, die andere am Lande abzulassen ... Sie sehen, daß wir gut unterrichtet sind ... Man ist es nicht minder gut in Ragusa; und ich bewahre Sie davor, in einen Hinterhalt zu fallen, indem ich Sie hier zurückhalte."

Der niedergeschmetterte König fragte sich vergebens, wer im Stande gewesen sei, die Einzelheiten der Expedition zu verrathen, die nur ihm, der Königin, Hezeta und noch einer vierten Person, die er unmöglich im Verdacht haben konnte, bekannt waren. Der Präfect lächelte in seinen rothen Bart.

„Majestät müssen sich eben darein ergeben. Ein mißglücktes Unternehmen ... Majestät werden ein anderes Mal glücklicher und auch vorsichtiger sein ... Für heute bitte ich Ew. Majestät, mit dem Obdache vorlieb zu nehmen, das ich Ihnen auf der Präfectur anbieten kann. Ueberall anderswo würden Sie störender Neugier ausgesetzt sein. Die Sache ist stadtbekannt ...“

Christian antwortete nicht sogleich. Seine Blicke schweiften umher in dem kleinen Amtszimmer und ruhten auf dem grünen Ledersessel, den Actenbündeln, dem ordinären Kachelofen, den alten, von schwarzen Linien durchzogenen Landkarten an den Wänden, — — in diesem elenden, philiströsen Winkel also endete sein Heldentraum, verklang der letzte Wiederhall des Rodoitzamarsches! Er glich einem Luftschiffer, der noch weit über die Berghöhen hinaus sich zu erheben gedenkt, aber fast auf denselben Fleck zurückfällt und in einer Bauerhütte übernachten muß, während der arme, entleerte Luftballon als ein Packet gummirten Zeuges in den Schuppen gesteckt wird ...

Schließlich nahm er die Einladung an; er fand bei dem Präfecten eine echt pariserische Häuslichkeit und eine reizende Frau, die sich nach dem Diner, bei welchem die Unterhaltung alle interessanten Tagesereignisse berührt hatte, an das Klavier setzte und die neuesten Erscheinungen auf musikalischem Gebiete durchblätterte. Sie hatte eine hübsche Stimme, sang recht

gut, und allmälig näherte sich ihr Christian, über Musik und Opern plaudernd. Zwischen der „Königin von Saba“ und der „Jolie Parfumeuse“ trieben sich auch die „Klänge aus Illyrien“ auf dem Piano umher. Die Präfectin bat den König, ihr den Takt, die Sangart seiner Heimathslieder anzugeben. Christian II. trällerte einige Volksmelodien: „Ihr schönen Augen, blau wie der Sommerhimmel . . .“ dann: „Junge Mädchen, die ihr mir zuhört, eure Zöpfe flechtend . . .“

Und während er, auf das Piano gestützt, bleich und verführerisch wie stets, den wehmüthigen Ton und die trauernde Geberde des Verbannten annahm, fuhr der illyrischen Küste zu, von deren schaumbedeckten Wogen und grünen Ufern die „Klänge“ sangen, eine herrliche, enthusiastische Jugend, die Lebeau rechtzeitig zu benachrichtigen verabsäumt hatte, fröhlich hinaus ins weite Meer, dem Tode entgegen, aus voller Kehle rufend: „Es lebe Christian II.!“

XIII.

In der Todtencapelle.

„Meine geliebte Frau! Man bringt uns soeben, Herrn von Hezeta und mich, in die Citadelle von Ragusa zurück, nach einer zehnstündigen Sitzung im Corsotheater, wo das mit unserer Aburtheilung beauftragte Kriegsgericht getagt hat. Wir sind einstimmig zum Tode verurtheilt worden.

„Ich muß Dir sagen, daß es mir so lieber ist. Nun wissen wir wenigstens, woran wir sind, und sitzen nicht mehr im Geheimgefängniß. Ich darf Deine lieben Briefe lesen und Dir schreiben. Das bisherige Schweigen war ärger als der Tod. Nichts von Dir zu wissen, nichts von meinem Vater und dem Könige, den ich als Opfer irgend eines Hinterhaltes gefallen glaubte. Glücklicherweise ist Se. Majestät mit der traurigen Enttäuschung und dem Verluste einiger treuer Diener davongekommen. Es hätte schlimmer ausfallen können.

„Aus den Zeitungen werdet Ihr erfahren haben, wie alles geschehen ist. Da der Gegenbefehl des Königs uns durch ein unglaubliches Mißgeschick nicht erreicht hatte, kreuzten wir gegen sieben Uhr Abends in der Nähe der Inseln an

dem vereinbarten Orte. Hezeta und ich auf Deck, die Anderen in der Kabine, alle bewaffnet und kampfbereit, Deine hübsche kleine Kokarde am Hute. Wir warten zwei, drei Stunden. Nichts in Sicht als Fischerbarken und die großen Felucken, welche den Küstendienst versehen. Die Nacht kommt, und mit ihr ein dichter, für unser Zusammentreffen mit dem Könige sehr störender Nebel. Nach langem Warten sagen wir uns endlich, daß der Dampfer Sr. Majestät vielleicht an uns vorbeigefahren ist, ohne uns zu bemerken, und daß der König bereits gelandet ist. Gerade steigt auch von dem Ufer, wo man unser Signal erwarten sollte, eine Rakete in die Luft. Das bedeutet: „Landen!" Kein Zweifel mehr, der König ist dort. Vereinigen wir uns mit ihm.

„In Rücksicht auf meine Ortskenntniß — wie oft hatte ich an diesem Strande Wildenten gejagt! — befehligte ich die erste Schaluppe, Hezeta die zweite, Herr von Miremont die dritte mit den Parisern. In meiner Barke waren lauter Illyrier, und das Herz schlug uns gewaltig. War es doch das Vaterland, das man da vor sich hatte, die schwarz in den Nebel aufsteigende Küste mit einem kleinen rothen Lichte oben, dem drehenden Leuchtfeuer von Gravosa. Es wunderte mich gleich, daß am Strande alles still war. Man hörte nur das Klatschen der an das Land schlagenden Wellen, dagegen nichts von dem dumpfen Geräusch, das jede Menschenmenge, auch die schweigsamste, macht, aus der doch immer hin und wieder ein Waffenklirren, ein verhaltener Ruf heraustönt.

„Ich sehe unsere Leute," sagte da San-Giorgio leise neben mir.

„Ans Land springend merkten wir, daß das, was wir für die „Freiwilligen des Königs" gehalten hatten, nichts an-

deres war als Cactusgebüsch und wilde Feigenbäume, welche in langen Reihen am Ufer standen. Ich gehe vorwärts. Niemand ist da. Aber ich sehe Fußtapfen, tiefe Furchen im Sande. „Das ist nicht geheuer . . . schiffen wir uns wieder ein," sage ich zum Marquis. Unglücklicherweise sind nun auch die Pariser angelangt. Und diese zurückhalten . . . ! Sie zerstreuen sich über die Küste, suchen die Büsche, das Gehölz ab . . . Plötzlich kracht eine Salve. „Verrath, Verrath, zurück!" schreit man. Alles stürzt auf die Boote zu. Wie eine Heerde wildgewordener Schafe drängt Alles schreiend durcheinander . . . Da geht der Mond auf und zeigt uns unsere englischen Matrosen, die aus allen Kräften nach dem Dampfer zurückrudern . . . Einen Augenblick geht ein unrühmlicher Schreck durch unsere Reihen . . . Aber das dauert nicht lang. Hezeta, den Revolver in der Faust, wirft sich zuerst in das Getümmel. „Vorwärts, vorwärts!" Welche Stimme! Die ganze Küste hallt davon wieder. Wir stürzen ihm nach . . . Fünfzig gegen eine Armee! . . . Da blieb nichts übrig als zu sterben. Das thaten die Unsrigen sämmtlich mit großem Muthe. Pozzo, Melida, der kleine Soris, der Dir vergangenes Jahr den Hof gemacht hat, Heinrich von Trébigne, der mir mitten im Gemetzel zurief: „Du, Herbert, die Guzlah's fehlen hier!" Johann Veliko, der beim Dreinhauen aus voller Kehle die Rodoitza sang, — sie sind sämmtlich gefallen. Ich sah sie auf dem Ufer im Sande liegen, das Gesicht nach oben. Die Fluth wird sie begraben haben, die schönen Tänzer unseres letzten Balles . . . Weniger glücklich als unsere Kameraden, überlebten nur wir Beide, der Marquis und ich, das Gemetzel; wir wurden gefangen, gefesselt und auf dem Rücken eines Maulthiers nach Ragusa

gebracht. Dein Herbert brüllend in ohnmächtiger Wuth, während Hezeta sehr ruhig sagte: „Es mußte so enden... Ich wußte es!“ Sonderbarer Mensch! Wie konnte er wissen, daß wir verrathen und preisgegeben, mit Flintenschüssen und Kartätschenhagel empfangen werden würden? Und wenn er es wußte, warum hat er uns hergeführt? Schließlich, — es ist ein verfehlter Streich, eine verlorene, mit größerer Vorsicht wieder aufzunehmde Partie.

„Deine lieben Briefe, die ich wieder und wieder lese und an denen ich mich nicht satt lesen kann, erklären mir jetzt auch, warum unser Prozeß so lange dauerte, warum die Schwarzröcke immer in die Citadelle kamen, wozu dieses Feilschen über unser Beider Leben dienen sollte, das uns jeden Tag andere Aussichten brachte. Die Elenden behandelten uns als Geiseln und hofften, daß der König, der um hunderte von Millionen nicht auf den Thron verzichten wollte, vor dem Opfer zweier seiner Getreuen zurückschrecken würde. Und Du, meine Geliebte, Du bist böse auf meinen Vater und wunderst Dich, verblendet von Deiner Zärtlichkeit für mich, daß er kein Wort zu Gunsten seines Sohnes gesagt hat. Aber wie hätte ein Rosen eine solche Feigheit sich zu Schulden kommen lassen können! ... Er liebt mich deßhalb nicht weniger, mein armer, alter Vater, und mein Tod wird ein schrecklicher Schlag für ihn sein. Pflege ihn gut, Colette, umgieb ihn mit Deiner ganzen Zärtlichkeit. Was unsere Fürsten anlangt, die Du der Grausamkeit beschuldigst, so bedenke, daß uns zu ihrer Beurtheilung jener hohe Standpunkt fehlt, von dem aus sie die Menschen regieren. Sie haben Pflichten und Rechte außerhalb der allgemeinen Regel. Ach, wieviel Schönes könnte Dir Méraut hierüber sagen! Ich, ich fühle es nur,

kann es aber nicht aussprechen. Alles bleibt mir da drinnen stecken. Mein Mundwerk ist zu schwerfällig. Wie oft hat mich das bei Dir gestört, bei Dir, die ich so herzlich liebe und der ich es niemals so sagen konnte, wie ich gewollt hätte. Selbst hier, durch so viele Meilen und so dicke Eisenstäbe von Dir getrennt, fühle ich mich eingeschüchtert und wie gelähmt, wenn ich an Deine hübschen, grauen Pariser Augen, an Deinen süßen, spöttischen Mund unter Deinem schelmisch gerümpften Näschen denke . . . .

„Und doch muß ich Dir, einmal wenigstens, bevor ich Dich auf ewig verlasse, sagen, daß ich nur Dich allein auf der weiten Welt geliebt habe und daß mein Leben erst an dem Tage begann, da ich Dich kennen lernte. Erinnerst Du Dich, Colette? Es war in dem Laden der Rue Royale, bei jenem Tom Lévis. Wir trafen da durch „Zufall“ zusammen. Du versuchtest ein Piano, spieltest und sangst etwas sehr Lustiges, das mir, ich weiß nicht warum, die Thränen in die Augen trieb. Ich war gefangen . . . Wer hätte das gedacht, he? Eine nach Pariser Art durch das Heirathsbureau geschlossene Convenienzehe, die zur Liebesehe wurde! Und seitdem bin ich in der ganzen Welt und in allen Kreisen keinem so verführerischen Wesen mehr begegnet wie meiner Colette. Du warst immer bei mir, auch wenn ich Dich nicht sah; der Gedanke an Dein süßes Gesichtchen erhielt mich in guter Laune und machte mich oft vor mich hin lachen, wenn ich ganz allein war. Das ist's, was Du mir stets einflößtest: die Lust, herzlich und zärtlich zu lachen . . . Sieh, unsere Lage ist augenblicklich eine schreckliche, namentlich durch die Art und Weise, wie man sie uns vor Augen hält. Hezeta und ich, wir sind in der Todtencapelle; das heißt, man hat

in unserer kleinen Zelle mit den weißgetünchten Wänden einen Altar zum Lesen unserer letzten Messe errichtet, vor jedes Bett einen Sarg gestellt und an die Mauer Inschriften gehängt, die nur das eine Wort: „Tod“ ... „Tod“ ... tragen ... Trotz alledem erscheint mir die Kammer in heiterem Lichte. Ich entgehe den finsteren Todesdrohungen, indem ich an meine Colette denke; und wenn ich mich an das kleine, vergitterte Luftloch hoch oben in unserem Gefängnisse stelle und draußen die wunderschöne Landschaft sehe, die von Ragusa nach Gravosa führende Straße, die Aloen und Cactus auf dem Wege, den blauen Himmel und das blaue Meer, dann erinnert mich alles an unsere Hochzeitsreise, an den gewundenen Pfad von Monaco nach Monte Carlo und an das lustige Schellengeläute der Maulthiere, die unser ebenso fröhliches, leichtherziges Glück dahintrugen. O meine süße, kleine Frau, wie schön warst Du, — theure Reisende, mit der ich so gern länger zusammengeblieben wäre . . .

„Du siehst, überall lebt und herrscht Dein Bild, an der Schwelle des Todes, im Tode selbst; denn ich will es wie ein heiliges Skapulier auf der Brust tragen, dort unten am Seethor, wohin man uns in wenigen Stunden führen wird, und dann werde ich lächelnd fallen können. Traure deßhalb auch nicht zu sehr, meine Geliebte! Denke an das Kleine, an das Kind, das Du im Schoße trägst. Erhalte Dich für das Kind, und wenn es zum Verständniß gelangt sein wird, dann sage ihm, daß ich aufrecht, als Soldat, gestorben bin, mit zwei Namen auf meinen Lippen, dem meines Weibes und dem meines Königs.

„Ich hätte Dir gern ein Andenken an den letzten Augenblick hinterlassen, aber man hat mir alle Schmucksachen weg-

genommen, Uhr, Trauring, Busennadel. Ich habe nichts mehr als ein Paar weiße Handschuhe, die ich für den Einzug in Ragusa bestimmt hatte. Jetzt werde ich sie anziehen zu Ehren des letzten Ganges; und der Gefängnißcaplan hat mir versprochen, sie Dir dann zu schicken, wenn alles vorbei sein wird.

„Also leb' wohl, meine theure Colette. Weine nicht. Dir sage ich das, und mich, mich ersticken die Thränen. Tröste meinen Vater. Armer Mann! Er hat mich immer ausgezankt, weil ich zu spät zum Dienst kam. Jetzt werde ich niemals mehr kommen . . . Lebwohl . . . Lebwohl . . . Ich hätte Dir noch so sehr viel zu sagen . . . Doch nein, jetzt heißt es sterben. Welches Geschick! . . . Lebwohl, Colette!

Herbert von Rosen."

XIV.

Eine Lösung.

„Es bleibt Ihnen noch ein Mittel, Sire.“

„Sprechen Sie, mein lieber Méraut, . . . ich bin zu Allem bereit.“

Méraut zögerte mit der Antwort. Was er dem Könige zu sagen hatte, erschien ihm zu ernst und zu wenig für das Billardzimmer passend, in das ihn Christian genöthigt hatte, um nach dem Frühstücke eine Partie mit ihm zu spielen. Aber die eigenthümliche Ironie, welche über dem Schicksal entthronter Fürsten waltet, hatte es so gefügt, daß das Geschick des königlichen Hauses von Illyrien sich angesichts des grünen Tuches entscheide, auf dem die Bälle dumpf und hohl dahinrollten, inmitten der Stille und Trauer, welche auf dem Schlosse zu St. Mandé lastete.

„Also? . . .“ fragte Christian II., sich zum Stoße über das Billard streckend.

„Also, gnädigster Herr . . .“

Elysée wartete, bis der König die Carambolage gemacht und der Staatsrath Boscovich sie unterthänigst markirt hatte, um dann verlegen fortzufahren:

„. . . Das illyrische Volk ist wie alle Völker, Sire. Es liebt den Erfolg, die Kraft, und ich fürchte, daß der unglückliche Ausgang unserer letzten Unternehmungen . . .“

Der König wandte sich zu ihm, Gluth auf den Wangen.

„Ich habe Wahrheit von Ihnen verlangt, mein Lieber ... Unnöthig, sie mir in Zuckerpapier einzuwickeln.“

„Nun denn,“ sagte der Gascogner brüsk, „Sie müssen abdanken, Sire.“

Christian sah ihn verblüfft an.

„Was abdanken? . . . Ich habe nichts . . . Ein schönes Geschenk, das ich da meinem Sohne machte . . . Ich glaube, daß ihm ein neues Velociped entschieden lieber sein wird, als dieses schattenhafte Versprechen einer Krone zu seiner Volljährigkeit.“

Méraut führte das Beispiel der Königin von Asturien an. Auch sie hatte im Exile zu Gunsten ihres Sohnes abgedankt; und wenn Don Leon heute auf dem Throne saß, hatte er es nur diesem Vorgehen seiner Mutter zuzuschreiben.

„Achtzehn zu zwölf,“ sagte Christian mit scharfem Tone. „Herr Rath, Sie markiren nicht.“

Boscovich sprang wie ein erschreckter Hase auf die Tafel zu, während der König all seine geistigen Kräfte und seine ganze Geschicklichkeit zur Ausführung einer wundervollen „Vier-Bande-Carambolage“ aufbot. Elysée betrachtete ihn, und sein Royalistenglaube hatte eine schwere Prüfung zu bestehen bei dem Anblicke dieses Urbildes eines verlebten Dandy, eines ruhmlos Besiegten, dessen magerer Hals aus dem weiten Ausschnitte des bequemen wollenen Hausrockes hervorsah, dessen Augen, Lippen und Nasenflügel noch von der Gelbsucht gefärbt waren, die den König fast einen ganzen Monat ans Bett

gefesselt hatte und von der er kaum genesen war. Die Katastrophe von Gravosa, das unglückliche Ende all der blühenden jungen Leute, die entsetzlichen Auftritte, welche der Prozeß Herberts und Hezetas an dem kleinen Hofe von St. Mandé verursachte, Colette auf den Knieen vor dem ehemaligen Geliebten um das Leben des Gatten flehend, die Tage voll Angst und Erwartung, das Ohr gespannt hinaushorchend wie auf die Salve des Executionspelotons, dem er selbst „Feuer!“ zu commandiren schien, dazu die ihn bedrängenden Geldsorgen, der herannahende Verfallstag der ersten Pichery'schen Wechsel, — all das hatte zwar den Leichtsinn des Slaven nicht zu überwinden vermocht, wohl aber ihn körperlich niedergeworfen.

Nach vollführtem Stoße kreidete er mit größter Sorgfalt sein Queue und fragte Elysée, ohne ihn anzublicken:

„Was sagt die Königin zu diesem Abdankungsprojecte? Haben Sie mit ihr davon gesprochen?“

„Die Königin denkt darüber ebenso wie ich, Sire.“

„Ah“, sagte Christian trocken, leicht zusammenzuckend.

Sonderbare Menschennatur! Diese Frau, die er nicht liebte, deren mißtrauische Kälte und klaren Blick er fürchtete, diese Frau, die er beschuldigte, ihn zu sehr als König behandelt, ihm mit ihren ewigen Erinnerungen an seine Pflichten und Vorrechte das Leben verbittert zu haben, dieser Frau zürnte er jetzt, weil sie nicht mehr an ihn glauben, ihn zu Gunsten des Kindes aufgeben wollte. Es war kein tiefer Seelenschmerz, den er bei diesem Gedanken empfand, keiner jener Herzstöße, bei denen man laut aufschreien möchte, sondern ein Gefühl der Kälte wie bei dem Verrathe eines Freundes, bei dem Verluste eines Vertrauens.

„Und du, Boscovich, was denkst du davon?“ sagte er

plötzlich, sich zu seinem Rathe wendend, dessen glattes, ängstliches Gesicht krampfhaft dem Mienenspiele des Herrn zu folgen versuchte.

Der Botaniker machte eine Geberde wie Harlekin in der italienischen Pantomime, öffnete die Arme und zog den Kopf zwischen die Schultern, — ein stummes: „Chi lo sa?“, so unverfänglich und furchtsam, daß der König sich des Lachens nicht erwehren konnte.

„Nach erfolgter Anhörung Unseres Rathes“, näselte er spöttisch, „werden Wir abdanken, wann man es wünscht.“

Damit nahm Se. Majestät mit erneutem Eifer seine Billardpartie wieder auf, zur größten Verzweiflung Elysées, welcher vor Begierde brannte, der Königin den Erfolg der Unterhandlung mitzutheilen, welche sie selbst anzubahnen sich gescheut hatte; denn dieses Schattenbild eines Königs imponirte ihr immer noch, und nur zitternd streckte sie die Hand nach der Krone aus, von der er nichts mehr wissen wollte.

Die Abdankung wurde einige Zeit darauf vollzogen. Der Chef des Civil- und Militär-Cabinets schlug mit stoischer Ruhe die herrlichen Säle des Rosen'schen Hotels zur Abhaltung dieser Ceremonie vor, welche man stets so feierlich und rechtsgültig wie möglich zu gestalten sucht. Aber das Unglück von Gravosa war noch zu frisch für die von den Erinnerungen der letzten Festlichkeit erfüllten Säle; es wäre in der That zu traurig und von zu schlechter Vorbedeutung für den Regierungswechsel gewesen. So begnügte man sich denn damit, in St. Mandé einige illyrische und französische Adelsfamilien zu versammeln, deren Unterschriften am Fuße einer so wichtigen Urkunde nothwendig erschienen.

Um zwei Uhr begannen die Wagen einzutreffen, die

Thürklingel schellte unaufhörlich, die Eingeladenen stiegen die von oben bis unten breit mit Teppich belegten Stufen der Freitreppe hinauf und wurden am Eingange des Saales von dem Herzog von Rosen in großer Uniform empfangen, der heute über seine anderen Orden auch das breite Band des Großkreuzes von Illyrien geschlungen trug; es war dies zum ersten Male seit längerer Zeit, denn er hatte es ohne ein Wort zu sagen abgelegt, als er den Scandal mit dem Haarkräusler Biscarat erfuhr, der dieselben Abzeichen auf seinem Barbierrocke zur Schau stellte. Am Arme und Degengefäße trug der General einen langen schwarzen Flor; aber bezeichnender noch als dieser Flor war ein greisenhaftes Wackeln des Kopfes, das fortwährend unwillkürlich: „Nein, Nein“ zu sagen schien und das ihn seit jener entsetzlichen, in seiner Gegenwart gepflogenen Berathung über das Schicksal Herberts nicht mehr verließ, eine Berathung, in welche einzugreifen er trotz der flehentlichen Bitten Colettens und des Aufruhrs in seinem Vaterherzen entschieden abgelehnt hatte. Es schien, als ob sein kleiner, ununterbrochen zitternder Sperberkopf die Last dieses übermenschlichen Heroismus zu tragen und dazu verurtheilt sei, fortan „Nein!“ zu schütteln zu jedem Eindrucke, jedem Gefühle, zu dem Leben selbst, das ihm nichts mehr sein, nichts mehr bieten konnte, nach dem tragischen Ende seines Sohnes.

Prinzeß Colette war ebenfalls da und trug mit vielem Geschmacke die ihrer blonden Erscheinung besonders gut angepaßte Trauerkleidung, das Zeichen ihrer Wittwenschaft, die eine in der stärkeren Taille und dem langsameren Gange deutlich sich aussprechende Hoffnung erhellte. Selbst unter der Last eines sehr aufrichtigen Kummers fand diese kleine,

von Nichtigkeiten erfüllte und auch durch die schwersten Schicksalsschläge nicht zur Einsicht gebrachte Putzmacherseele Dank dem zu erwartenden Kinde Gelegenheit, ihre kokette, auf Flitterkram gerichtete Eitelkeit nach den verschiedensten Richtungen hin zu befriedigen. Die Bänder und Spitzen, die Kleidchen und Häubchen, die ganze prachtvolle Ausstattung, in welche sie ein selbstgezeichnetes Monogramm, überragt von der prinzlichen Krone, sticken ließ, diente als Zerstreuungsmittel für ihre Trauer. Das Baby sollte Wenzeslaus oder Witold heißen, wenn es ein Knabe, Wilhelmine, wenn es ein Mädchen wäre, der Name müßte aber unbedingt mit einem „W“ beginnen, weil das ein vornehmer Buchstabe sei, der sich in Wäsche sehr schön sticken lasse.

Sie erklärte dies gerade der Frau von Silvis, als die Thüren weit aufflogen und die Gäste, jeder Name von einem Hellebardenstoße begleitet, angekündigt wurden. Fürst und Fürstin von Trébigne, von Soris, Herzog von Sangiorgo, Herzogin von Melida, die Grafen Pozzo, Miremont, Veliko. Es klang wie die laut verlesene, von der blutgetränkten Ebene bei Gravosa wiederhallende Liste der dort gefallenen jugendlichen Opfer. Und was diesen Aufruf noch düsterer erscheinen ließ, was der Ceremonie trotz der getroffenen Vorsichtsmaßregeln, der glänzenden Livrée und der Galaeinrichtung der Zimmer, einen unheilverkündenden, begräbnißartigen Charakter zu verleihen drohte, war, daß alle Geladenen ebenfalls in tiefer Trauer erschienen, in schwarzer Kleidung und schwarzen Handschuhen, verunstaltet von den so unheimlich aussehenden Wollstoffen, welche Gang und Geberde der Frauen namentlich wie gefesselt erscheinen lassen, — die Trauer der Greise und Matronen, der Väter und Mütter, stets finsterer, schmerzlicher

und unnatürlicher als jede andere. Die meisten dieser Unglücklichen gingen zum ersten Male seit der Katastrophe aus, ihrer Einsamkeit und Abgeschlossenheit durch ihre Treue für die Dynastie entrissen. Sie versuchten beim Eintreten ihren Gang zu festigen, ihren ganzen Muth zusammenzuraffen; so wie sie sich aber unter einander betrachteten, traurige Spiegelbilder desselben Schmerzes, die Köpfe gesenkt, die zitternden Glieder mit Mühe aufrechthaltend, da stiegen in ihre Augen die Thränen und auf ihre Lippen die Seufzer, die sie um sich her so mühsam zurückgehalten sahen; und bald wurden sie Alle übermannt von der seelischen Ansteckung, und ein langes, von erstickten Schreien gebrochenes Schluchzen erfüllte den Saal . . . Der alte Rosen allen weinte nicht; er streckte seine hohe, unbeugsame Gestalt noch gerader und fuhr fort unerbittlich mit dem Kopfe zu schütteln: „Nein . . . nein . . . er muß sterben . . .“

Abends erzählte im Café de Londres Se. königl. Hoheit, der ebenfalls zur Unterzeichnung der Abdankungsurkunde eingeladene Prinz Axel, daß er geglaubt habe, einem Leichenbegängniß erster Klasse beizuwohnen, wenn die ganze Familie versammelt ist und das Forttragen des Sarges erwartet. In der That spielte der königliche Prinz eine traurige Rolle inmitten dieser Versammlung. Er erstarrte und fühlte sich außerordentlich verlegen angesichts dieses Schweigens und dieses Schmerzes, betrachtete erschreckt alle die alten Parzen und wurde erst froher, als er die kleine Prinzeß Rosen erblickte. Er setzte sich rasch an ihre Seite, voll Neugier, die Heldin des berühmten Frühstücks am Quai d'Orsay kennen zu lernen; und während Colette, im Grunde sehr geschmeichelt von der Aufmerksamkeit des Prinzen, Seine Hoheit mit einem

gefühlvoll-schmerzlichen Lächeln empfing, hatte sie keine Ahnung davon, daß der auf ihr ruhende, grünschillernde, verschleierte Blick ihr das genaue Maß zu einem zierlichen, ihre ganze appetitliche Gestalt knapp umschließenden Bäckerjungen-Anzuge nahm.

„Der König, meine Herren!“

Christian II., sehr bleich, mit sichtlich gedrückter Miene, trat zuerst ein, seinen Sohn an der Hand führend. Der kleine Prinz zeigte einen feierlichen Ernst, der ihm sehr gut ließ, erhöht durch den schwarzen Männeranzug, den er heute zum ersten Male und daher mit einem gewissen Stolze, einer selbstbewußten Jünglingsgrazie trug. Dann kam die Königin, wunderbar schön in ihrem malvengrauen, spitzenbedeckten Kleide; zu ehrlich, um sich verstellen zu können, stach ihre Freude ebenso von der allgemeinen Traurigkeit ab, wie ihr helles Kleid von den Trauergewändern um sie her. Sie war so glücklich, so selbstsüchtig glücklich, daß sie kein Auge hatte für den tiefen Schmerz, der sie umgab, ebensowenig wie sie das trübe Wetter draußen bemerkte, den dichten Nebel hinter den Scheiben, die dunkeln Wolken an dem niedrigen und nassen Himmel. Warm und leuchtend lebte dieser Tag in ihrem Gedächtnisse. So wahr ist es, daß alles nur in unserem eigenen Innern existirt, und daß die äußere Welt uns stets nur im Lichte unserer eigenen Empfindungen erscheint.

Christian II. begab sich an den Kamin in der Mitte der einen Zimmerwand, den Grafen von Zara zur Rechten, die Königin zur Linken; etwas abseits von dieser Gruppe saß Boscovich in seinem hermelinverbrämten Rathsherrenkleide an einem kleinen Tischchen. Nachdem alle Anwesenden sich auf ihre Plätze verfügt hatten, nahm der König das Wort, um mit sehr leiser Stimme zu erklären, daß er bereit sei, seine

Abdankung zu unterzeichnen und seinen getreuen Unterthanen die ihn hierzu bestimmenden Gründe bekannt zu geben. Darauf erhob sich Boscovich und verlas mit seinem dünnen quiekenden Stimmchen ein Manifest Christians an sein Volk, die in großen Zügen gezeichnete Geschichte seiner Regierung, deren ursprüngliche Hoffnungen und spätere Enttäuschungen und Mißverständnisse, bis zu dem letzten Entschlusse des Königs, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen und seinen Sohn der Großherzigkeit des illyrischen Volkes anzuvertrauen. Diese kurze Ansprache, aus deren Zeilen überall die Löwenklaue Elysée's herausragte, wurde so schlecht, etwa wie eine Reihe langweiliger Pflanzennamen, vorgelesen, daß dem Geiste der Zuhörer Zeit genug blieb zum Erfassen all des Hohlen und Lächerlichen, das in dieser Thronentsagung eines entthronten Fürsten lag, in dieser Uebertragung von nichtexistirenden Vollmachten, von geleugneten und mißachteten Rechten. Die gleich darauf vom Könige selbst verlesene Abdankungsurkunde lautete:

„Wir, Christian II., König von Illyrien und Dal-
„matien, Herzog von Bosnien und der Herzegowina ꝛc. ꝛc.,
„erklären, daß Wir aus eigenem Antriebe und ohne
„irgend einem äußeren Zwange nachzugeben, Unserem
„Sohne Karl Alexis L e o p o l d, Grafen von Goetz und
„Zara, alle Unsere politischen Rechte überlassen und
„übertragen, Uns über ihn nur die bürgerlichen Rechte
„eines Vaters und Vormunds vorbehaltend."

Sofort traten auf ein Zeichen Rosens sämmtliche Anwesende an den Tisch, um der Urkunde ihren Namen beizufügen. Während einiger Minuten hörte man nichts als leise Schritte, das Rauschen der Kleiderstoffe, das Kreischen der

fest aufgestützten und zitternd geführten Federn, mit den durch das streng festgehaltene Ceremoniell verursachten Pausen und Unterbrechungen. Dann begann der Handkuß.

Christian eröffnete den Zug und entledigte sich der schweren Aufgabe, der Unterwürfigkeitsbezeugung eines Vaters seinem Kinde gegenüber, indem er die zarten Fingerspitzen mehr spielend-graziös als respectvoll küßte. Die Königin dagegen that es mit leidenschaftlicher, fast religiöser Hingebung; die Beschützerin, die überwachende Mutter, wurde zur demüthigen Unterthanin. Dann kam die Reihe an Prinz Axel, welchem die übrigen Herrschaften genau nach ihrem Range folgten; der kleine König begann den Vorbeimarsch etwas lang zu finden, trotz des reizenden Ernstes in seinen unschuldigen Augen und der Geberde der stramm hingehaltenen Hand, — einer kleinen, weißen, blaugeäderten Kinderhand mit den noch vom Spielen abgestoßenen Nägeln und verhältnißmäßig zu starken Handgelenken. Alle die Großen gingen, wie gesagt, genau nach ihrer hierarchischen Stellung und der Anzahl der Zacken an ihrer Krone, an der königlichen Kinderhand vorbei, und so feierlich ihnen auch der Moment erschien, so sehr sie auch von ihren trüben Trauergedanken eingenommen waren, wachten sie doch eifersüchtig über die Innehaltung der ihnen gebührenden Reihenfolge; und Méraut, der auf seinen Schüler zueilte, fühle sich plötzlich durch ein: „Bitte, mein Herr!“ angehalten, so daß er zurückwich und sich der entrüsteten Miene des Prinzen von Trébigne gegenüber sah, eines mühsam athmenden, schrecklich asthmatischen Alten, dessen Augen wie große Kugeln hervorstanden, als ob er nur durch sie Luft bekäme. Elysée, der Traditionsgläubige, trat ehrfurchtsvoll zur Seite, um diese grabesreife Menschenruine

voranzulassen, und kam als Letzter zum Handkusse. Friederike stand in der Nähe ihres Sohnes, gleich der Mutter einer Neuvermählten in der Sakristei, wenn die Gäste die junge Frau beglückwünschen und ihr zulächeln, und sagte zu Elysée, als dieser zurücktrat und an ihr vorbeikam, ganz leise aber mit einem Tone innerlichen Frohlockens:

„Es ist geschehen!“

In diesen drei Worten lag eine Welt von unsagbarer, fast wilder Freude, von unaussprechlicher Erleichterung.

Es ist geschehen! . . Das heißt: nun ist die Krone endlich geschützt vor schimpflichem Schacher! Nun wird die Königin endlich schlafen, athmen, leben können, befreit von der unaufhörlichen Angst, mit welcher sie die Schläge vorher ahnte, so daß sie wie Hezeta bei einem jeden hätte sagen können: „Ich wußte es . . .“ Ihr Sohn wird nicht enterbt, ihr Sohn wird König sein . . . Wie! Wird es sein? Er ist es schon in seiner majestätischen Haltung, seiner liebenswürdig-stolzen Milde . . .

Freilich gewann sofort nach beendeter Ceremonie die Natur des Kindes wieder die Oberhand, und Leopold V. stürzte ganz glückselig auf den alten Johann von Veliko zu, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen: „Weißt du schon, Pathe, ich habe einen Pony, . . . einen hübschen kleinen Pony ganz allein für mich . . . der General wird mich reiten lehren und Mama auch.“ Man drängte sich um ihn, man verbeugte sich mit bewundernden Blicken vor ihm, während Christian, etwas allein und verlassen, ein sonderbares, unerklärliches Gefühl empfand, als wenn sich plötzlich eine leere Stelle um sein Haupt gebildet, die fortgenommene Krone eine gewisse Kälte da erzeugt hätte. Der Kopf drehte ihm. Und

er hatte doch diese Stunde herbeigesehnt, hatte mehr als jeder Andere die Pflichten seiner Stellung verwünscht! Weßhalb also dieses Unbehagen, diese Traurigkeit, jetzt, da das trostlose Ufer sich immer weiter von ihm entfernte, der Weg zu anderen Zielen ihm offen stand?

„He, mein armer Christian, mir scheint, Sie haben es nun auch bekommen, Ihr Aeffchen . . .“

Es war Prinz Axel, welcher ihn leise auf seine Art tröstete.

„Sie können von Glück sagen, Christian . . . Ja, wenn es mir nur ebenso gut ginge und man mich davon dispensirte, dieses schöne Paris zu verlassen, um mein Volk weißbäuchiger Seehunde zu regieren . . .“

Er fuhr noch eine Weile in derselben Tonart fort; dann machten sich Beide das Treiben um sie her, die Unaufmerksamkeit der Anwesenden, zu Nutze und verschwanden. Die Königin sah sie hinausgehen und hörte bald darauf im Hofe das Rollen des leichten Wagens, dessen Räder sich sonst niemals entfernten, ohne ihr über das zuckende Herz hinwegzugehen . . . Was lag ihr jetzt daran? Es war nicht mehr der König von Illyrien, den die Pariser Frauen ihr entführten . . .

* *
*

Am Tage nach Gravosa, in der ersten Minute seiner frischen Schande, hatte Christian sich zugeschworen, Sephora niemals mehr wiederzusehen. So lange er im Bette war und wie jeder Orientale Furcht vor der Krankheit hatte, dachte er an seine Maitresse nur mit Verwünschungen und schob ihr die Schuld an allen seinen Fehlern zu; kaum aber war er Reconvalescent, als das lebhafter kreisende Blut, im Vereine mit

der durch keinerlei Beschäftigung gestörten Ruhe, in welcher die Erinnerungen und Träume so mächtig wirken, seine Ansichten veränderten, verändern mußten. Zuerst entschuldigte er schüchtern das geliebte Weib, und bald sah er in dem Vorgefallenen nur noch eine Schicksalsfügung, einen jener unerforschlichen Wege der Vorsehung, auf welche die Katholiken jede störende Verantwortlichkeit abladen. Eines Tages endlich getraute er sich, Lebeau zu fragen, ob Nachrichten von der Gräfin da seien. Statt aller Antwort brachte der Kammerdiener einen ganzen Stoß von Briefchen, die während der Krankheit angekommen waren, zärtliche, glühende, schüchterne Briefchen, wie ein Schwarm weißer, liebegirrender Turteltäubchen. Christians Sinne wurden davon auf's Neue entflammt, er antwortete sofort vom Bette aus, und brannte vor Begier, endlich ganz geheilt zu sein, um den in Fontainebleau unterbrochenen Roman wieder aufnehmen zu können.

Inzwischen verbrachten J. Tom Lévis und seine Frau köstliche Ferientage in ihrem Hotel, Avenue de Messine. Der Agent für Fremde hatte der Langeweile in Courbevoie nicht länger Stand halten können. Ihm fehlte das Geschäftsleben, der Handel, mehr als alles aber die Bewunderung Sephora's. Außerdem war er eifersüchtig, — wahrhaft besessen von einer dummen, eigensinnigen, stechenden Eifersucht, die ihm wie eine Gräte im Halse steckte: man glaubt sie verschwunden und plötzlich fühlt man ihren Stich wieder. Dabei Niemandem sein Herz ausschütten, Niemandem sagen können: „Sieh doch, was ich da unten im Halse habe . . .“ Armer, in seiner eigenen Falle gefangener Tom Lévis, Erfinder und Opfer des „Großen Coup“ . . . Hauptsächlich beunruhigte ihn die Reise Sephora's nach Fontainebleau. Er versuchte wiederholt, die Rede darauf

zu bringen, Sephora aber unterbrach ihn stets mit einem so herzlichen, ungezwungenen Lachen: „Was hast du denn eigentlich, mein armer Tom? . . . Welche Einfalt!“ Dann war er auch genöthigt zu lachen, denn er begriff wohl, daß nichts anderes sie verbände als Wind und Possen, daß die Laune Sephoras, die Laune der Dirne für ihren Spaßmacher, rasch aufhören würde, wenn er sich ihr eifersüchtig, sentimental, „gefühlsduselig“ wie die anderen, zeigte . . . Im Grunde aber litt er unter der Trennung von ihr, langweilte sich und machte sogar Verse auf sie. Ja wohl, der Mann mit dem Cab, der erfindungsreiche Narcisse, hatte diese Ablenkung für seine Unruhe entdeckt, ein Gedicht auf Sephora, eine jener bizarren, im Schweiße des Angesichts geschmiedeten, von tollster Unwissenheit zeugenden Reimereien, wie man sie in Mazas auf den Tischen der Gefangenen findet. Wahrlich, wäre Christian II. nicht krank geworden, J. Tom Lévis würde es geworden sein.

Man kann sich die Freude des Gauklers und seiner Schönen denken, als sie sich wiedersahen und einige Wochen lang bei einander bleiben konnten. Tom tanzte wahnsinnige Gigs und stellte sich auf den Kopf vor Vergnügen; er tollte wie ein gutgelaunter Affe im Hause umher und machte Luftsprünge, um die ihn ein gelernter Seiltänzer hätte beneiden können. Sephora wälzte sich vor Lachen, trotzdem sie sich ein wenig vor der Dienerschaft schämte, die den „Mann von Madame“ mit vollkommenster Verachtung beehrte. Der Haushofmeister hatte erklärt, daß er niemals darein willigen werde, aufzuwarten, wenn der „Mann von Madame“ mit bei Tische sei; und da er das Modell eines Haushofmeisters war, von dem Könige selbst auserwählt und angestellt, bestand Sephora nicht

weiter darauf, sondern ließ sich die Speisen durch eine Kammerfrau in ihr Boudoir bringen. Ebenso war es, wenn Besuch kam, Wattelet oder Prinz Axel, — dann verschwand Mr. Tom sofort in dem Ankleidecabinet. Ein schönes Leben für einen Ehemann; aber er betete seine Frau an und hatte sie ganz allein für sich, von einem Rahmen umschlossen, der sie ihm noch unendlich viel hübscher erscheinen ließ als je. Alles in Allem war er der Glücklichste der ganzen Bande, welche die ewigen Aufschübe und Prolongationen zu beunruhigen begannen. Man fühlte ein Hinderniß, einen Stillstand in dem so gut eingefädelten Geschäfte. Der König bezahlte nicht nur keinen einzigen der verfallenen Wechsel, sondern machte noch fortwährend neue, zum großen Schrecken von Pichery und Vater Leemans. Lebeau suchte sie wohl zu ermuthigen: „Geduld ... Geduld ... es wird schon kommen ...", aber er hatte gut reden, denn er gab nichts her, während die Anderen ganze Schichten illyrischer Wechsel in ihren Portefeuilles aufhäuften. Der arme „Vater", der schon lange nicht mehr mit der gewohnten Festigkeit auftrat, kam alle Morgen nach der Avenue de Messine, um sich bei Tochter und Schwiegersohn neue Zuversicht zu holen. „Also Ihr glaubt, daß es uns gelingen wird ...?" Und er ergab sich darein, immer und immer wieder neue Wechsel zu escomptiren, da er nur derart seinem Gelde nachjagen konnte, daß er unverdrossen frisches hinterdrein warf.

Eines schönen Nachmittags trippelte die zur Spazierfahrt sich fertig machende Gräfin zwischen ihrem Schlaf- und Toilettenzimmer hin und her; mit väterlichem Stolze ruhte auf ihr das Auge Mr. Toms, welcher auf eine Chaise-longue hingestreckt, die Cigarre zwischen den Zähnen, die Daumen in

die Aermellöcher seiner Weste gesteckt, sich an dem hübschen Anblicke einer Frau weidete, welche sich ankleidet, vor dem großen Stehspiegel ihre Handschuhe anzieht und die beste Pose für den Wagen probirt. Sie war bezaubernd in ihrem kleinen Hütchen mit dem Halbschleier, in ihrer etwas schweren Spätsommertoilette; das Klingeln ihrer Armbänder und der Perlenfrangen an ihrer Mantille stand im Einklang mit dem Stampfen der Pferde und dem Klirren der prachtvollen Geschirre an dem fürstlichen Wagen, der unten ihrer wartete, — Alles zu demselben Gespann mit illyrischem Wappen gehörig. Sie wollte mit Tom ausfahren, eine Tour um den See im Boulogner Gehölz machen, an dem ersten Pariser Saisontage, unter dem bekannten niedrigen Himmel, der die neuen Moden und die vom langen Landaufenthalte erfrischten Gesichter so vortrefflich zur Geltung bringt. Tom, sehr elegant, mit englischem Chic gekleidet, freute sich wie ein Gott auf die Ausfahrt, an der Seite seiner hübschen Gräfin verborgen.

Die gnädige Frau ist fertig. Noch einen letzten Blick in den Spiegel, — nun vorwärts. Da öffnet sich plötzlich unten die Eingangsthür, die Klingel schellt heftig . . . „Der König!“ Und während der Ehegemahl sich mit schrecklichem Augendrehen in das Ankleidecabinet stürzt, läuft Sephora an das Fenster; sie kommt noch gerade zurecht, um Christian II. mit triumphirender Miene die Treppe heraufspringen zu sehen. Er schwebt, er hat Flügel. „Wie glücklich sie sein wird!“ sagt er sich unterwegs.

Die Schöne merkt, daß es etwas Neues giebt, und bereitet sich vor. Als guten Anfang stößt sie einen Schrei der Ueberraschung, der freudigsten Erregung aus, sobald sie

seiner ansichtig wird, fällt in seine Arme, und läßt sich von ihm auf ein Sopha tragen, vor welchem er niederkniet.

„Ja, Geliebte, ich, ich bin es . . . und für ewig!“

Sie sieht ihn mit großen, von Liebe und Hoffnung strahlenden Augen an. Und er, in diesen Blick sich versenkend, spricht:

„Es ist geschehen . . . Nichts mehr vom König von Illyrien. Nur noch ein Mann, der sein Leben damit verbringen will, dich zu lieben.“

„Das wäre zu schön, zu schön . . . Ich wage nicht, daran zu glauben.“

„Da, lies . . .“

Sie nimmt das Pergament . . .

„So ist es denn wahr, mein Christian, du hast dem Throne entsagt?“

„Noch mehr als das . . .“

Und während sie das Blatt entfaltet und die Zeilen überfliegt, steht Christian vor ihr, kräuselt seinen Schnurrbart und betrachtet Sephora mit siegfrohlockender Miene; dann, da er findet, daß sie nicht richtig, nicht rasch genug versteht, erklärt er ihr den Unterschied zwischen Thronentsagung und Abdankung, setzt ihr auseinander, daß er jetzt ganz ebenso frei, entlastet von allen Pflichten und aller Verantwortlichkeit sei, ohne die Zukunft seines Sohnes geschädigt zu haben. Nur das Geld . . . Aber sie brauchten ja nicht so viele Millionen, um glücklich zu sein!

Sie las nicht mehr, sondern hörte ihm zu, den Mund halb geöffnet, die hübschen Zähne in einem starren Lächeln zeigend, als ob sie seine Worte besser auffangen wollte. Sie hatte ihn aber sehr gut verstanden, oh, wie gut! Sie sah

sehr deutlich das Zusammenstürzen aller ihrer Hoffnungen und der Haufen von Goldstücken, die in dem Geschäfte steckten, — sie sah die Wuthausbrüche Leemans', Pichery's, der ganzen Bande, die durch das falsche Vorgehen dieses Einfaltspinsels um ihr Geld betrogen war. Sie dachte an ihre unnützen Opfer, an die sechs Monate des entsetzlichen, von fortwährender Heuchelei und Langeweile vergifteten Lebens, an ihren armen Tom, der da drin im Cabinet seinen Athem zurückhalten mußte, während der Andere ihr gegenüber stand und einen Zärtlichkeitsausbruch von ihr erwartete, so sicher ihrer Liebe, seines Sieges, seiner unbestreitbaren Unwiderstehlichkeit. Es war so entsetzlich drollig, von einer so vollendeten, wilden Ironie! Sie erhob sich und brach in ein wahnsinniges Gelächter aus, ein beleidigendes, spöttisches Gelächter, das ihr Gesicht mit einer fliegenden Röthe, der aufgerührten Hefe ihrer gemeinen Natur, bedeckte; und an dem verblüfften Christian mit einem ihm zugeschrieenen: „Scher' dich zum Teufel, Dummkopf!“ vorbeischießend, schloß sie sich doppelt und dreifach in ihrem Zimmer ein.

Ohne einen Heller, ohne Krone, ohne Frau, ohne Maitresse, machte Christian ein sonderbares Gesicht, als er die Treppe wieder hinabstieg.

XV.

Der kleine König.

Zauberkraft der Worte! Als ob in den fünf Buchstaben des Wörtchens „König“ eine kabbalistische Macht steckte, — seitdem Méraut's Schüler nicht mehr der Graf von Zara, sondern Leopold V. hieß, war er vollständig verwandelt. Das fleißige, gutgeartete Kind, so leicht zu formen wie weiches Wachs, aber ohne jede höhere geistige Begabung, hatte plötzlich die Kinderschuhe ausgetreten und war durch eine eigenthümliche innere Erregung zu neuem Leben erwacht. Auch sein Körper wurde in Folge derselben kräftiger. Seine frühere Trägheit, die Lust, sich in einem Fauteuil zu dehnen, während man ihm etwas vorlas oder erzählte, der Drang, immer nur zuzuhören und von den Gedanken Anderer zu zehren, machte einem Thätigkeitstriebe Platz, dem die kindlichen Spiele nicht mehr genügten. Der alte, gliedersteife General Rosen mußte den Rest seiner ehemaligen Riesenkraft hervorsuchen, um dem jungen Könige den ersten Unterricht im Fechten, Schießen und Reiten zu ertheilen; und nichts konnte rührender sein als der Anblick, wie allmorgendlich um neun Uhr, auf einer zur Reitbahn erweiterten Parklichtung, der alte Pandur im blauen

Rocke, die Peitsche in der Faust, der Erfüllung seiner Stallmeisterpflichten oblag, immer voll Respect für den König, dabei aber die Schnitzer des Schülers unnachsichtlich rügend. Der kleine Leopold paßte genau auf, trabte und galoppirte mit stolzem Ernste, während die Königin von den ersten Stufen der Treppe aus zusah und manchmal eine Bemerkung, einen Rath, dazwischenwarf. „Halten Sie sich gerade, Sire ... Lassen Sie die Zügel etwas lockerer.“ Zuweilen auch zeigte sie selbst ihm, wie es zu machen sei, und ließ die That folgen, wenn er die Worte nicht rasch genug begriff. Wie glücklich war sie an dem Tage, da sie zum ersten Male den Schritt ihrer Stute nach dem des Pony's, den der Kleine ritt, zu regeln hatte; beide drangen vor in dem benachbarten Gehölze, der Schatten des Kindes beherrscht von dem der Amazone, die, weit entfernt von mütterlicher Aengstlichkeit, beide Thiere zu kräftigem Laufe anspornte und ihrem Sohne voran in ununterbrochenem Dahinjagen bis Joinville stürmte. Auch in ihr hatte sich seit der Abdankung eine Veränderung vollzogen. Der blind an das Gottesgnadenthum Glaubenden erschien der Königstitel fortan als der beste, wirksamste Schutz für ihr Kind. Ihre mütterliche Liebe, obgleich ebenso stark und tief wie früher, sprach sich nicht mehr körperlich in Liebkosungen aus; und wenn sie des Abends immer noch in sein Zimmer ging, so geschah dies nicht mehr, um den „kleinen Zara“ schlafen zu legen oder ihm die Kissen sorglich glatt zu streichen. Jetzt war dies einem Kammerdiener übertragen, gleichsam als ob Friederike gefürchtet hätte, ihren Sohn zu verweichlichen und seine männliche Entwickelung zu verzögern, wenn sie ihn noch länger unter ihren zarten Händen behielte. Sie kam nur, um zuzuhören, wie er das schöne Gebet

aus dem „Buch der Könige“ sprach, das Pater Alpheus ihm gebracht hatte:

„Mein Herr und Gott, du hast deinen Diener auf „den Thron gesetzt; aber ich bin ein Kind, unkundig der „eigenen Führung und betraut mit der Leitung deines „auserwählten Volkes. Verleihe mir daher Weisheit und „Vernunft . . .“

Die schwache Stimme des kleinen Königs erhob sich fest und klar, mit einem Ausdruck von Selbstbewußtsein und um so rührenderer Ueberzeugungstreue, wenn man des Exils in dem Winkel der ärmlichen Vorstadt und des weit entfernten, jenseits des Meeres liegenden, hypothetischen Thrones gedachte, um den es sich dabei handelte. Für Friederike aber regierte ihr Leopold bereits, und in ihrem Gutenachtkusse lag ein unterwürfiger Stolz, eine undefinirbare, respectvolle Anbetung, welche Elysée, wenn er diese gemischte mütterliche Empfindung zu beobachten Gelegenheit hatte, stets an die Weihnachten seiner Heimath erinnerte, wo die heilige Jungfrau das Jesuskind mit dem Liede einwiegt: „Ich bin deine Magd, und du bist mein Gott.“

So verging der ganze Winter, während dessen der endlich klar gewordene Freudenhimmel der Königin nur von einer einzigen Wolke beschattet blieb. Der unwissentliche Grund dieses Schattens war Méraut. Beide denselben Traum träumend, ihre Blicke und ihre Seelen vermischend, Schulter an Schulter demselben Ziele zustrebend, hatte sich zwischen ihnen eine Vertraulichkeit, eine Gemeinsamkeit des Denkens und Lebens herausgebildet, welche der Königin plötzlich, ohne daß sie wußte weßhalb, störend zum Bewußtsein kam. War sie allein mit ihm, dann ließ sie sich nicht mehr wie früher gehen

und erschrak vor der ihr damit aufdämmernden Thatsache, welch hervorragenden Platz dieser Fremde in ihrem innersten Denken einnehme. Errieth sie die Gefühle, welche ihn beseelten, die so nahe bei ihr glimmende, jeden Tag weiter um sich greifende und gefährlicher werdende Gluth? Eine Frau täuscht sich hierin niemals. Sie wollte sich schützen, wieder zu sich selbst gelangen, aber wie? In ihrer Verwirrung nahm sie ihre Zuflucht zu dem Führer und Berather der katholischen Gattin, dem Beichtvater.

Das war Pater Alpheus, wenn er nicht gerade behufs seiner royalistischen Propaganda irgendwo unterwegs steckte. Es genügte, den Mann zu sehen, um ihn auch zu kennen. In diesem illyrischen Priester mit dem Seeräubergesichte erneuerten sich das Blut, das Behaben und die Antlitzlinien der alten Uskoken, jener Sturm- und Raubvögel, der ehemaligen Piraten der Latinischen Meere. Sohn eines Fischers aus Zara, bei Theer und Netzen aufgewachsen, wurde er eines Tages seiner hübschen Stimme wegen von den Franziskanern aufgegriffen und aus einem Schiffsjungen zum Chorknaben gemacht, der im Kloster vortrefflich gedieh und sich schließlich zu einem der Häupter des Ordens aufschwang; aber etwas Matrosenfeuer war ihm im Herzen und ein Hauch der Seeluft auf der wettergebräunten Haut zurückgeblieben, welche der Aufenthalt innerhalb der kühlen Klostermauern nicht wieder zu bleichen vermocht hatte. Außerdem weder bigott noch peinlich, im Nothfalle auch einer kleinen „Coltellata“*) fähig, wenn es die gute Sache galt, machte er zuweilen, wenn die politischen Geschäfte drängten, am Morgen schon alle Gebete

*) Messerkampf.

für den ganzen Tag, für den nächsten Tag sogar, en gros ab, — „um rascher vorwärts zu kommen," wie er ernsthaft sagte. Ein ganzer Mann in seiner Liebe und seinem Hasse, hatte er dem durch ihn selbst ins Haus gebrachten Hofmeister eine grenzenlose Bewunderung gewidmet. Als deßhalb die Königin ihm ihre Verwirrung und ihre Bedenken bekannte, that er zuerst, als ob er sie gar nicht verstände; wie sie aber stärker in ihn drang, wurde er heftig und schalt sie aus wie ein gewöhnliches Beichtkind, wie eine reiche Kaufmannsfrau in Ragusa etwa.

Ob sie sich nicht schäme, eine so edle Sache durch derartige Kindereien zu entstellen? Ueber was sie sich denn eigentlich beklage? Habe man es jemals an Respect für sie fehlen lassen? Um der albernen Einbildungen einer Ueberfrommen oder um der Koketterien einer sich unwiderstehlich dünkenden Frau willen solle man sich wol dieses Mannes berauben, den der Allmächtige sichtlich zum Triumphe des Königthums ihnen in den Weg geführt habe?! .... Und in seiner Seemannssprache, sein italienisches Feuer durch ein feines Priesterlächeln mildernd, fügte er hinzu, „daß man gegen den guten Wind nicht ankämpfe, sondern sein Segel aufspanne und vorwärts ziehe." Auch die redlichste, kräftigste Frau ist solchen Scheingründen gegenüber schwach. Durch die Beredsamkeit des Mönches gewonnen, sagte sich Friederike, daß sie in der That die Sache ihres Sohnes einer derartigen Stütze nicht berauben dürfe. An ihr sei es, sich in Acht zu nehmen, stark zu bleiben. Was wagte sie denn schließlich? Sie redete sich zuletzt ein, daß sie sich getäuscht habe, als sie in der Ergebenheit Elysées und seiner leidenschaftlichen Freundschaft etwas anderes zu sehen glaubte ....

In Wirklichkeit liebte er sie bis zum Wahnsinn, mit einer eigenthümlichen, abgrundtiefen, oft verjagten und stets wieder auf Umwegen zurückgekehrten Liebe, die sich zuletzt mit allbesiegender Tyrannei in seinem Herzen festsetzte. Bis dahin hatte Elysée Méraut geglaubt, jedes zärtlichen Gefühls unfähig zu sein. Früher zuweilen, wenn er in dem Studentenviertel seine royalistischen Predigten hielt, hatte sich die eine oder die andere Grisette, ohne ein Wort von seinen Reden zu verstehen, in ihn verliebt, in den musikalischen Tonfall seiner Stimme, in das Unfaßbare, das seiner Idealistenstirn und seinen Gluthaugen entstrahlte, — die magnetische Anziehungskraft der Apostel auf die Magdalenen. Er beugte sich freundlich nieder und nahm, was sich ihm darbot, durch Milde und Leutseligkeit die unverbesserliche Mißachtung verbergend, die jeder Südländer im Grunde seiner Seele für die Frauen empfindet. Um in sein Herz einzuziehen, mußte die Liebe den Weg durch seinen starken Kopf nehmen; und so war es gekommen, daß seine Bewunderung für den stolzen Charakter Friederikens und die vornehme Art, mit welcher sie ihr Mißgeschick ertrug, bei dem engen Zusammenleben im Hause des Exils, bei dem fortwährenden Miteinanderwirken und den gemeinsam ertragenen Leiden, allmälig zu einer wirklichen Herzensleidenschaft wurde, — aber zu einer demüthigen, verborgenen, hoffnungslosen Leidenschaft, die sich damit begnügte, von ferne zu glühen, wie das bescheidene Lichtchen des Armen auf der letzten Stufe des Altars.

Wieder vergingen einige Monate, äußerlich in derselben Weise und unbewegt von diesen in der Stille ausgetragenen Kämpfen. Es war in den ersten Tagen des September. Der herrliche Sonnenschein paßte vortrefflich zu der heiteren Ge-

müthsstimmung der Königin, die nach dem Frühstücke ihren gewohnten Spaziergang machte, begleitet von dem Herzog, Elysée und Frau von Silvis, die an Stelle der beurlaubten Prinzeß Colette den Dienst der Ehrendame versah. Die Königin durchschritt an der Spitze der kleinen Gesellschaft die schattigen, von Epheu eingesäumten Alleen des Parks, und wandte sich oft zurück, um in ihrer entschiedenen Art, die ihre weibliche Grazie aber nicht im mindesten beeinträchtigte, ein Wort oder einen Satz in die Unterhaltung der hinter ihr Gehenden zu werfen. Heute war sie gerade besonders lebhaft und heiter. Am Morgen waren Nachrichten aus Illyrien angelangt, welche von dem außerordentlich guten Eindrucke der Abdankung berichteten und davon erzählten, wie beliebt schon bei dem Volke der Name Leopold V. sei. Elysée Méraut triumphirte.

„Sagte ich Ihnen nicht gleich, Herr Herzog, daß sie sich noch leidenschaftlich verlieben werden in ihren kleinen König... Die Kindheit, sehen Sie, die Kindheit allein ist im Stande, die alte Liebe wieder neu aufleben zu machen.... Es ist wie eine neue Religion, die wir ihnen dadurch eingeflößt haben, ein neuer Glaube mit seiner ganzen Inbrunst, seiner ganzen Unschuld..."

Und mit einer heftigen, ihm eigenthümlichen Geberde seine gewaltige Mähne mit beiden Händen zurückwerfend, brach er in einen jener leidenschaftlich beredten Ergüsse aus, die ihn vollständig verwandelten, gleichwie der in Lumpen auf dem Erdboden zusammengekauerte Araber nicht mehr wiederzuerkennen ist, sobald er zu Pferde sitzt.

„Da haben wir's," sagte die Marquise leise mit abgespannter Miene, während die Königin, um besser zu hören, sich an den Rand der Allee in den Schatten eines Baumes

setzte. Die Anderen blieben respectvoll vor ihr stehen; nach und nach aber lichtete sich die Zuhörerschaft. Als erste zog Frau von Silvis sich zurück, um ostentativ gegen den Verhaßten zu protestiren, was sie bei keiner Gelegenheit zu thun versäumte; der Herzog wurde zu irgend einem Geschäfte abgerufen. Die Beiden blieben allein. Elysée bemerkte nichts davon und fuhr in seiner Rede fort, aufrecht stehend in dem vollen Sonnenlichte, das auf seinen durch die Begeisterung veredelten Zügen spielte wie auf den gemeißelten Linien eines harten Steines. Jetzt war er schön, von einer geistigen, fesselnden, unwiderstehlichen Schönheit, welche die Königin zu plötzlich traf, als daß sie ihre Bewunderung hätte verbergen können. Sah er dies in ihren schimmernden Augen? Erhielt er als Wiederhall seiner Rede jene Erschütterung, welche eine zu lebhafte und in unmittelbarer Nähe aufflammende Empfindung dem Menschen mittheilt? Er stotterte zuerst noch einige Worte hervor, brach dann, am ganzen Körper bebend, kurz ab, und heftete auf die zur Erde blickende Königin, auf ihre in den zitternden Sonnenstrahlen wie lauteres Gold schimmernden Haare einen langen, verzehrenden Blick, glühend wie ein Geständniß seiner Liebe .... Friederike fühlte diesen flammenden Blick auf ihr Haupt herniederstrahlen wie eine Sonne, blendender und verwirrender als jene am Firmamente, aber sie hatte nicht die Kraft, sich abzuwenden. Und als Elysée, entsetzt von den Worten, die sich ihm auf die Lippen drängten, sich gewaltsam losriß und hinwegeilte, da schien es ihr, so ganz erfüllt war sie von diesem Manne und seiner magnetischen Kraft, als ob ihr Leben sie plötzlich verließe; es überkam sie eine Art geistiger Ohnmacht, und vernichtet sank sie auf die Rasenbank zurück ....

Dunkle Schatten schwebten über den gewundenen Kieswegen. Das Wasser murmelte in dem Becken des Springbrunnens, mit seinem Hauche den herrlichen Sommernachmittag erfrischend. Man hörte in dem ganzen blühenden Garten nichts als das unbestimmte Summen der Insecten über den duftenden Kelchen und das trockene Knattern des Karabiners, mit welchem der kleine König am Ende des Parkes nach der Scheibe schoß.

Inmitten dieser Ruhe kam die Königin wieder zu sich, zuerst durch eine Bewegung des Zornes, der Auflehnung. Sie fühlte sich verletzt, beschimpft durch diesen Blick... War es denn möglich? Träumte sie nicht?... Sie, die hehre Friederike, die in dem rauschenden Wirbel der Hoffeste jede ihr dargebrachte, von den Besten und Berühmtesten ihr dargebrachte Huldigung verächtlich zurückgewiesen hatte, sie, die ihr stolzes Herz so hoch hielt, sie sollte jetzt dasselbe Herz diesem hergelaufenen Proletarier, diesem Webersohne überlassen?! Thränen beleidigten Stolzes brannten ihr in den Augen. Und in dem wilden Treiben ihrer Gedanken tönte ihr ein prophetisches Wort des alten Rosen ins Ohr: „Die zersetzende Wirkung des Exils..." Ja, das Exil allein mit seiner entehrenden Vermischung der Stände konnte diesem Knechte, diesem Nichts gestatten... Je mehr sie ihn aber mit ihrer Verachtung zu überhäufen suchte, desto stärker drang die Erinnerung an seine unschätzbaren Dienste auf sie ein. Was wäre ohne ihn aus ihr und ihrem Hause geworden? Sie gedachte ihrer ersten Begegnung mit ihm, und wie sie sich bei seinem Rufe neu aufleben gefühlt hatte. Seitdem, während Christian seinen Vergnügungen nachjagte, wer hatte da die Leitung ihrer Geschicke in seine starke Hand genommen, wer

hatte die Mißgriffe und Verbrechen immer wieder gut zu machen gewußt? Und diese unermüdliche, tagtäglich sich erneuende Hingebung, so viel Talent, so viel Feuer, eine so geniale Begabung hingeopfert für eine selbstlose Aufgabe, ohne Gewinn, ohne Ruhm für den, der alles that! Und das Ergebniß dieses Schaffens ihr kleiner König, der echte, rechte König, auf den sie so stolz ist, der zukünftige Herrscher Illyriens... Bei diesem Gedanken übermannte sie ein alles fortreißender Ausbruch zärtlicher Dankbarkeit, und der Minute gedenkend, während welcher sie sich bei dem Volksfeste in Vincennes auf den starken Körper Elysées gestützt hatte, schloß sie wie damals die Augen und ließ sich im Geiste in köstlichster Hingebung auf das hochsinnige, ihr so treu ergebene Herz hinsinken, dessen Pochen gegen ihre Brust sie zu fühlen glaubte...

Da ertönte plötzlich nach einem Schusse, der die Vögel in den Zweigen aufflattern machte, ein furchtbarer Schrei, einer jener Kinderschreie, wie sie die Mütter in ihren unruhegequälten Träumen hören, ein entsetzlicher Hülferuf, welcher den Himmel umdüsterte und den Garten wie zu dem Rahmen eines ungeheuren Schmerzes erweiterte. Hastige Schritte wurden in den Alleen hörbar; die rauhe, veränderte Stimme des Hofmeisters rief von dem Schießstand her. Mit einem Sprunge war Friederike dort.

Von schattigen Buchen umgeben, mit Glycinen, Hopfen und anderen hohen Gewächsen aus fetter Erde bestanden, breitete sich hier das Ende des Parkes aus. An eisernem Gitterwerke hingen Pappschachteln, von regelmäßigen, kleinen, grausamen Löchern durchbohrt. Friederike sah ihr Kind auf den Boden hingestreckt, das nach oben gewendete Gesicht wachs-

bleich und nur in der Gegend des rechten Auges geröthet, unter dessen geschlossenen Wimpern einzelne Blutstropfen wie Thränen hervorperlten. Elysée, nahe dabei auf den Knieen liegend, rang die Hände und schrie: „Ich war es... ich war es..." — Im Vorbeigehen hatte der gnädigste Herr ihn aufgefordert, seine Waffe zu versuchen, und in Folge eines entsetzlichen Zufalles hatte die von einem Eisenstabe des Gitters zurückprallende Kugel... Aber die Königin hörte nicht auf seine Worte. Ohne einen Schrei, ohne eine Klage laut werden zu lassen, ganz Mutter und nur auf Rettung bedacht, ergriff sie das Kind und trug es in ihrem Kleide zum Springbrunnen; die zur Hülfe herbeieilenden Hausleute wies sie mit stummer Handbewegung ab, stützte ihr Knie auf die steinerne Brüstung, legte den leblosen Körper des kleinen Königs darauf und ließ den Wasserstrahl über das angebetete Gesicht hinwegrieseln, das die blonden Haare unheimlich bedeckten bis zu dem blutunterlaufenen Lide und dem entsetzlichen rothen Flecken, den das Wasser wegwusch, der aber immer wieder, ganz klein und stets lebhafter gefärbt, zwischen den Wimpern hervordrang. Sie sprach nicht, sie dachte sogar nicht. In ihrem zerknitterten, durchnäßten, ihren schönen Körper wie den einer Marmornajade abzeichnenden Battistkleide beugte sie sich auf ihren Kleinen herab und spähte unbeweglich in sein Gesicht. Welche Minute, welch tödtliche Erwartung! . . . Nach und nach, durch das frische Wasser wiederbelebt, erschauerte der Verwundete, dehnte seine Glieder wie zum Erwachen und begann zu stöhnen.

„Er lebt!" rief sie mit einem Freudenschrei.

Dann erhob sie den Kopf und sah vor sich Méraut, dessen fahle, entstellte Züge um Gnade zu flehen schienen. Die Er-

innerung an die Vorfälle auf der Rasenbank kam ihr wieder, vermischt mit der entsetzlichen Ueberraschung durch die Katastrophe, — die Erinnerung an ihre beispiellose, so rasch an ihrem Kinde geahndete Schwäche. Ein unsäglicher Grimm erfaßte sie gegen diesen Menschen, gegen sich selbst . . .

„Geh, geh, und daß ich dich nie mehr wiedersehe!“ schrie sie ihm mit einem schrecklichen Blicke zu. Es war ihre Liebe, die sie laut vor Allen bekannte, um sich dafür zu bestrafen, sich davon zu heilen, — ihre Liebe, die sie ihm als Beleidigung mit diesem beschimpfenden Duzen in's Angesicht schleuderte.

XVI.

Das Krankenzimmer.

„Es war einmal im Lande Oldenburg eine Gräfin von Ponikau, welcher die Zwerge an ihrem Hochzeitstage drei goldene Brödchen gegeben hatten . . .“

So erzählt Frau von Silvis in dem Dunkel eines nachtschwarzen Zimmers, dessen Fenster geschlossen, dessen Vorhänge bis zur Erde herabgelassen sind. Der kleine König liegt ausgestreckt in seinem Bette; die Königin sitzt bei ihm wie ein weißes Phantom und kühlt die verbundene Stirn mit Eisumschlägen, die sie alle zwei Minuten erneuert, Tag und Nacht, seit einer ganzen, langen Woche. Wie hat sie es aushalten können, ohne Schlaf und fast ohne Essen, immer nur an dem kleinen Krankenlager sitzend, in den Zwischenräumen zwischen zwei Umschlägen die Hände ihres Sohnes in den ihren haltend und mit deren Eisesfrische das Fieber kühlend, das sie in dem schwachen Pulse des Kranken erspäht und fürchtet?

Der kleine König will seine Mutter immer, ununterbrochen, um sich haben. Das Dunkel des großen Gemaches bevölkert sich für ihn mit drohenden Schatten und entsetzenerregenden Bildern. Die Unmöglichkeit zu lesen, zu spielen,

sich irgendwie zu beschäftigen, versenkt ihn in eine Schlafsucht, eine Erstarrung, welche die Königin beunruhigt.

„Leidest du?“ fragt sie ihn alle Augenblicke.

„Nein . . . Ich langweile mich . . .“, antwortet das Kind mit schwacher Stimme; und um diese Langeweile zu verscheuchen, um das traurige Gemach mit glänzenden Erscheinungen zu erfüllen, hat Frau von Silvis ihre phantastischen Märchen wieder hervorgeholt, alle die alten Zaubergeschichten voll von ehrwürdigen deutschen Schlössern, von tanzenden Kobolden am Fuße des Thurmes, in welchem die Prinzessin den blauen Vogel erwartet und an ihrem gläsernen Rocken spinnt.

Die Königin ist trostlos beim Anhören dieser unendlichen Geschichten; es kommt ihr vor, als zerstöre man das so mühsam von ihr vollbrachte Werk, als sei sie verurtheilt, der stückweisen Abtragung einer stolz in die Höhe strebenden Triumphsäule beizuwohnen. Das ist es, worauf sie in dem sie umgebenden Dunkel während der langen, langen Stunden hinstarrt, viel mehr bekümmert davon, daß ihr Kind wieder Frauenhänden anheimfällt, wieder in die Schwäche des „kleinen Zara“ zurücksinkt, als von der Verwundung selbst, deren ganze Schwere sie noch nicht kennt. Wenn der Arzt mit dem Lichte in der Hand die Binde für einen Augenblick entfernt und durch einen Tropfen Atropin die Empfindlichkeit des verletzten Auges wieder zu beleben sucht, dann ist es eine Beruhigung für die Mutter, daß der kleine Kranke keinen Laut des Schmerzes von sich giebt, die Untersuchungen des Arztes nicht abzuwehren strebt. Niemand wagt ihr zu sagen, daß diese Unempfindlichkeit, dieses Schweigen aller Nerven, im Gegentheile den Tod des Organs bedeutet. Die zurückprallende Kugel hatte zwar etwas von ihrer Kraft eingebüßt, aber doch

noch eine Ablösung der Netzhaut zu bewirken vermocht, — das rechte Auge war unwiderruflich verloren. Alle Bemühungen zielten jetzt nur noch darauf ab, das andere Auge zu erhalten, das in Folge der wechselseitigen Beziehung, welche zwischen den beiden Augen besteht und aus dem Gesichtssinne ein einziges Werkzeug mit doppelter Ausstrahlung macht, ebenfalls bedroht war. Ach, wenn die Königin den ganzen Umfang ihres Unglücks ahnte, sie, die fest davon überzeugt ist, daß Dank ihrer Pflege und aufopfernden Zärtlichkeit der Unfall keine dauernden Folgen zurücklassen werde, und die dem Kinde schon von ihrem ersten gemeinsamen Ausgange spricht.

„Leopold, freuen Sie sich nicht schon darauf, eine hübsche Promenade im Walde zu machen?“

Ja wohl, Leopold freut sich sehr darauf. Er will, daß man ihn zu jenem Feste führe, das er einmal mit seiner Mutter und seinem Hofmeister besucht hat. Dabei fällt ihm plötzlich ein:

„Wo ist denn eigentlich Herr Elysée? ... Warum kommt er gar nicht zu mir?“

Man sagt ihm, daß sein Lehrer für längere Zeit verreist sei. Diese Erklärung genügt ihm. Das Sprechen, das Denken sogar ermüdet ihn; er fällt immer wieder in seine Apathie zurück, in das verschwommene Dämmerreich, das die Kranken vor ihrem inneren Auge heraufbeschwören, indem sie ihre Träume mit dem sie umgebenden Orte und den Gegenständen um sie her vermischen, deren Bewegung und Geräusch man für sie fürchtet, von ihnen fernhält. Man kommt und geht auf den Zehen; verhaltenes Flüstern kreuzt sich mit leisen Schritten. Die Königin hört nichts, kümmert sich um nichts,

als um die Erneuerung der Umschläge. Zuweilen öffnet Christian die Thür, die in Folge der in dem abgeschlossenen Zimmer herrschenden Hitze stets nur angelehnt ist, und sagt mit einer gezwungen heiteren, sorglosen Stimme irgend ein Scherzwort zu seinem Sohne, um diesen zum Lachen oder wenigstens zum Sprechen zu bringen. Aber seine Stimme klingt wie ein Mißton in der noch allzu frischen Erinnerung der Katastrophe, und das Kind hat Furcht vor dem Vater. Das kleine, betäubte Gehirn, das noch wie erfüllt scheint von dem verwirrenden Pulverrauche des Schusses, hat eine traumhafte Erinnerung an frühere Vorkommnisse bewahrt, an das verzweiflungsvolle Warten der Königin, an ihr Verhalten in der Nacht, da sie mit ihm drei Stock hoch hinabspringen wollte ... Das Kind antwortet ganz leise, mit zusammengepreßten Zähnen. Dann wendet sich Christian an seine Frau: „Sie tödten sich, Friederike, Sie sollten ein wenig ruhen . . . Schon dem Kinde zu Liebe ...“ Flehend preßt die Hand des kleinen Kranken die der Mutter, welche ihn in derselben stumm beredten Art beruhigt: „Nein, nein, habe keine Furcht, ich verlasse dich nicht ...“ Sie wechselt einige kühle Worte mit ihrem Gatten und überläßt ihn dann wieder seinen traurigen Gedanken.

Der seinem Sohne zugestoßene Unfall beschließt für Christian eine ganze Reihe von Unglücksfällen. Er fühlt sich allein auf der Welt, verzweifelnd, vernichtet. Ach, wenn seine Frau ihn doch wieder gnädig aufnehmen wollte ... Er empfindet wie alle Schwächlinge das Bedürfniß, sich im Unglücke an Jemanden anzuschließen, den Kopf an ein Freundesherz zu legen, um sich durch Thränen, durch reumüthige Geständnisse zu erleichtern und dann wieder mit frischer Kraft an neue Lustbar-

keiten, an neue Treubrüche zu gehen. Aber das Herz Friederikens ist auf ewig für ihn verloren; und nun will auch das Kind nichts mehr von seinen Liebkosungen wissen! All das sagt er zu sich selbst, wenn er in dem finsteren Krankenzimmer am Fußende des Bettes steht, während die Königin Eis aus einer Schale nimmt, den feuchten Umschlag daran kühlt, die kleine, kranke Stirn sorglich erhebt und küßt, um zu fühlen, ob sie noch immer so heiß ist, und Frau von Silvis mit unerschütterlicher Ruhe dem legitimen Herrscher der Königreiche Illyrien und Dalmatien die Geschichte von den drei Goldbrödchen erzählt.

Christian verläßt das Zimmer, ohne daß man sein Weggehen mehr beachtete als sein Kommen, und irrt traurig umher in dem stillen Hause, das der alte Rosen, der mit aufrechtem Gange und wackelndem Kopfe zwischen dem Schlosse und den Dienstgebäuden hin- und hergeht, in gewohnter musterhafter Ordnung erhält. In Treibhaus und Garten blüht Alles lustig fort, und die durch die Wärme belebten Bisamäffchen erfüllen ihren Käfig mit munteren Schreien und Sprüngen. Der Pony des kleinen Königs, den ein Reitknecht spazieren führt, macht seinen täglichen Gang auf dem strohbedeckten Hofe, bleibt an der Treppe stehen und wendet seinen Kopf mit den nußbraunen Augen traurig nach der Seite, von wo sonst sein Herr herunterzukommen pflegte. Das Schloß macht noch immer denselben eleganten und bequemen Eindruck wie früher; aber es liegt wie eine Erwartung und Hoffnung auf dem still dahinschleichenden Leben, ein Schweigen wie das nach einem krachenden Donnerschlage. Am ergreifendsten aber wirken die drei Jalousieen dort oben, die immer hermetisch geschlossen bleiben, auch wenn alles sich der frischen Luft, dem belebenden

Lichte öffnet, und die das Geheimniß des Schmerzes und der Krankheit hinter sich verbergen.

Méraut, der aus dem Hause gejagte Méraut, der sich in der Nähe eingemiethet hat und fortwährend die Stätte seines früheren Wirkens umschleicht, blickt mit tödtlicher Verzweiflung zu diesen geschlossenen drei Fenstern auf. Das ist seine Folter, seine Strafe. Jeden Tag naht er mit der Furcht, sie weit geöffnet zu finden, um den Dampf eines erloschenen Lichtes hinauszulassen. Die gewöhnlichen Besucher dieses Theils von St. Mandé kennen ihn schon. Die Kuchenverkäuferin, welche ihre Klapper ruhen läßt, wenn der große Bursche mit dem unglücklichen Gesichte vorübergeht, die Ball- und Kugelspieler, der in seiner Holzbude hausende Pferdebahn-Beamte, sie alle halten ihn für etwas verrückt; und seine Verzweiflung nähert sich in der That dem Wahnsinne. Nicht der Liebende in ihm leidet; die Königin hat wohl daran gethan, ihn aus ihrer Nähe zu verjagen, er verdiente nichts Besseres! Seine Leidenschaft verschwand vor dem entsetzlichen Zusammenkrachen seiner Hoffnungen. Geträumt zu haben, einen König zu bilden, dieser hohen Aufgabe gelebt zu haben, und dann mit eigenen Händen alles zu zerstören, zu vernichten! Die Eltern selbst litten vielleicht mehr in ihrer verletzten Zärtlichkeit, ihre Verzweiflung aber konnte nicht größer sein als die seine. Er hatte ja nicht einmal den Trost, den Kranken pflegen, ihm eine ununterbrochene Sorgfalt widmen zu dürfen. Kaum daß er sich einige Nachrichten verschaffen konnte, da die Dienstboten ihm in Folge des Unfalls einen finstern Groll zeigten. Nur von einem Waldhüter, der zuweilen ins Haus kam, erfuhr er die in der Dienststube umlaufenden Gerüchte, stets übertrieben durch die dem niederen Volke innewohnende Sucht nach Ver-

größerung des Schrecklichen. Bald war der kleine König ganz erblindet, bald von einer Gehirnentzündung heimgesucht, dann hieß es, die Königin wolle sich zu Tode hungern; und der traurige Elysée lebte den ganzen Tag lang mit diesen trostlosen Gerüchten im Herzen, irrte im Walde umher, so lange ihn seine Beine zu tragen vermochten, und kam dann an den Saum des Gehölzes, wo das hochgewachsene Gras am Sonntag von den Spaziergängern niedergetreten wurde, die Woche über jedoch ungestört blieb, um nach dem todtstillen Hause hinüber zu spähen.

Eines Abends hatte er sich bis auf die frische Wiese selbst vorgewagt, welche das Gehölz von dem Hause trennte; an letzterem allein, das die verlöschenden, durch die verschlungenen Zweige fallenden Sonnenstrahlen auffing, hingen seine gramerfüllten Blicke. Die Kugelspieler entfernten sich, die Parkwächter begannen ihre Abendrunde; die Schwalben schwebten in großen Kreisen über dem hohen Grase, auf die in der sinkenden Sonne spielenden Mücken Jagd machend. Die Dämmerstunde war von einer besonderen Melancholie. Elysée vertiefte sich in dieselbe, müde an Geist und Körper, und ließ alle seine Erinnerungen, alle seine Befürchtungen in sich laut werden, wie es dem Menschen so nahe liegt innerhalb des lautlosen Schweigens der Natur, während dessen die inneren Kämpfe auf desto größere Beachtung rechnen dürfen, sich desto lauter vernehmen lassen. Plötzlich tauchten vor seinem achtlos ins Blaue hineinstarrenden Blicke der unsichere Gang Boscovich's, dessen Quäkerhut, weiße Weste und helle Gamaschen auf. Der Herr Rath kam mit ganz kleinen Weiberschritten eilfertig dahergetrippelt, augenscheinlich sehr erregt, in der Hand einen sorgfältig in's Taschentuch eingeschlagenen

Gegenstand tragend. Er schien gar nicht überrascht von dem Anblicke Elysées und begrüßte ihn, als ob nichts vorgefallen wäre, mit der natürlichsten Miene der Welt.

„Sie sehen einen sehr glücklichen Menschen vor sich, mein lieber Méraut.“

„O du grundgütiger Gott! . . . Sagen Sie schnell! . . . Hat sich der Zustand des gnädigen Herrn . . .“

Der Botaniker setzte eine angemessene Miene auf, um zu antworten, daß der Zustand des gnädigen Herrn noch immer derselbe sei; absolute Ruhe, verhängtes Zimmer, schmerzliche, o gewiß, sehr schmerzliche Ungewißheit. Dann, rasch abspringend:

„Rathen Sie, was ich hier habe . . . Nehmen Sie sich in Acht, Sie könnten die Erde ablösen . . . den Stengel einer Waldrebe, aber nicht der gemeinen Waldrebe, wie sie sonst hierzulande vorkommt . . . Clematis Dalmatica . . . eine ganz besondere Zwergart, die sich nur daheim bei uns vorfindet . . . Zuerst zweifelte ich selbst, wollte meinen Augen nicht trauen . . . Schon seit dem Frühling überwache ich sie . . . Aber es ist richtig, derselbe Stiel, dieselbe Blüthe, derselbe Duft zerriebener Mandeln . . .“

Und mit unendlichen Vorsichtsmaßregeln sein Taschentuch auseinander faltend, zeigte er auf ein zartes, gewundenes Pflänzchen, dessen milchweiße Blüthe kaum von den schwach gefärbten Blättern zu unterscheiden war. Méraut versuchte ihn auszufragen, ihm noch andere Nachrichten zu entreißen; der Sammelwüthige aber gehörte jetzt ganz seiner Leidenschaft, seiner Entdeckung. Es war in der That ein sonderbarer Zufall, der diese kleine Pflanze, die einzige Vertreterin ihres Geschlechtes, hunderte von Meilen von ihrer Heimath ent=

fernt, zur Entwicklung gebracht hatte. Die Blumen haben ihre Naturgeschichte, aber auch ihren Roman; und diesen wiederholte der Herr Rath sich selbst, indem er glaubte, ihn Elysée zu erzählen.

„Durch welche eigenthümliche Bodenbeschaffenheit, in Folge welcher geologischen Geheimnisse, konnte das auf den Flügeln des Windes herbeigetragene Samenkörnchen an dem Fuße einer Eiche in St. Mandé Wurzel fassen? Aehnliche Fälle kommen zuweilen vor. So hat einer meiner Freunde, ebenfalls Botaniker, in den Pyrenäen einmal eine in Lappland heimische Pflanze gefunden. Das hängt von gewissen Luftströmungen einerseits, von eingesprengten Erdschichten andererseits ab ... Hier aber liegt das Wunderbare darin, daß dieses winzige Samenkorn gerade in der Nähe seiner ebenfalls aus der Heimath vertriebenen Landsleute aufgegangen ist ... Und sehen Sie nur, wie wohl sich das Pflänzchen befindet ... Kaum um einen Ton blasser durch das Exil, die kleinen Sprossen aber frisch und bereit, sich in die Höhe zu ranken ...“

So stand er in der Abenddämmerung, seine dalmatinische Waldrebe in der Hand, mit glückstrahlender Bewunderung unbeweglich auf sie niederblickend. Plötzlich aber raffte er sich auf:

„Wetter! Es wird spät ... Ich muß nach Hause ... Adieu.“

„Ich gehe mit Ihnen,“ sagte Elysée.

Wie angedonnert blieb Boscovich stehen. Er hatte der Scene am Springbrunnen beigewohnt und kannte die Art, in welcher der Hofmeister das Haus verlassen hatte, wenn er sie auch nur dem Unfalle selbst zuschrieb ... Was wird man denken? Was wird die Königin sagen?

„Es wird mich Niemand sehen, Herr Rath . . . Sie führen mich durch den Garten, und ich schleiche mich dann bis an das Zimmer . . .“

„Was! Sie wollten . . .?“

„Nur in die Nähe des Königs kommen, ihn einen Augenblick sprechen hören, ohne daß er eine Ahnung von meiner Anwesenheit hätte.“

Der schwache Boscovich jammerte und sträubte sich, ging aber dabei doch immer vorwärts, gefolgt von Elysée, der sich nicht im mindesten an seine Einwendungen kehrte.

Ach, welche Erregung Elysée ergriff, als die kleine Gartenpforte sich in ihren Angeln drehte und er sich an demselben Platze wiederfand, an welchem ein Blitz aus heiterem Himmel sein Leben zerstört hatte . . .

„Erwarten Sie mich hier,“ sagte der an allen Gliedern zitternde Rath, „ich werde Sie benachrichtigen, wenn die Dienstboten bei Tische sind . . . Derart werden Sie auf der Treppe Niemandem begegnen . . .“

Seit jenem Unglückstage war Niemand mehr auf den Schießplatz gekommen. In den zertretenen Hecken und dem durch hastiges Hin- und Herlaufen aufgewühlten Sande zeigte sich noch die Bewegung des unseligen Vorgangs. Dieselben durchlöcherten Schachteln hingen noch an dem Gitterwerke, und das Wasser des Springbrunnens floß in das Becken wie eine Quelle unaufhaltsam hervorbrechender Thränen, noch düsterer erscheinend unter dem trüben Dämmerlichte . . . Elysée glaubte die schluchzende Stimme der Königin zu hören, jenes: „Geh' . . . geh' . . .“, das ihn in der Erinnerung noch wie eine Wunde und eine Liebkosung zugleich berührte . . . Boscovich kam zurück, und sie schlichen beide an den Gebüschen

entlang bis zum Hause. In der auf den Garten gehenden Glasgallerie, dem früheren Unterrichtszimmer, lagen die Bücher auf dem Tische, standen die beiden für Lehrer und Schüler vorbereiteten Stühle, mit der grausamen Ruhe lebloser Gegenstände die nächste Lehrstunde erwartend. Der Anblick war herzzerreißend, wie die beklemmende Stille der Räume, in denen das Kind fehlt, das sie sonst mit seinem Singen und Laufen erfüllt hat, deren engen Kreis es sonst unzählige Male täglich lachend und springend durchmessen hat.

Sie stiegen, Boscovich voran, die hellerleuchtete Treppe hinauf, und Elysée trat in das Vorgemach des Krankenzimmers, das ebenfalls so dunkel gehalten war wie dieses, um auch den kleinsten Lichtstrahl abzuwehren. Nur ein Nachtlicht brannte in einem seitwärts liegenden Alkoven zwischen Medicinflaschen und Gläsern.

„Die Königin und Frau von Silvis sind bei ihm . . . Halten Sie sich nur recht still und kommen Sie rasch zurück.“

Elysée hörte ihn gar nicht mehr, denn er war schon auf der Schwelle der halboffenen Zwischenthür, andachtsvoll sich sammelnd, mit pochendem Herzen. Seine Blicke konnten das dichte Dunkel nicht durchdringen; er sah nichts, sondern hörte nur eine aus dem Hintergrunde des Zimmers kommende, das Nachtgebet hersagende Kinderstimme, in welcher die des kleinen Königs schwer wiederzuerkennen war, so müde, verdrossen und gelangweilt erklang sie. Bei einem der zahlreichen „Amen“ stockte das Kind und fragte:

„Mutter, muß ich auch noch das Gebet der Könige sagen?“

„Gewiß, mein Liebling,“ antwortete die schöne, ernste

Stimme, deren Klangfarbe sich ebenfalls verändert hatte und leicht zitternd austönte, wie ein von Scheidewasser tropfenweise angeätztes Metall.

Zögernd wandte der Kleine ein:

„Ich glaubte nämlich . . . Es schien mir, als ob es jetzt nicht mehr der Mühe lohne . . .“

„Und warum?“ fragte die Königin lebhaft.

„Oh,“ sagte der kindliche König mit altkluger Betonung, „ich denke, daß ich den lieben Gott um ganz andere Dinge zu bitten hätte als um das, was in diesem Gebete steht . . .“

Sofort aber setzte er mit einem erneuten Aufschwung seines gutmüthigen Naturells hinzu:

„Gleich, Mutter, gleich, weil Sie es wünschen . . .“

Und er begann langsam, mit resignirter Stimme, das Gebet herzusagen:

„Mein Herr und Gott, du hast deinen Diener auf
„den Thron gesetzt; aber ich bin ein Kind, unkundig
„der eigenen Führung und betraut mit der Leitung
„deines auserwählten Volkes . . .“

An dem anderen Ende des Zimmers wurde ein ersticktes Schluchzen hörbar. Die Königin erschauerte . . .

„Wer ist da? . . . Sind Sie es, Christian?“ fügte sie bei dem Geräusche der sich schließenden Thür hinzu . . .

* * *

Nach Ablauf einer Woche erklärte der Arzt, daß man den kleinen Kranken nicht länger mit dem finsteren Zimmer quälen dürfe, und daß es Zeit sei, ihn allmälig wieder an das Licht zu gewöhnen.

„Jetzt schon!“ sagte die Königin. „Man hatte mir doch versichert, daß es länger als einen Monat dauern werde.“

Der Arzt hatte nicht das Herz, ihr zu sagen, daß das Auge todt, vollständig, hoffnungslos verloren, eine weitere Abschließung des Kranken also unnütz sei. Er half sich mit einer jener unbestimmten Phrasen, wie das ärztliche Mitleid allein sie zu drechseln versteht. Die Königin begriff die Wahrheit nicht, und aus ihrer Umgebung hatte Niemand den Muth, sie ihr zu enthüllen. Man überließ dies dem Pater Alpheus, da die Religion das Vorrecht hat, alle Wunden zu behandeln, auch diejenigen, die sie nicht zu heilen vermag. In seiner unverblümten, harten Redeweise ließ der Mönch, der das Wort Gottes wie einen Knüttel handhabte, den schrecklichen Streich auf sie niederfallen, der alle ihre stolzen Hoffnungen zerschmettern mußte. An dem Unglückstage selbst hatte in erster Linie die Mutter gelitten, als sie den Schrei ihres Kindes hörte, ihren armen Kleinen leblos, sein Blut fließen sah. Der jetzige zweite Schmerz traf dagegen vorwiegend die Königin. Ihr Sohn verkrüppelt, auf ewig entstellt! Sie, die ihn für den Triumphzug so schön und strahlend wünschte, sie sollte den Illyriern diesen Einäugigen heimbringen! Vor Allen zürnte sie dem Arzte ob seiner Täuschung. Also selbst in der Verbannung müssen die Könige immer noch Opfer ihrer Größe und der menschlichen Feigheit sein?!

Um den allzu raschen Uebergang vom Dunkel zum Lichte zu vermeiden, verhängte man die Fenster mit grünem Stoffe; dann aber öffnete man dieselben endlich dem vollen Tageslichte, und jetzt erst konnten die Mitwirkenden des Trauerspiels einander betrachten und sehen, wie sehr sie sich in der kurzen Zeit verändert hatten. Friederike war alt geworden und mußte ihre Frisur ändern, die Haare nach den Schläfen zu niederstreichen, um die weißen Stellen zu bedecken. Der

kleine, bleiche König verbarg sein rechtes Auge unter einer Binde; und sein ganzes, von frühen Runzeln durchsetztes Gesicht schien das Gewicht dieser Binde zu tragen. Er hatte ein vollständig neues Leben zu beginnen, das Leben des Einäugigen! Bei Tische mußte er erst wieder essen lernen, da er mit Löffel und Gabel statt an den Mund an Ohr oder Stirn fuhr. Er lachte mit seinem kindlich-kränklichen Lachen über seine Ungeschicklichkeiten, und die Königin wandte sich alle Augenblicke ab, um ihre Thränen zu verbergen. Sobald er in den Garten hinabgehen durfte, traten noch andere Unannehmlichkeiten auf. Er stockte und strauchelte bei jedem Schritte, verwechselte die schräge Linie mit der geraden, fiel sogar hin oder wich furchtsam vor dem kleinsten Hinderniß zurück, hielt sich an der Hand oder an den Kleidern seiner Mutter fest und schritt die wohlbekannten Parkgänge so ängstlich entlang, als verberge sich hinter jeder Ecke ein ihm auflauernder Hinterhalt. Die Königin versuchte seinen Geist wenigstens wieder zu erwecken, aber die Erschütterung mußte zu stark gewesen sein; es schien, als ob sie mit dem Sehvermögen zugleich auch einen Theil der Denkkraft vernichtet hätte. Der arme Kleine war sich des Schmerzes wohl bewußt, den er seiner Mutter verursachte; wenn er mit ihr sprach, bemühte er sich, den Kopf hoch zu halten und sah ihr mit einem schüchternen, linkischen Blicke in die Augen, als ob er sie um Verzeihung für seine Schwäche bitte. Aber er war nicht im Stande, eine gewisse körperliche, wenn auch ganz grundlose Schreckhaftigkeit zu überwinden. So bekam er beinahe einen epileptischen Anfall, als eines Morgens, zum ersten Male seit dem Unglückstage, an dem Waldsaume ein Schuß fiel. Auch als man ihm zuerst vorschlug, seinen Pony

wieder zu besteigen, begann er am ganzen Körper zu zittern.

„Nein, nein, ich bitte Sie", sagte er, sich eng an seine Mutter schmiegend, „nehmen Sie mich zu sich in den Wagen. Ich habe zu große Furcht . . ."

„Furcht wovor?"

„Ich habe Furcht, . . . große Furcht . . ."

Weder Bitten noch Vernunftgründe halfen.

„So spannt an!" befahl die Königin schließlich mit einer Bewegung verhehlten Zornes.

Es war ein schöner Sonntag im Spätherbst, der an den Maitag erinnerte, an welchem sie nach Vincennes gefahren waren. Im Gegensatze zu damals fühlte sich die Königin heute unangenehm berührt von der in den Alleen und auf dem Rasen zerstreuten Plebejermenge. Die Heiterkeit unter freiem Himmel störte sie, von dem überall bemerkbaren Speisegeruch wurde ihr übel. Jetzt sah sie in allen diesen Gruppen, trotz des Gelächters und der Sonntagskleider, nur Elend und Traurigkeit. Das Kind versuchte durch schüchtern-leidenschaftliche Schmeicheleien und Zärtlichkeiten das schöne Gesicht aufzuhellen, dessen unmuthigen Ausdruck es verschuldet zu haben glaubte.

„Sind Sie mir böse, Mama, daß ich nicht den Pony ritt?"

Böse sei sie ihm nicht; aber wie werde er es am Krönungstage machen, wenn seine Unterthanen ihn rückberiefen? Ein König müsse doch reiten können!

Das kleine gerunzelte Gesicht wandte sich der Königin zu, um sie mit seinem einzigen Auge anzublicken und fragte:

„Glauben Sie wirklich, daß sie mich jetzt noch wollen werden, so wie ich da bin?"

Er sah in der That sehr gealtert und schwach aus. Dennoch rügte Friederike diesen Zweifel und sprach vom Könige von Westphalen, der vollständig blind sei.

„Ach, ein König zum Spaße ... Man hat ihn auch fortgeschickt.“

Da erzählte sie ihm die Geschichte Johann's von Böhmen in der Schlacht bei Crécy, wie er seine Ritter aufgefordert habe, ihn weit genug in die feindlichen Reihen zu bringen, damit er wenigstens einen einzigen Schwerthieb führen könne, und wie man sie am anderen Morgen sämmtlich todt aufgefunden habe, die Körper ausgestreckt, die Pferde aneinander gebunden.

„Das ist schrecklich ... schrecklich ...“ sagte Leopold ...

Und schaudernd starrte er vor sich hin, wie wenn er statt dieses Heldenzuges ein Märchen der Frau von Silvis gehört hätte, so klein, so schwächlich, so wenig königlich. In diesem Augenblicke verließ der Wagen den See, um in eine enge Allee einzubiegen, in welcher er kaum Platz hatte. Jemand sprang zur Seite, um auszuweichen, — ein Mann, den das Kind in Folge seiner Binde nicht zu sehen vermochte, den aber die Königin auf den ersten Blick wiedererkannte. Harten, bitteren Ernst im Gesichte, zeigte sie ihm mit einer Kopfbewegung den armen, in ihre Kleider sich verkriechenden Krüppel, ihr zerstörtes Meisterstück, die Ruine, das Wrack eines großen Geschlechtes ... Das war ihr letztes Zusammentreffen; Méraut verließ endgültig St. Mandé.

XVII.

„Fides, Spes.“

Der Herzog von Rosen trat zuerst ein.

„Es ist etwas feucht,“ sagte er ernst; „seit dem Tode meines Sohnes sind die Zimmer nicht mehr geöffnet worden.“

In der That herrschte eine schaurige Kühle und eine Grabesluft in den glänzenden Sälen des Erdgeschosses, wo die Guzlahs so stolz getönt hatten, wo alles noch so stand und lag wie in der Ballnacht. Die beiden geschnitzten Stühle für den König und die Königin thronten noch oben an der Musikertribüne, überragt von prachtvollen Notenpulten aus Schmiedeeisen. Im Kreise stehende Sessel erzählten von vornehm abgesonderten Gruppen. Bänder, Blumenreste, Fetzen verblichener Gaze, bedeckten den Boden. Man sah, daß die Tapeziere in stürmischer Hast die Behänge und Guirlanden abgerissen und sich beeilt hatten, die Thüren und Fenster der Säle zu schließen, die in einem Trauerhause von Festlichkeiten sprachen. Dieselbe Vernachlässigung herrschte in dem verwilderten, von welken Blättern erfüllten Garten, über den ein Winter hinweggezogen war ohne jede Pflege, und ein Frühling reich an wucherndem, alles verdrängendem Unkraut. In

Folge einer jener Launen der Trauernden, die alles um sich her leiden und unfruchtbar absterben sehen wollen, hatte der Herzog verboten, irgend etwas in dem Garten anzurühren; ebensowenig hatte er sich entschließen können, seine frühere Wohnung wieder zu beziehen.

Da die seit ihrer Entbindung leidende Colette mit ihrem kleinen „W" nach Nizza gegangen war, um sich zu erholen, hatte der Herzog auf die einsamen Heimfahrten nach seinem Hotel verzichtet und sich ein Bett in der Intendanz aufschlagen lassen. Jetzt dachte er auch wol daran, über kurz oder lang das Haus zu verkaufen, und begann deßhalb die kostbaren Alterthümer loszuschlagen, die es erfüllten. Daher warfen die venetianischen Spiegel, welche mit den Bildern tanzender Liebespaare, blitzender Augen und funkelnder Kronleuchter eingeschlummert waren, heute in dem grauen, kalten Lichte eines Pariser Himmels die gemeinen Züge, die gierigen Augen und die lechzenden Lippen Leemans' und seines Kumpans, des bleichen Pichery, mit dem steifgewichsten, wie Angelhaken emporstrebenden Schnurrbarte, zurück.

Wahrlich, Vater Leemans bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschung, seiner ganzen Uebung im Schachern und in jenen Schauspielerkünsten, die sämmtliche Mienenspiele der Menschenmaske zu ihrer Verfügung haben, um einen Schrei freudiger Bewunderung zu unterdrücken, als der Diener des Generals, ebenso alt und groß wie sein Herr, die stockhohen Läden an der Nordseite des Gebäudes aufstieß und klappernd zurückwarf, so daß in dem fahlen Tageslichte die zart abgestuften Holz-, Bronze- und Elfenbeintöne all der Kostbarkeiten aufblinkten, die nicht geputzt und etikettirt waren wie die der Gräfin Spalato, dafür aber reicher, ursprünglicher,

neuer. Und nicht ein einziges werthloses Stück darunter, nicht ein einziges, das in die „Sammlung von Madame Leemans“ hätte eingereiht werden müssen ... Der alte Rosen hatte nicht auf's Gerathewohl geplündert, nach Art jener Generäle, die wie ein verheerendes Wetter einen Sommerpalast durchhausen und Alles mitgehen heißen, glöckchenbesetzte Dächer und Strohbündel mit demselben Eifer fortnehmen.*) Hier gab es nur sorglich ausgewählte Wundersachen. Und es war wirklich interessant mitanzusehen, wie der alte Kunsttrödler stillstand, die Schnauze lüstern aus dem Haarwalde hervorstreckte, seine Lupe richtete, an dem Email kratzte, die Bronzestücke klingen ließ, — all das mit einer gleichgültigen, verächtlichen Miene sogar, während sein ganzer Körper vom Kopfe bis zu den Füßen, von den Fingerspitzen bis zu den äußersten Enden seiner Barthaare, vibrirte und zitterte, als stände er in Verbindung mit einer elektrischen Batterie. Gevatter Pichery bot einen nicht weniger ergötzlichen Anblick dar. Ohne jedes Gefühl für Kunst, ohne eine Spur eigenen Geschmackes, richtete er sein Mienenspiel nach dem seines edlen Genossen und rümpfte die Nase ebenso verächtlich wie dieser, um plötzlich wie angedonnert dazustehen, wenn Leemans ihm zuflüsterte, während er sich über sein Notizbuch beugte: „Das da ist unter Brüdern seine hunderttausend Franken werth ..“ Es bot sich den Beiden hier eine unschätzbare, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, sich von dem „großen Coup“ zu erholen, bei dem sie sich so wunderbar hatten übertölpeln lassen. Aber es galt, die Augen gut offen halten, denn der alte Pandurengeneral, ebenso mißtrauisch und undurchdringlich

*) Der französische General Palikao hat bekanntlich in dem Sommerpalaste des Kaisers von China derart gewirthschaftet.

wie die ganze Trödelgesellschaft zusammengenommen, folgte ihnen Schritt für Schritt und pflanzte sich hinter ihnen auf, ohne sich auch nur ein einziges Mal von ihrem Mienenspiele täuschen zu lassen.

So kam man, die Empfangssäle durchschreitend, an ein kleines, um zwei Stufen erhöhtes Zimmerchen, das in maurischem Geschmacke köstlich eingerichtet war, mit niedrigen Divans, herrlichen Teppichen, echten eingelegten Schränkchen.

„Gehört das auch dazu?“ fragte Leemans.

Der General zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Es war das Privatwinkelchen Colettens in dem weitläufigen Gebäude, ihr Lieblingsboudoir, in welchem sie ihre spärlichen Mußestunden zubrachte, ihren wenig ausgedehnten Briefwechsel besorgte. Der Gedanke durchzuckte ihn, das kleine orientalische Mobiliar, das sie so sehr liebte, für sie zu retten; aber nein, es mußte Alles verkauft werden.

„Das gehört auch dazu,“ sagte er kühl.

Leemans' Falkenblick wurde sofort von einem seltenschönen, arabischen Schränkchen mit vergoldeten und ausgestochenen Säulengängen und Schwibbogen in Miniaturarbeit gefesselt; er machte sich daran, die vielfachen Fächer und geheimen Schubladen zu untersuchen, welche den ganzen Schrank durchsetzten und den feinen, frischen Duft des Orangen- und Sandelholzes aushauchten, mit dem sie inwendig eingelegt waren. In einer derselben knitterte es, als er die Hand hineinsteckte.

„Hier sind Papiere,“ sagte er.

Sobald nach beendeter Besichtigung die beiden Trödler bis an die Thür hinausbegleitet waren, fielen dem Herzoge die in dem Schränkchen vergessenen Papiere wieder ein. Er

fand ein ganzes Packet Briefe, von einem vergilbten Bande umschlossen, von dem zarten Dufte des Holzes durchzogen. Maschinenmäßig blickte er darauf hin und erkannte die dicke, ungefüge, unregelmäßige Handschrift Christians, die seit Monaten schon durch Wechsel und Schuldscheine nur von Geld und wieder Geld zu ihm sprach. Zweifellos Briefe des Königs an Herbert . . . Doch nein! „Colette, mein theures Herz . . .“ Mit raschem Griffe zerriß er die Schnur und zerstreute das Bündel auf dem Divan, — etwa dreißig Briefchen mit Verabredungen zu Rendezvous, Danksagungen und Versicherungen aller Art, die ganze ehebrecherische Correspondenz in ihrer traurigen Plattheit, beschlossen durch Entschuldigungen für versäumte Zusammenkünfte, durch immer kühler und kühler werdende Zettel, wie die letzten Papierschnitzel an dem Schweife eines Kinderdrachens. In fast allen war die Rede von einer lästigen, nachspürenden Persönlichkeit, die Christian scherzhaft mit dem Namen des „Unglückshöflings“ oder kurzweg „U.-H.“ bezeichnete, und der Herzog dachte gerade darüber nach, wer das wol sein möge, als er am Fuße eines der spöttischen Briefe, die sämmtlich mehr frei als gefühlvoll waren, seine eigene Carricatur erblickte, seinen kleinen spitzigen Kopf auf den langen Beinen eines Strandläufers. Seine Runzeln, sein Adlerschnabel, sein zwinkernder Blick, — alles war da; und um jeden Zweifel unmöglich zu machen, stand darunter: „Unglückshöfling auf Wache am Quai d'Orsay.“

Als die erste Ueberraschung vorbei, der Schimpf in seiner ganzen Niedrigkeit begriffen war, seufzte der Alte tief auf und blieb, wie erdrückt von Scham, unbeweglich sitzen.

Daß sein Sohn betrogen worden war, wunderte ihn nicht. Aber durch diesen Christian betrogen, dem sie alles geopfert

hatten, durch denselben Christian, für den Herbert mit achtundzwanzig Jahren in den Tod gegangen war, für den er selbst sich zu ruiniren im Begriffe stand, für den er seine Siegestrophäen sogar verkaufte, damit die königliche Unterschrift nicht protestirt werde . . . Ah, wenn er sich nur rächen, von den herumhängenden Waffen zwei, gleichgültig welche, zur Hand nehmen könnte . . . Aber es ist der König! Von einem Könige fordert man keine Genugthuung. Und plötzlich, wie mit Zaubermacht, besänftigt der Klang des geheiligten Wortes seinen Zorn derart, daß er schließlich zu der Ansicht kommt, wenn Se. Majestät der König sich herabgelassen habe, mit einer seiner Dienerinnen zu spielen, so sei er noch lange nicht so schuldig wie er, der Herzog von Rosen, der seinen Sohn mit einer Sauvadon verheirathet habe. Er trage nur die Strafe für seine Habsucht . . . Dieser ganze Gedankengang nahm kaum eine Minute in Anspruch. Der Herzog verschloß die Briefe, verließ das Haus und kehrte in die Intendanz nach St. Mandé zurück, wo ihn eine Unzahl von Rechnungen und Papieren erwartete, auf denen er mehr als einmal der stockenden, dicken Schrift aus den Liebesbriefen begegnete; und Christian konnte auch nicht die entfernteste Vermuthung des Vorgefallenen hegen, wenn er, den Hof wie gewöhnlich durchschreitend, hinter den Scheiben des Intendanzfensters, so aufrecht, ergeben und wachsam wie stets zuvor, den langen Schatten des Unglückshöflings bemerkte.

Nur die Könige mit den ihren Personen anhaftenden nationalen und abergläubischen Traditionen können eine derartige Unterwürfigkeit und Hingebung einflößen, auch wenn sie derselben durchaus unwürdig sind. Unser Christian machte sich, so wie das Kind außer Gefahr war, wieder nach Kräften

„lustig“. Zuerst hatte er versucht, wieder bei Sephora anzukommen. Ja wohl, nachdem sie ihn in gemeinster und frechster Weise von sich gejagt, nachdem er die vollgültigsten Beweise ihrer Verrätherei in Händen hatte, selbst dann noch liebte er sie genug, um auf den leisesten Wink zu ihren Füßen zurückzukehren. Die Schöne gab sich jetzt ganz der Süßigkeit neuer Flitterwochen hin. Von ihrem Ehrgeize geheilt, hatte sie wieder ihr früheres ruhiges Naturell angenommen, aus welchem sie sich durch den Millionenköder hatte herauslocken lassen; sie wollte am liebsten das Haus verkaufen, alles zu Gelde machen und mit Tom, wie es braven reichgewordenen Kaufleuten geziemt, friedlich in Courbevoie leben, die Spechts durch ihren Wohlstand zu Tode ärgern. J. Tom Lévis dagegen träumte schon von neuen Coups, und der Glanz, welcher seine Frau umgab, brachte ihn auf den Gedanken, eine neumodische, luxuriösere, vornehmere Agentur einzurichten, einen Schacher in zwölfknöpfigen Handschuhen, Geschäfte, die sich unter den Blumen und Musikklängen eines Festes, auf einer Spazierfahrt im Bois de Boulogne abwickeln lassen, an Stelle des abgebrauchten, jetzt als nummerirte Droschke fungirenden Cabs eine solide Kalesche mit Livréebedienten und dem gräflichen Wappen. Es gelang ihm ohne Mühe, Sephora, bei der er sich endgültig niedergelassen hatte, zu seiner Ansicht zu bekehren; und die Säle der Avenue de Messine erschlossen sich einer Reihe von Diners und Bällen, zu denen die Einladungen im Namen des Grafen und der Gräfin von Spalato ergingen. Anfangs war es freilich etwas dünn gesät; bald aber entschloß sich das zuerst widerspenstige weibliche Element, Mr. Tom und seine Frau wie eine jener fremden Familien zu behandeln, die von weit her kommen und deren Luxus die eigenthümliche

Herkunft verdeckt. Die ganze junge Lebewelt drängte sich um Sephora, die durch ihre Abenteuer in die Mode gekommen war, und der Herr Graf hatte im ersten Winter schon ein paar hübsche Geschäfte im Zuge.

Verbieten konnte man Christian den Eintritt in die Säle natürlich nicht, die ihm so theuer zu stehen gekommen waren. Außerdem gewann das Haus an Glanz und Respectabilität durch den königlichen Gast. Er erschien also feiger- und gemeinerweise in den Gesellschaften mit der unbestimmten Hoffnung, das Herz der Gräfin auf's Neue zu gewinnen, wenn nicht durch die große Pforte, so doch durch die Hinterthüren und Dienstbotentreppen. Nachdem er sich einige Zeit in der Rolle des Hintergangenen, des Opfers, gefallen und sich allwöchentlich einmal, mit einem Gesichte so bleich wie seine Wäsche, in der vergoldeten Fensternische gezeigt hatte, wo ihn die drehenden Augen Toms überwachten, festnagelten, verlor er den Muth, blieb fort und lief den Straßendirnen nach, um sich zu betäuben. Wie jeder Mensch auf der Suche nach etwas für immer Verlorenem, irrte er überall umher, sank tief und immer tiefer, geleitet von Lebeau, dem gründlichen Kenner des Pariser Lasters, der an manchem Morgen den Nachtsack seines Herrn in sehr, sehr eigenthümliche Winkelkneipen zu bringen hatte. Ein entsetzlich schnelles Hinabgleiten von Stufe zu Stufe, das dieser kraftlosen Lüstlingsseele täglich leichter wurde, und von dem sie durch das stille traurige Daheim nicht abgelenkt werden konnte. Man amüsirte sich so wenig in St. Mandé, jetzt, da weder Méraut noch Colette mehr da waren. Leopold V. erholte sich sehr langsam; seine Studien waren Frau Eleonore von Silvis anvertraut, die nun endlich die Genugthuung hatte, ihm die Vorschriften des Abbé Diguet beibringen

zu können über die sechs Mittel, um Menschenkenntniß zu erlangen, und die sieben, um Schmeichler fernzuhalten. Traurige Unterrichtsstunden, gestört durch die Binde, welche den Kopf des kleinen Patienten nach der einen Seite hinunterzog; wie früher wohnte ihnen auch jetzt die Königin bei, mit einem herzzerreißenden Blicke auf die Clematis Dalmatica, die kleine, ebenfalls in der Verbannung aufgesproßte Pflanze, die am Fenster langsam dahinsiechte. Wohl hatten sich die Franziskaner alle Mühe gegeben, einen neuen Erzieher aufzutreiben; unter der heutigen Jugend aber findet man nicht so leicht einen zweiten Elysée Méraut. Pater Alpheus hatte seine eigenen Gedanken hierüber, behielt sie aber wohlweislich für sich, denn die Königin hatte streng verboten, den Namen des früheren Hofmeisters jemals wieder in ihrer Gegenwart auszusprechen. Dennoch wagte der Mönch, bei einer besonders wichtigen Gelegenheit dieses Verbot zu übertreten. . . .

„Madame, Elysée Méraut liegt im Sterben . . .“, sagte er eines Tages, nach dem Gratias von Tische aufstehend.

*   *   *

Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in St. Mandé hatte Méraut in Folge eines gewissen Aberglaubens, wie man etwa in dem obersten Fache seines Schrankes einen abgetragenen Rock aus der Jugendzeit aufbewahrt, den man nie mehr anziehen wird, sein Zimmer in der Straße Monsieur-le-Prince in Miethe behalten. Er kam niemals hin, ließ die Papiere und Bücher in Vergessenheit versinken, das Geheimniß des schweigsamen und stets verschlossenen Kämmerchens inmitten des geräuschvollen Treibens ringsumher fortbestehen. Eines Tages aber war er wieder da, gealtert, zerbrochen, mit fast ganz gebleichten Haaren. Die dicke

Wirthin, welche durch das Rumoren unter den am Brette hängenden Schlüsseln aus ihrer gewöhnlichen Schlafsucht aufgeschreckt wurde, hatte Mühe, ihren Miether wiederzuerkennen.

„Welchen Tanz haben Sie denn mitgemacht, mein armer Herr Méraut? . . . . . 'S ist doch eine Schande, sich so in Grund und Boden hinein zu ruiniren!“

„Ich bin in der That etwas stark mitgenommen“, sagte Elysée traurig lächelnd, und stieg mit greisenhaft gewölbtem Rücken seine fünf Treppen hinauf. Das Zimmer war noch dasselbe, mit demselben düsteren Ausblick aus den blinden Scheiben auf schwarze Dächer und klösterlich enge, viereckige Höfe, auf die Klinik und die Anatomie, — kalte, ihre trostlose Bestimmung zur Schau tragende Gebäude; zur Rechten, gegen die Rue Racine, zeigten sich die beiden steinernen Reservoire der städtischen Wasserleitung mit ihrem offenen Inhalte, in welchem sich der bleiche Himmel und die rauchenden Schornsteine wiederspiegelten. Außen hatte sich nichts verändert, nur er, er besaß nicht mehr jenes herrliche Jünglingsfeuer, das alles um sich her beleuchtet und erwärmt, und vor Hindernissen und den gewöhnlichen Schicksalsschlägen nur noch stärker aufflammt . . . Er setzte sich an seinen Tisch und versuchte zu lesen, unvollendete Arbeiten wieder aufzunehmen. Umsonst. Zwischen seine Augen und das vor ihm liegende Blatt stahl sich der vorwurfsvolle Blick der Königin; bald schien es ihm, als sitze an der anderen Seite des Tisches sein Schüler und erwarte den Beginn des Unterrichts . . . Das Herz that ihm zu weh, er fühlte sich zu einsam und verlassen, und rasch eilte er wieder hinunter, aus dem Hause. Seitdem sah man die ungelenke, lange Gestalt mit dem im Nacken sitzenden Hute, ein Packet Bücher und Zeitschriften unter dem

Arme, wieder wie früher in dem Studentenviertel umherstreifen, in den Odeongallerien die frisch aus der Presse kommenden Drucksachen durchblättern, am Quai Voltaire die in den groben Kästen liegende Schundliteratur durchstöbern, auf der Straße und in den Alleen des Luxemburg-Gartens gehend lesen, oder in der grimmigsten Kälte an eine Statue desselben gelehnt stehen und vor dem zugefrorenen Weiher heftig vor sich hin gesticuliren. Inmitten der ihn umgebenden Jugend voll Geist und Wißbegierde, welche die Zerstörer des alten Paris nicht erreichen, nicht ganz verjagen konnten, fand er einen Theil seines früheren Ungestüms wieder. Die Zuhörerschaft nur war eine andere, denn in diesem Zugvögelquartier verändert und erneut sich der Studentenstrom mit jedem Semester. Auch die Versammlungsorte waren verlegt worden; die politischen Kaffeehäuser hatten Bierkneipen Platz gemacht, in denen junge, wunderlich costümirte Mädchen bedienten, Schweizerinnen, Italienerinnen, Schwedinnen in prunkendem, von irgend einem Maler phantastisch zusammengestelltem Flitterkrame. Von den ehemaligen Nebenbuhlern Elysées um die Palme der Beredsamkeit, von den Pesquidoux im „Voltaire“ und den Larminat im „Procope“, war nur eine verschwommene Erinnerung, wie die an längst von der Bühne verschwundene Schauspieler, in den Köpfen der Kellner zurückgeblieben. Einige der damaligen Berühmtheiten hatten sich inzwischen zu hohen Posten im öffentlichen Leben aufgeschwungen, waren zu Macht und Ansehen gelangt, und zuweilen, wenn Elysée in ein Buch vertieft die Reihe der Buchläden entlang schritt, rief ihn aus einem vorbeifahrenden Wagen irgend ein berühmtes Kammer- oder Senatsmitglied an: „Méraut, Méraut!“ Man plauderte . . . „Was treibst du?

Arbeitest du?" ... Dann sprach Méraut mit gerunzelter Stirn und in unzusammenhängenden Sätzen von einem großen Unternehmen, „das ihm mißlungen sei." Kein Wort weiter. Man wollte ihn seinem thatenlosen Hindämmern entreißen, diese verlorene Kraft werkthätig ausnutzen. Aber er blieb seinen royalistischen Ideen, seinem Hasse gegen die Revolution getreu. Er verlangte nichts und brauchte Niemanden; da er noch fast das ganze, in St. Mandé verdiente Gehalt besaß, sah er sich auch nicht nach Stunden um, sondern verschloß sich in seinen alles verachtenden Schmerz, der zu groß und tief war, als daß er ihn mit Jemand hätte theilen können. Er kannte keine andere Zerstreuung, als hin und wieder einen Besuch im Franziskanerkloster, nicht nur um Neuigkeiten aus St. Mandé zu hören, sondern weil er die eigenthümliche Kapelle und ihr Heiliges Grab mit dem blutenden, bemalten Heilande liebte. Diese kindliche Mythologie, diese fast heidnische Darstellung, entzückte den Urchristen aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums. „Die Philosophen stellen Gott zu hoch," sagte er zuweilen; „man sieht ihn gar nicht mehr". Er dagegen, er sah ihn in der Nacht des Grabgewölbes; und mitten unter den Darstellungen barbarischer Folterqualen, neben der Margaretha von Ossuna, die ihre marmornen Schultern geißelte, erblickte er die Erscheinung jenes Weihnachtsabends, die Königin von Illyrien, ihre Hände vor der Krippe faltend, mit den flehend und schützend zugleich ausgestreckten Armen ihren Sohn umschließend ...

In einer stillen Nacht wurde Elysée plötzlich von einer eigenthümlichen Empfindung erweckt; langsam und schmerzlos, ohne jede Erschütterung, nur von dem Gefühl allmäliger Auflösung begleitet, stieg ihm wie eine leise anschwellende

Fluth etwas Warmes aus der Brust herauf, seinen Mund mit einer faden rothen Flüssigkeit erfüllend. Es war geheimnißvoll und unheilverkündend; das Uebel hatte sich herangeschlichen wie ein Mörder, der im Dunkeln die Thüren lautlos öffnet. Elysée erschrak nicht; er consultirte die angehenden Aerzte, mit denen er an einem Tische aß. Man sagte ihm, daß er sehr angegriffen sei. „Was ist zu fürchten?“ — „Alles.“ — Elysée befand sich im Alter von vierzig Jahren, in dem für das vagabundirende Leben entscheidenden Mannesalter, in welchem die Krankheit dem Menschen hinterrücks auflauert, ihm die Ausschweifungen oder Entbehrungen seiner Jugend theuer heimzahlt; ein um so gefährlicheres Alter, wenn, wie bei Elysée, die geistige Triebfeder zerbrochen, die Lust zum Leben vernichtet ist. Elysée behielt seine frühere Lebensweise bei, trieb sich nach wie vor in Wind und Wetter, in Sturm und Regen draußen herum, ging aus den überheizten, vom Dunste der Gasflammen und Menschen erfüllten Sälen direct hinaus in die kalte Winterluft, setzte draußen auf dem Trottoir seine Reden fort, wenn drinnen in der Kneipe die Flammen ausgedreht wurden, blieb die halben Nächte hindurch auf der Straße. Das Blutspeien kam häufiger wieder und jedem Anfalle folgte eine erschreckende, immer stärker auftretende Mattigkeit. Um nicht im Bette zu bleiben, denn die traurige Leere seines Zimmers erdrückte ihn, ging er hinunter in die Rialto-Kneipe, las dort seine Zeitungen oder träumte in einer Ecke vor sich hin. Bis zum Abend war es ruhig in dem kleinen Raume, der mit seinen hellen Eichenmöbeln und den grellfarbigen, Venedig, dessen Brücken und Kuppeln darstellenden Fresken an den Wänden, einen recht gemüthlichen Eindruck machte. Die Venetianerinnen, die am Abend so ausge-

lassen mit ihren fliegenden Geldtäschchen zwischen den Bänken umhersprangen und ihre rothen Halsketten in gefüllten Schoppen spiegelten, schliefen tagsüber an den Tischen, den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt, ihre Halskrausen und weiten Manschetten zerknitternd, oder saßen um den Ofen bei einer Handarbeit, die sie nur verließen, um mit einem Studenten ein Glas Bier zu trinken. Eine von ihnen, ein schlankes, kräftiges Mädchen mit dichten, blondschimmernden Haaren, hatte gewisse langsame, gemessene Bewegungen an sich, namentlich, wenn sie ihre Stickerei einen Augenblick ruhen ließ und zuhörte . . . Stundenlang konnte Méraut sich in ihren Anblick versenken, bis sie den Mund aufthat und eine heisere, gemeine Stimme seinen Traum verscheuchte. Bald aber fehlte ihm auch die Kraft für diese Stationen hinter den zugezogenen Vorhängen an den Fenstern des Bierhauses. Er konnte nicht mehr herunterkommen und mußte im Bette bleiben, umgeben von Büchern und Zeitungen; seine Thür ließ er halb offen, damit wenigstens das Leben und Treiben im Hause bis zu ihm gelange. Sprechen war ihm streng untersagt. So entschloß sich der Südländer denn zum Schreiben, sein Buch, sein geliebtes Buch über das Königthum wieder aufzunehmen, es mit fiebernder Hast und zitternder Hand fortzusetzen, durchschüttelt von dem Husten, der die Blätter über das Bett hin verstreute. Jetzt fürchtete er nur noch das Eine: vor Beendigung des Buches zu sterben, ebenso dahinzugehen wie er gelebt hatte, — unbekannt, unverstanden, unausgesprochen.

Sauvadon, der Onkel aus Bercy, dessen unbeholfene Eitelkeit darunter litt, seinen Lehrer in der Dachkammer zu sehen, besuchte ihn häufig. Sofort nach der Katastrophe war

er herbeigeeilt, hatte Méraut seine Börse zur Verfügung gestellt und ihn gebeten, ihm wieder wie früher „Gedanken über Alles“ beizubringen. „Ich habe selbst keine mehr, mein lieber Onkel . . .“ hatte ihm der entmuthigte Méraut geantwortet. Um ihn seiner Apathie zu entreißen, sprach der Onkel davon, ihn nach dem Süden, nach Nizza zu schicken, wo er die prachtvolle Wohnung Colettens und ihres kleinen W. theilen könne.

„Mich würde es nicht mehr kosten,“ sagte er naiv, „und Sie würde es wieder herstellen.“

Méraut aber lag nichts an seiner Herstellung; er wollte nur das Buch an demselben Platze vollenden, an dem es in ihm aufgekeimt war, inmitten des nachhaltigen, dumpfen Pariser Lärms, aus welchem Jeder die ihm zusagende Dominante heraushört. Während er arbeitete, saß Sauvadon am Fußende des Bettes, schwatzte wie immer von seiner Nichte, und ärgerte sich über den alten Narren von General, der jetzt sein Haus auf der Ile St. Louis verkaufen wolle.

„Nun frage ich Sie, was kann er nur mit dem vielen Gelde anfangen? . . . Er muß es irgendwo vergraben, der alte Geizhals . . . Uebrigens mag er damit machen, was er will . . . . Colette ist reich genug, um ihn nicht zu brauchen...“

Und der Weinhändler schlug auf seine gefüllte Hosentasche, auf sein kleines, wie eine strotzende Geldkatze gespanntes Bäuchlein.

Ein anderes Mal erzählte er Elysée, indem er ihm ein ganzes Packet Zeitungen auf das Bett warf:

„Man rührt sich in Illyrien, wie es scheint . . . Sie haben da unten eine royalistische Majorität in die Kammer gewählt . . . Ja, wenn nur der rechte Mann da wäre . . . Aber der kleine Leopold ist noch viel zu jung, und dieser Christian verwildert tagtäglich mehr . . . . Jetzt treibt er sich

mit seinem Bedienten in den ordinärsten Schenken und gemeinsten Häusern herum . . .“

Elysée hörte zu, am ganzen Körper zitternd. Arme Königin! Der Andere fuhr fort, ohne zu bemerken, was er anrichtete:

„Sie machen übrigens schöne Geschichten, unsere exilirten Gäste . . . Da hat sich wieder Prinz Axel bei dem schmutzigen Handel in der Avenue d'Antin compromittirt . . . Wissen Sie's noch nicht? Das „Familienhotel“, das unter seinem patriarchalischen Schilde unmündige Emancipirte beherbergte . . . Was für ein Skandal! Ein Kronprinz . . . Nur eins wundert mich dabei . . . Zur selben Zeit, als die Geschichte in der Avenue d'Antin aufgedeckt wurde, schrieb mir Colette, daß der Prinz in Nizza sei und daß sie der Regatta in einer von Sr. Hoheit eigens für sie gemietheten Yacht beigewohnt habe . . . Es muß also hier eine Verwechselung stattgefunden haben, was mich übrigens sehr freuen würde . . . Denn unter uns gesagt, mein lieber Méraut . . .“

Hier vertraute der brave Mann seinem Freunde unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, daß sich der königliche Prinz stark um Colette bemühe; und da diese nicht dazu angethan sei . . . . na, Sie wissen schon . . . so sei es leicht möglich, daß binnen Kurzem . . .

Das breite, gewöhnliche Gesicht des Emporkömmlings strahlte förmlich vor Lächeln:

„Denken Sie sich nur, Colette Königin von Finnland! . . Und Sauvadon aus Bercy, „mein Onkel“, Oheim des Königs! . . . Aber ich ermüde Sie . . .“

„Es ist wahr, ich bin schläfrig“, sagte Elysée, der die Augen geschlossen hatte, — ein höfliches Mittel, um den gutmüthigen, eiteln Schwätzer endlich loszuwerden.

Wie er fort war, suchte Elysée seine Papiere zusammen, um die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, — aber er konnte kein Wort schreiben, so elend fühlte er sich, so sehr hatte ihn der Ekel übermannt.

Es war ihm übel geworden bei all diesen scheußlichen Geschichten . . . Wie sie da vor ihm auf dem Bette lagen, die umhergestreuten Blätter, die Vertheidigung des Königthums, zu welcher er sein letztes bischen Blut aufgebraucht hatte, — wie er sich selbst in der elenden Dachkammer erblickte, ein alter Student mit grauen Haaren, — wie er all der verlorenen Leidenschaft, all der nutzlos vergeudeten Kraft gedachte, — — da überschlich ihn zum ersten Male ein Zweifel an seinem Thun, da ward er irre an sich selbst und fragte sich, ob er nicht sein ganzes Leben einer Täuschung hingeopfert habe . . . Ein Vertheidiger, ein Apostel für diese Könige, die sich muthwillig selbst degradiren, die ihre eigene Sache im Stiche lassen . . . ! Und während seine Blicke traurig auf den nackten Wänden umherirren, die das Licht der untergehenden Sonne nur als Wiederschein der gegenüber liegenden Fenster erhalten, sieht er in ihrem staubigen Rahmen die alte Reliquie mit dem rothen Siegel: „Fides, Spes“, die er als Andenken von dem Todtenbette seines Vaters mitgenommen hatte. Damit erscheint ihm plötzlich auch das brave Bourbonengesicht des alten Méraut, wie er es starr und steif auf dem letzten Lager gesehen hatte, entschlafen in überirdischem Vertrauen und fleckenloser Treue, — er sieht die verlassenen Webstühle vor sich aufragen und die alten zerbröckelnden Mühlen zwischen der dürren steinigen Küste und dem unerbittlichen Stahlblau des südlichen Himmels . . . Wie in einer Hallucination zieht im Verlaufe einer Minute das Königs-

viertel und seine ganze Jugend mit allen ihren Erlebnissen und Träumen an seinem geistigen Auge vorüber, das sich zu umnachten beginnt . . .

Da flüstern Stimmen, rauschen Kleiderstoffe in der halb offenen Thür. Wahrscheinlich eine Nachbarin, eine gutmüthige Kellnerin aus dem „Rialto“, die dem Fiebernden etwas zu trinken bringt. Rasch schließt er die Augen; stets derselbe Schlummer, der die lästigen Besucher verscheuchen soll. Aber es nähern sich kleine, unsichere Schritte auf den kalten Dielen. Eine sanfte Stimme murmelt: „Guten Tag, Herr Elysée.“ Sein etwas größer gewordener Schüler steht vor ihm, mit der ängstlichen Schüchternheit des Gebrechlichen den so sehr veränderten, bleichen Lehrer in dem ärmlichen Bette anblickend. Da unten, in der Thür selbst, lehnt stolz und aufrecht eine verschleierte Frau. Sie ist gekommen, ist bis in den fünften Stock hinaufgestiegen, hat die von dem Lärme der Lüderlichkeit wiederhallenden Treppen durchmessen, hat mit ihrem fleckenlosen Kleide die Thüren gestreift, an denen die herausfordernden Aufschriften sich befinden: „Mlle. Alice, Mlle. Clémence“ . . . Sie wollte nicht, daß er sterbe, ohne seinen kleinen Zara noch einmal wiedergesehen zu haben; sie selbst tritt nicht ein, sendet ihm aber ihre Verzeihung durch die kleine Hand des Kindes. Und diese Hand ergreift jetzt Elysée Méraut und drückt sie an seine Lippen; dann der hoheitsvollen Erscheinung sich zuwendend, welche er an seiner Schwelle ahnt, sagt er mit seinem letzten Athemzuge, mit dem letzten Aufflackern seines Lebens und Empfindens, leise, leise, fast unhörbar vor sich hin: „Es lebe der König!“

XVIII.

Das Ende eines Geschlechtes.

Es geht heute scharf her im Ballhause. Die ungeheure Bahn mit dem festgestampften, von den Fußtritten wie eine Rennbahn erzitternden Boden umgiebt ein großes Netz mit seinen engen Maschen; innerhalb desselben bewegen sich sechs Spieler in weißen Jacken und Turnschuhen, springend, brüllend, ihre schweren Ballnetze schwenkend. Das gedämpft durch die hohen Scheiben hereinfallende Tageslicht, das ausgespannte Netz, die heiseren Rufe, die tollen Sprünge, die fliegenden weißen Jacken, die unzerstörbare Gelassenheit, mit welcher die Saalbediensteten, sämmtlich Engländer, die ringsumher laufende Gallerie abschreiten, — man glaubt sich in eine Circusarena versetzt, auf welcher die Seiltänzer und Clowns eine Probe abhalten. Unter diesen Clowns ist einer der lautesten und tollsten Se. Königl. Hoheit der Prinz Axel, dem die Aerzte den edlen Ballsport als bestes Mittel gegen seine chronische Schlafsucht verordnet haben. Gestern erst aus Nizza zurückgekehrt, wo er einen Monat zu den Füßen Colettens zugebracht hat, feiert er durch die heutige Partie seinen Wiedereintritt in's Pariser Leben und schleudert seinen Ball mit

einem „Ha!“, das einem Fleischergesellen, und mit Armbewegungen, die einem Schlachthause Ehre machen würden, in die Luft. Da bringt man ihm mitten im schönsten Spiele die Nachricht, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche.

„Still!“ antwortet der Thronerbe, ohne auch nur den Kopf umzuwenden.

Der Diener aber läßt sich nicht abweisen und flüstert Sr. Hoheit einen Namen ins Ohr, bei dem der Prinz etwas erstaunt aufblickt und sich beruhigt.

„Gut . . . bitte zu warten . . . Ich komme bald . . .“

So wie er seinen Wurf gemacht hat, tritt er in eine der kleinen Zellen, welche längs der Gallerie liegen und gleich den Cabinetten in Badeanstalten eingerichtet, mit Bambusmöbeln versehen und zierlichen japanesischen Matten belegt sind. Dort findet er seinen Freund Rigolo mit gebeugtem Haupte auf einem Divan zusammengekauert.

„Ach, mein Prinz, was für ein Abenteuer . . .“ sagt der Ex-König von Illyrien, sein verstörtes Gesicht in die Höhe richtend . . .

Er unterbricht sich beim Anblicke des Dieners, der mit Handtüchern, wollenen und roßhaarenen Handschuhen beladen hinter dem Prinzen eintritt, um Se. Königl. Hoheit, die wie ein strammer Mecklenburger Hengst, der eben eine steile Küste hinaufgeklettert ist, schwitzt und dampft, gehörig abzureiben und zu striegeln. Bald ist die Operation beendet, und Christian fährt fort, mit bleichen Lippen und klappernden Zähnen:

„Denken Sie, was mir passirt ist . . . Sie haben wol da unten in Nizza schon von der Geschichte mit dem Familienhotel gehört? . . .“

Die Hoheit wendet ihm ihren leeren Blick zu:

„Abgefaßt? . . .“

Der König bejaht durch ein Kopfnicken, seine hübschen, unsteten Augen niederschlagend. Dann nimmt er, nachdem er eine Weile geschwiegen, das Gespräch wieder auf:

„Sie können sich die Scene vorstellen . . . Mitten in der Nacht kommt die Polizei . . . Das Mädchen weint, wälzt sich auf dem Boden, will die Beamten zerreißen, klammert sich an meine Kniee: „Hoheit, Hoheit, retten Sie mich!“ Ich will sie zum Schweigen bringen . . . Aber zu spät . . . Wie ich dem Commissär irgend einen beliebigen Namen anzugeben versuche, lacht er mir ins Gesicht . . . „Unnöthige Mühe, mein Herr . . . meine Leute haben Sie erkannt . . . Sie sind der Prinz Axel . . .“

„Danke schön! . . .“ grommelt der Prinz in sein Waschbecken . . . „Und dann? . . .“

„Meiner Treu, mein Lieber, ich war so verblüfft, so in die Enge getrieben . . . Außerdem hatte ich noch andere Gründe, die ich Ihnen sagen werde . . . Kurz, ich ließ den Mann bei seiner Ansicht, daß ich der Prinz Axel sei, fest davon überzeugt, daß die Sache keine weiteren Folgen haben werde . . . Aber es kam anders. Jetzt fängt man wieder an, davon zu sprechen, und da Sie vor den Untersuchungsrichter citirt werden könnten, möchte ich Sie inständigst bitten . . .“

„An Ihrer Stelle in's Gefängniß zu wandern?“

„Ach nein, so weit wird es nicht kommen! . . . Aber die Zeitungen werden davon reden, Namen könnten genannt werden . . . Und gerade jetzt, bei den neuesten Vorgängen in Illyrien, der royalistischen Bewegung, unserer demnächst zu erwartenden Wiedereinsetzung, würde dieser Skandal von den schlimmsten Folgen sein . . .“

Was er für ein klägliches Gesicht macht, der arme Rigolo, indem er die Entscheidung seines Vetters Axel erwartet, der schweigend seine drei gelben Haare vor dem Spiegel zurechtstreicht! Endlich entschließt sich der Prinz und Thronerbe, seinen Mund zu öffnen.

„Sie glauben also, daß die Zeitungen . . .?“ Und plötzlich wärmer werdend, fügt er mit seiner schwachen, schläfrigen Bauchrednerstimme etwas rascher hinzu: „Chic . . . sehr chic! . . . Darüber wird sich mein Onkel ein Gallenfieber an den Hals ärgern!“

Jetzt ist er fertig, nimmt sein Spazierstöckchen und stülpt den Hut auf's Ohr, — „Gehen wir frühstücken.“ Arm in Arm verfügen sich die beiden Freunde über die Terrasse des Feuillants zu dem am Tuileriengitter wartenden Wagen Christians, schwingen sich hinauf und vermummen sich bis an den Hals in ihre kostbaren Pelze, denn es ist ein herrliches, rosig-klares Winterwetter; Christian ergreift die Zügel, und wie der Wind jagt das leichte Gefährt davon, die beiden Unzertrennlichen nach dem Café de Londres entführend, Rigolo getröstet und strahlend vor Freude, Hühnerschwanz weniger verschlafen als gewöhnlich, angeregt durch die Bewegung beim Ballspiele und durch den Gedanken an den köstlichen Streich, für dessen Helden ganz Paris ihn halten wird. Wie sie den um diese Zeit wenig belebten Vendômeplatz kreuzen, steht eine junge, elegante Frau, ein Kind an der Hand haltend, am Rande des Trottoirs und überblickt suchend die Hausnummern. Die Hoheit, welche von dem Wagensitze herab mit der Gier eines seit Wochen fastenden Boulevardflaneurs jeder Schürze nachspäht, bemerkt sie und sagt leicht erregt: „Sehen Sie nur, Christian, man möchte glauben . . .“ Aber Christian hört ihn

nicht, denn er muß scharf auf sein Pferd achten, das heute ebenfalls besonders gut im Zuge ist; und als sich dann beide auf den engen Sitzen umwenden, um die schöne Vorübergehende genauer anzusehen, ist diese mit ihrem Kinde soeben in dem Thorwege eines Hauses in der Nähe des Justizministeriums verschwunden.

Sie geht rasch, etwas befangen und zögernd, das Gesicht dicht verschleiert, als ob sie sich zu einem ersten Stelldichein verfügte; wenn aber das geheimnißvolle Gebahren und die dunkle, sehr reiche Kleidung einen Augenblick lang einen derartigen Verdacht aufkommen lassen könnten, so muß derselbe sofort zerstreut werden durch den Namen, nach dem sie beim Portier fragt, und durch den tieftraurigen Ton, mit welchem sie diesen Namen, einen der berühmtesten in der Wissenschaft, ausspricht.

„Der Doctor Bouchereau? Im ersten Stocke, geradezu . . . Wenn Sie aber keine Nummer haben, ist es unnöthig, hinauf zu gehen . . .“

Sie erwidert nichts und eilt, ihr Kind nachziehend, die Treppe hinauf, als ob sie fürchtete, wieder zurückgerufen zu werden. Oben angekommen, wiederholt man ihr dasselbe: „Wenn Madame sich nicht haben Tags vorher einschreiben lassen . . .“

„Ich werde warten“, sagt sie.

Daraufhin läßt sie der Diener, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, ein Vorzimmer durchschreiten, wo die Leute dicht gedrängt auf Holzbänken sitzen, dann ein zweites, das ebenso voll ist, und öffnet endlich mit einer gewissen Feierlichkeit die Thür des großen Saales, die er sofort hinter der Mutter und dem Kinde schließt, mit einer Miene, die deutlich besagt: „Ihr habt warten wollen . . . nun wartet.“

Ein geräumiges, ungemein hohes Gemach wie in allen Beletagen auf dem Vendômeplatze, mit prachtvollen Deckenmalereien und getäfelten Wänden. In demselben verliert sich gleichsam ein gar nicht hinein passendes, altmodisch geformtes Mobiliar mit rothen Plüschbezügen und ebensolchen Vorhängen und Portièren; dazwischen andersfarbige Stühle und Puffs, wie sie im Hause gestickt werden. Der Kronleuchter im Geschmacke Ludwig XVI. über dem runden Tische aus der Zeit des Kaiserreiches, die gewöhnliche Stutzuhr mit der Polyhymnia zwischen den dazu gehörigen zwei Leuchtern, die Abwesenheit endlich jedes Kunst- oder Ziergegenstandes, verrathen den bescheidenen, arbeitsamen Arzt, der ohne eigenes Hinzuthun berühmt geworden ist, der nichts gethan hat, um den Ruf anzulocken oder ihn gebührend zu empfangen. Und welcher Ruf! Wie Paris allein ihn geben kann, wenn es sich damit befassen will, — ein Ruf, der sich in alle Gesellschaftskreise verbreitet, hinauf und hinunter dringt, in die Provinz, in's Ausland sich ergießt, ganz Europa erfüllt; und dies seit vollen zehn Jahren, ohne nachzulassen, ohne sich zu verringern, unter dem einstimmigen Beifall aller Collegen, die unbedingt anerkennen, daß der Erfolg diesmal der echten Weisheit zu Theil geworden ist und nicht dem verlarvten Charlatanismus! Was Bouchereau diesen außergewöhnlichen Ruf und Zulauf verschafft hat, ist weniger seine wunderbare Geschicklichkeit als Chirurg, sein hervorragendes Lehrtalent oder seine Kenntniß der menschlichen Natur, als der übernatürliche, fast prophetische Blick, der ihn auszeichnet, dieser Blick, der klarer und sicherer ist als der Stahl der Instrumente, dieser geniale Blick der großen Denker und Dichter, der aus der Wissenschaft eine Zauberkunst schafft, Allem bis auf den Grund und

darüber hinaus sieht. Man betrachtet seinen Ausspruch wie den des delphischen Orakels und nimmt ihn hin mit unbedingtem, blindem Glauben, ohne Widerrede. Wenn er sagt: „Es fehlt Ihnen nichts . . .“, dann gehen die Lahmen, und die Sterbenden genesen; daher diese Popularität, die erdrückend, erstickend, unaufhaltsam, auf den Mann eindringt, ihm kaum die Zeit zum Leben und Athmen läßt. Oberarzt in einem großen Krankenhause, macht er jeden Morgen mit peinlichster Genauigkeit die weitläufige Runde, gefolgt von einem Schwarme aufmerksamer Schüler, die den geliebten Lehrer wie ein göttliches Wesen betrachten, an seinen Lippen hängen, seinen Schritten nachdrängen, ihm alle auf einmal ihre Instrumente hinreichen, wenn er eines braucht, denn Bouchereau hat niemals eine Verbandtasche bei sich und borgt sich das ihm augenblicklich nothwendige Instrument stets von einem der Umstehenden, dem er es regelmäßig wiederzugeben vergißt. Hierauf macht er einige Besuche. Dann eilt er nach Hause in sein Ordinationszimmer und beginnt, oft ohne sich die Zeit zum Essen zu gönnen, seine Consultationen, die bis in den späten Abend hinein dauern.

Heute hat es kaum Zwölf geschlagen und schon ist der Saal voll von traurigen, ängstlichen Gesichtern; die Leute sitzen an den Wänden entlang oder um den Tisch herum, über Bücher und illustrirte Zeitschriften gebeugt, kaum den Kopf wendend, wenn neue Ankömmlinge eintreten, jeder nur mit sich selbst und seinem eigenen Weh beschäftigt, verzehrt von der Angst vor dem Urtheilsspruche des Allwissenden. Dumpf brütet das Schweigen über dieser Versammlung von Kranken mit den hohlen, von Schmerzensfalten durchsetzten Zügen, mit den starren, nur zuweilen durch ein grausames Feuer belebten

Blicken. Nur die Frauen bewahren noch einen Rest gesellschaftlicher Haltung, einige sogar bemühen sich, dem Leiden eine hochmüthige Larve vorzubinden, während die Männer, die ihrer gewohnten Arbeit, ihrem thätigen Leben entrissen sind, stärker getroffen erscheinen, sich mehr gehen lassen. Unter all diesen selbstsüchtigen Leiden bildet die Mutter mit ihrem kleinen Begleiter eine rührende Gruppe; er so zart, so bleich, mit dem kleinen, in Zügen und Farbe erloschenen Kindergesichte, in welchem nur noch ein Auge lebt, — sie unbeweglich, wie festgebannt von einer entsetzlichen Angst. Einmal erhebt sich der von dem Warten gelangweilte Knabe und geht mit schüchternen, linkischen Schritten zum Tische, um sich eins der dort liegenden Bilderbücher zu holen; sein Arm, den er unbeholfen ausstreckt, stößt an einen Kranken, und es trifft ihn ein so böser, mürrischer Blick, daß er mit leeren Händen auf seinen Platz zurückkehrt und nun, ohne sich zu rühren, auf seinem Stuhle bleibt, den Kopf auf die Seite gesenkt, in jener ängstlichen Stellung eines flügellahmen Vogels, welche den jungen Blinden eigen ist.

Es ist, als stockte der Pulsschlag des Lebens in diesen an der Thür des großen Arztes wartenden Versammlungen, als seien sie von einer Starrsucht befangen, die nur zeitweilig durch einen Seufzer, einen leisen Husten, einen erstickten Klagelaut, das Geräusch eines aufgenommenen Kleides, unterbrochen wird. Draußen schrillt die Thürklingel alle Augenblick, um einen neuen Kranken einzulassen. Zuweilen macht dieser die Saalthür, nachdem er einen Blick auf die das Zimmer erfüllende Menge geworfen, rasch und erschreckt wieder zu, kommt aber nach einer kurzen Unterredung bald wieder herein und setzt sich resignirt zu den Uebrigen. Denn Begünstigungen

giebt es bei Bouchereau nicht. Nur für diejenigen seiner Pariser oder auswärtigen Collegen, die ihm einen Kranken zuführen, läßt er Ausnahmen gelten: sie dürfen ihre Karte hineinsenden und werden außer der Reihe vorgelassen. Sie unterscheiden sich von den Anderen durch ihr familiäres, selbstbewußtes Auftreten, gehen unruhig im Saale auf und ab, blicken fortwährend auf die Uhr und ärgern sich, daß in dem Ordinationszimmer noch alles still bleibt, trotzdem es schon zwölf Uhr vorbei ist. Und noch immer kommen neue und wieder neue Kranke, Leute aus allen Kreisen und Schichten, von dem feisten Banquier, dessen Diener schon seit dem frühen Morgen zwei Stühle für seinen Herrn besetzt hält, bis zu dem kleinen Beamten, der sich gesagt hat: „Mag es kosten, was es wolle . . consultiren wir einmal Bouchereau.“ . . . Alle Arten von Toiletten und Anzügen sind hier vertreten, die kostbarsten Damenhüte neben den ärmlichsten Häubchen, die dürftigsten, abgetragensten Fähnchen neben schweren Seidenkleidern; die Gleichheit aber spricht sich aus in den von Thränen gerötheten Augen, in den kummervoll gefalteten Stirnen, in all der Trauer und Bangigkeit, welche das Wartezimmer eines großen Arztes erfüllt.

Unter den zuletzt Angekommenen befindet sich ein blonder, wetterharter Bauer, mit breitem Gesichte und breiten Schultern, welcher ein kleines, rhachitisches Wesen begleitet, das sich mit dem einen Arme auf ihn und mit dem andern auf eine Krücke stützt. Mit rührender Sorgfalt ist der Vater um das Kind beschäftigt, beugt seinen von harter Arbeit gewölbten Rücken noch tiefer unter der neuen Blouse, setzt mit seinen plumpen Fingern den Kleinen behutsam auf einen Stuhl. „Ist's dir so recht? Mach' dir's bequem, Kindchen . . .

Wart', ich hole dir ein Kissen . . ." Er spricht laut, ohne sich um die Andern zu kümmern, und stört alle Welt, um sich zwei Stühle und einen Schemel zu verschaffen. Das durch die Krankheit abgezehrte, eingeschüchterte Kind bleibt schweigend sitzen, den kleinen Körper gekrümmt, seine Krücke zwischen den Beinen. Wie endlich beide sich niedergelassen haben, lacht der Bauer dem Kinde zu, wobei ihm die Augen voll Wasser stehen: „Na, Kindchen, da wären wir ja . . . Laß nur gut sein, das ist ein Berühmter, . . . der wird dich bald wieder gesund machen! . . ." Dann läßt er ein freundliches Lächeln über die ganze Versammlung hinweggleiten, ein Lächeln, das überall auf harte, kalte Gesichter stößt. Nur die Dame in Schwarz, die auch ein Kind bei sich hat, blickt ihn gütig an; und obgleich sie ein bischen stolz aussieht, spricht er mit ihr und erzählt ihr seine ganze Lebensgeschichte, daß er Raizou heißt und Gemüsegärtner in Valenton ist, daß seine Frau fast immer krank liegt, und daß die Kieder leider mehr ihr nachgerathen als ihm, der doch so gesund und stark ist. Die drei Aeltesten sind an einer Krankheit gestorben, die ihnen in den Knochen lag . . . Der Letzte schien sich gut anzulassen, seit ein paar Monaten aber hat er's in der Hüfte wie die anderen. So haben sie denn eine Matratze in das Wägelchen gelegt und sind zu Bouchereau gekommen.

Er erzählt das alles in gesetztem Tone, mit der ganzen Breitspurigkeit der Landleute; und während seine Nachbarin ihm gerührt zuhört, prüfen die beiden kleinen Kranken einander mit neugierigen Blicken, einer dem anderen genähert durch die Krankheit, welche ihnen beiden, dem Kleinen in Blouse und grobwollenem Halstuche wie dem vornehmen, in feines Pelzwerk gehüllten Kinde, eine traurige Aehnlichkeit

verleiht .... Da läuft ein Zittern durch den Saal, die bleichen Gesichter röthen sich, die Köpfe wenden sich alle nach der hohen Thür, hinter welcher ein Geräusch von Schritten, von gerückten Stühlen hörbar wird. Er ist soeben gekommen, er ist da. Die Schritte nähern sich. In der rasch aufgestoßenen Thür erscheint ein Mann von mittlerer Größe, untersetzt, breitschultrig, mit starkknochiger Stirn und harten Zügen. Mit einem einzigen Blicke so vielen anderen angsterfüllten, flehenden Blicken begegnend, hat er den ganzen Saal überflogen, alle diese alten und neuen Leiden scharf geprüft. Jemand geht hinein, die Thür schließt sich. „Der muß nicht sehr umgänglich sein," meint Raizou halblaut, und um sich zu beruhigen, sieht er alle die Leute an, welche vor ihm da hineingehen werden. Ein wahres Meer von Menschen und lange, lange Stunden banger Erwartung, bezeichnet durch die schleppenden Schläge der alten Stutzuhr und durch die seltenen Erscheinungen des Arztes. Jedesmal wird ein Platz leer; es geht eine Bewegung, ein wenig Leben durch den Saal, dann wird alles wieder düster und still.

Seitdem die Mutter mit dem Kinde eingetreten ist, hat sie noch kein einziges Wort gesprochen, auch ihren Schleier nicht zurückgeschlagen; ihr Schweigen, vielleicht auch ihr stilles Beten, verbreitet etwas so Ehrfurchtgebietendes um sich, daß der Bauer sie nicht mehr anzureden wagt, ebenfalls verstummt und nur von Zeit zu Zeit schwere Seufzer ausstößt. Einmal zieht er aus seinen weiten Taschen ein Fläschchen, einen Becher und einen sorgfältig in Papier gewickelten Zwieback, den er langsam herausschält, damit sein Kleiner „etwas zu tunken habe." Das Kind nippt an dem Weine und stößt dann Glas und Zwieback zurück: „Nein... nein... ich habe

keinen Hunger . . .“ Und dieses arme, eingefallene, so müde Gesichtchen anblickend, denkt Raizou seiner drei Aeltesten, die auch niemals mehr Hunger haben . . . Seine Augen schwellen, seine Wangen zittern, und plötzlich stottert er: „Bleib hier, Kindchen . . . ich gehe nur sehen, ob der Wagen noch unten steht . . .“ Immer und immer wieder geht er hinunter, um sich zu vergewissern, daß der Wagen seinen Platz nicht verlassen habe; und wenn er mit lächelndem, strahlendem Gesichte wiederkommt, bildet er sich fest ein, daß niemand seine gerötheten Augen und seine violetten Backen sieht, die er so oft abtrocknet und so stark mit den Fäusten bearbeitet, um die Thränen zurückzudrängen, daß sie ganz bläulich schimmern.

Die Stunden schleichen vorüber, langsam und traurig. In dem dunkler werdenden Saale erscheinen die Gesichter noch bleicher und leidender, wenden sich immer flehender dem unempfindlichen Arzte zu, der in regelmäßigen Pausen wiedererscheint. Der Mann aus Valenton ist trostlos, daß sie erst spät in der Nacht nach Hause kommen werden, daß seine Frau sich ängstigen, daß der Kleine frieren wird. Sein Kummer ist so stark, und er spricht ihn mit so rührender Einfalt aus, daß die Dame in Schwarz, als nach fünf tödtlich langen Stunden endlich die Reihe an sie gekommen ist, dem braven Raizou den Vortritt läßt. „Oh, Dank, Dank, Madame . . .“ Seine überströmende Erkenntlichkeit hat nicht Zeit, störend zu werden, denn schon öffnet sich die Thür. Rasch ergreift er seinen Sohn, hebt ihn vom Stuhle, giebt ihm die Krücke, so verwirrt, so erregt, daß er gar nicht sieht, wie die Dame dem armen Krüppel etwas in die Hand steckt mit den Worten: „Für dich . . . für dich . . .“

Ach, wie entsetzlich lang Mutter und Kind dieses letzte

Warten finden, dieses Warten, das der hereinbrechende Abend und die in ihnen fröstelnde Angst zur erstarrenden Pein machen! Endlich, endlich öffnet sich die Thür wieder; sie treten in ein geräumiges, langgestrecktes Zimmer, erhellt durch ein sehr hohes und breites, auf den Platz gehendes Fenster, das trotz der vorgerückten Stunde noch Licht genug einläßt. Daneben steht Bouchereaus Schreibtisch, so schlicht und einfach, wie ihn jeder Landarzt oder Steuereinnehmer hat. Er setzt sich mit dem Rücken gegen das Fenster, so daß das volle Licht die Neuangekommenen trifft, die Frau, deren zurückgeschlagener Schleier ein energisches, junges Gesicht mit blendend reinem Teint und schönen, von schmerzlichen Nachtwachen ermüdeten Augen sehen läßt, und den Kleinen, der den Kopf senkt, wie wenn das Licht ihm weh thäte.

„Was fehlt ihm?“ fragt Bouchereau freundlich, das Kind mit väterlicher Geberde an sich ziehend; denn unter dem rauhen Aeußeren verbirgt sich ein fein empfindendes Gemüth, das vierzig Jahre ärztlicher Wirksamkeit nicht abzustumpfen vermocht haben. Die Mutter winkt dem Kinde, sich zu entfernen, dann erzählt sie mit wohlklingender Stimme und einer Aussprache, welche die Ausländerin verräth, daß ihr Sohn vor einem Jahre in Folge eines Unfalles sein rechtes Auge verloren habe. Jetzt seien Störungen auf der linken Seite aufgetreten, Nebelbilder, Fleckensehen, eine deutliche Abnahme der Sehkraft. Um das vollständige Erblinden zu vermeiden, rathe man zu der Entfernung des todten Auges. Ist das richtig? Und wird das Kind die Operation überstehen können?

Bouchereau hört aufmerksam zu, auf die Armlehne seines Fauteuils gestützt, die kleinen, lebhaften Augen scharf auf den

stolzen Mund vor ihm, auf die rothen, von reinstem Blute zeugenden, niemals von Schminke befleckten Lippen gerichtet. Wie die Mutter geendet hat, sagt er ruhig:

„Die Ihnen angerathene Operation, Madame, wird täglich gemacht und ist durchaus gefahrlos, falls nicht ganz besondere Umstände hinzutreten. Nur ein einziges Mal in zwanzig Jahren ist mir in meinem Hospitale der Fall vorgekommen, daß ein armer Teufel die Operation nicht überstanden hat . . . Freilich war das ein abgezehrter, schlecht genährter Greis, überdies ein Trunkenbold, ein elender Lumpensammler . . . Hier jedoch liegt der Fall ganz anders. Ihr Sohn sieht nicht gerade sehr stark aus; aber er stammt von einer kräftigen, soliden Mutter, die ihm gesundes Blut mitgegeben haben wird . . . Wir können uns ja übrigens gleich selbst davon überzeugen . . .“

Er ruft das Kind heran, stellt es zwischen seine Beine und fragt es, um es zu zerstreuen und seine Aufmerksamkeit von der Untersuchung abzulenken, mit seinem herzgewinnenden Lächeln:

„Wie heißest Du?“

„Leopold, mein Herr.“

„Leopold . . . und wie noch?“

Der Kleine blickt seine Mutter an, ohne zu antworten.

„Also, Leopold, ziehe deine Jacke und Weste aus, damit ich dich näher ansehen kann.“

Das Kind legt seine Kleider langsam, ungeschickt ab, unterstützt von seiner Mutter, deren Hände zittern, und von dem guten Papa Bouchereau, der mehr Uebung darin hat als sie beide. Ach, was für ein kleiner, dünner, rhachitischer Körper da zum Vorschein kommt, die Schultern nach vorne

über die enge Brust hereingezogen wie die eingeschlagenen Flügel eines Vogels vor dem Auffliegen, und das Fleisch so fahl, daß das Scapulier und die geweihten Denkmünzen sich in dem trüben Lichte davon abheben wie von der Gipsfläche einer Votivtafel! Die Mutter läßt den Kopf sinken, als schäme sie sich ihres Werkes, während der Arzt daran herumklopft und horcht, seine Untersuchung zuweilen durch eine Frage unterbrechend.

„Der Vater ist alt, nicht wahr?"

„Nicht doch, mein Herr, kaum fünfunddreißig Jahre."

„Oft krank?"

„Nein, fast niemals."

„Es ist gut . . . Zieh' dich wieder an, mein Kleiner."

Er lehnt sich in seinen großen Sessel zurück und sinnt angestrengt nach, während das Kind, nachdem es seine blauen Sammetkleider und seine Pelze angelegt hat, wieder auf seinen früheren Platz ganz am Ende des langen Zimmers zurückgeht, ohne daß man es ihm geheißen hätte. Seit Jahresfrist ist es so sehr an das geheimnißvolle Flüstern über sein Leiden gewöhnt, daß es sich gar nicht mehr daran kehrt, nicht einmal versucht, es zu verstehen, sich ganz und gar gehen läßt. Die Mutter aber, die Mutter, welch herzzerreißenden Blick heftet sie auf den Arzt!

„Nun?"

„Madame," sagt Bouchereau ganz leise, jedes Wort betonend, „Ihr Kind ist in der That der Gefahr ausgesetzt, vollständig zu erblinden. Und doch . . . wenn es mein Sohn wäre, ich würde ihn nicht operiren . . . Ich kann mir diesen kleinen Organismus noch nicht ganz erklären, aber es sind zweifellos absonderliche Störungen da vorhanden, eine Zer-

rüttung des ganzen Systems, namentlich das schlechteste, ärmste, erschöpfteste Blut . . .“

„Königliches Blut!“ grollt es dumpf und bitter aus Friederikens Munde, indem von sie ihrem Sitze aufschnellt. Sie hat plötzlich das bleiche Todtengesicht ihres Erstgeborenen vor sich gesehen, wie er damals in dem kleinen, rosengeschmückten Sarge lag . . . Bouchereau, der sich ebenfalls erhoben und durch die zwei Worte Aufschluß über alles erlangt hat, erkennt in der vor ihm stehenden Dame die Königin von Illyrien, der er niemals begegnet ist, weil sie nirgends hinkommt, deren Porträt er aber schon öfter gesehen hat.

„Madame . . . Wenn ich gewußt hätte . . .“

„Entschuldigen Sie sich nicht,“ sagt Friederike schon etwas ruhiger, „ich bin zu Ihnen gekommen, um die Wahrheit zu hören, die volle, reine Wahrheit, die sonst niemals bis zu uns dringt, selbst in der Verbannung nicht . . . Ach, Herr Bouchereau, wie unglücklich wir Königinnen sind! Da setzen sie mir Alle, Alle, zu, daß ich mein Kind operiren lasse! Trotzdem sie recht gut wissen, daß es ihm an's Leben gehen kann . . . Aber die Staatsraison! . . . In einem Monate, in vierzehn Tagen, noch früher vielleicht, wird der illyrische Landtag eine Deputation zu uns entsenden . . . Man will ihr einen König vorzustellen haben . . . Wenn er so bliebe, wie er da ist, das ginge noch; aber blind! Von einem Blinden wird Niemand etwas wissen wollen . . . Deßhalb also, auch auf die Gefahr hin, ihn zu tödten, die Operation! . . . Regiere oder stirb . . . Und ich wäre beinahe zur Mitschuldigen dieses Verbrechens geworden . . . Armer kleiner Zara! . . . Was liegt daran, daß er regiere, du mein Herr und Gott! . . . Wenn er nur lebt, lebt! . . .“

*
* *

Fünf Uhr. Der Abend dämmert. In der Rue de Rivoli, am stärksten belebt um diese Stunde, die des Diners und der Heimfahrt aus dem Bois de Boulogne, können die Wagen nur im Schritt vordringen, an dem Tuileriengitter entlang, das sich, von der früh untergehenden Sonne getroffen, in langen Streifen über die Vorübergehenden auszudehnen scheint. Nach dem Triumphbogen zu leuchtet noch die Gluth der Abendröthe; die andere Seite dagegen ist von einem trauerfarbenen Violett eingenommen, dessen Ränder in dichtem Schatten nachdunkeln. Nach dieser Richtung hin entfernt sich der schwere Wagen mit dem illyrischen Wappen. An der Ecke der Rue Castiglione sieht die Königin plötzlich den Balcon des „Hotel des Pyramides" wieder, und mit ihm tauchen die Hoffnungen vor ihr auf, die sie damals bei ihrer Ankunft hegte, die so fröhlich über ihrem Haupte schwebten wie die Militärmusik, die an demselben Tage aus dem grünen Blättermeere heraustönte . . . Welche Enttäuschungen, welche Kämpfe seitdem! Jetzt ist es zu Ende, zu Ende. Das Geschlecht ist erloschen . . . Ein Gefühl tödtlicher Kälte überläuft sie, während der Wagen weiter und weiter fährt, dem Dunkel entgegen, in das Dunkel hinein, immer tiefer hinein. Deßhalb sieht sie auch den zärtlichen, furchtsamen, flehenden Blick nicht, den das Kind auf sie heftet.

„Mutter, wenn ich auch nicht mehr König bin, wirst du mich immer noch lieb haben?"

„O mein Liebling! . . ."

Sie drückt leidenschaftlich die kleine Hand, welche sich der ihrigen entgegen streckt . . . Jetzt, jetzt erst, ist das Opfer ganz vollbracht. Wieder erwärmt und gestärkt durch diesen Händedruck ist Friederike nur noch Mutter, nichts mehr als Mutter;

und wie nun plötzlich die zerstörten, von dem letzten Strahle der scheidenden Sonne vergoldeten Tuilerien an die Vergangenheit gemahnend vor ihr aufragen, da blickt sie ohne jede Erregung, ohne jedes Erinnern auf sie hin, als sähe sie irgend eine altassyrische oder egyptische Ruine vor sich, ein Denkmal vergangener Sitten und Völker, etwas Ehrwürdiges, Uraltes, — für ewig Todtes.

Ende.

Buchdruckerei von **W. u. S. Loewenthal**, Berlin SW, Schützenstraße 68.